1923

D I E V O L K S O R D N U N G.

Grundlegung einer Volkswissenschaft

in fünf Bänden.

I. Band: Der Ursprung des Gemeinwesens

m 2 Mappen

von

E u g e n R o s e n s t o c k

Dr.jur.et phil.

++++++++++++++++++++++++++++++

Die übrigen Bände sollen enthalten:

II. Der Alltag der Arbeit.
III. Das Wirken der Sprache.
IV. Die Gesetze unserer Zeitrechnung.
V. Biographie der Persönlichkeit.

1074

Wirklichen Gliederung.

Das Schicksal des Gemeinwesens.

Einleitung.

Synoptomatik oder Ereignislehre

Die Kräfte der Volksleidenschaft.

I. Klassenkampf.

II. Krieg.

III. ~~Kulturverfall~~. Barbarei.

IV. Anarchie.

Pragmatik oder Erfahrungslehre

Die Gewalten des öffentlichem Lebens.

Die Beschwerden der Zeit	(Parteien)
Die Bedürfnisse des Landes	(Verwaltung)
Die Widerstände der Bewohner	(Interessen) S. [illegible]
Die Einsetzung der Regierung	(Staatsform) S. 457

Historik oder Geschichtslehre:

Die Mächte der Geschichte.

Kirchenstiftung.

Staatengründung

Gesellschaft I. Die liberale Gesellschaft. Juden.

Liebesheirat. Genie. Rechtsstaat.

Gesellschaft II. Das Proletariat, hier: Pazifismus, Monismus, Suffragettes, Sozialismus.

Gesellschaft III. Die Übermenschen.

Gesellschaftsordnung. Ruhr.

Methodik oder Gestaltungslehre

Die Gestalte des Gemeinwesens.

Das Brandmal der Knechtschaft	Gesellschaftskritik
Die Merkmale der Freiheit.	Staatsbürgerlicher Unterricht
Die Ehrenmale des Adels.	Historische Erziehung
Der Jahrgang des 9. November.	Volksbildung.

I. Band: D e r U r s p r u n g d e s G e m e i n w e s e n s .

I. Die Kräfte der Volksleidenschaft.

1. Der Zusammenbruch.
2. Klassenkampf.
3. Krieg.
4. Kulturverfall. S. 121
5. Anarchie. S. 177

S. 1 ↓ S. 42 } 1 Mappe

II. Die Gewalten des öffentlichen Lebens.

1. Der Alltag der Politik.
2. Die Klagen der Parteien.
3. Die Bedürfnisse des Landes.
4. Die Widerstände der ~~Beamten~~,
5. Die ~~Einsetzung der Regierung~~.

} 1. Mappe

III. Die Mächte der Geschichte.

1. Die nationalen Festtage.
2. Kirchenstiftung.
3. Staatengründung.
4. Gesellschaftsordnung.
5. Volkwerdung.

IV. Die Gestalt des Gemeinwesens.

1. Die Brandmale der Knechtschaft.
2. Die Merkmale der Freiheit.
3. Die Denkmale des Adels.
4. Der Jahrgang des 9. Novembers.

... entspricht nicht der wirklichen Gliederung!

Das Schicksal des Gemeinwesens.

Einleitung.

Symptomatik oder Ereignislehre

Die Kräfte der Volksleidenschaft.

I. Klassenkampf.

II. Krieg.

III. ~~Kulturverfall~~. Barbarei.

IV. Anarchie.

Pragmatik oder Erfahrungslehre

Die Gewalten des öffentlichem Lebens.

Die Beschwerden der Zeit	(Parteien)
Die Bedürfnisse des Landes	(Verwaltung)
Die Widerstände der Bewohner	(Interessen) S. 384
Die Einsetzung der Regierung	(Staatsform) S. 457

Historik oder Geschichtslehre:

Die Mächte der Geschichte.

Kirchenstiftung.

Staatengründung

Gesellschaft I. Die liberale Gesellschaft. Juden. Liebesheirat. Genie. Rechtsstaat.

Gesellschaft II. Das Proletariat, hier: Pazifismus, Monismus, Suffragettes, Sozialismus.

Gesellschaft III. Die Übermenschen.

Gesellschaftsordnung. Ruhr.

Methodik oder Gestaltungslehre

Die Gestalt des Gemeinwesens.

Das Brandmal der Knechtschaft	Gesellschaftskritik
Die Merkmale der Freiheit.	Staatsbürgerlicher ~~Erziehung~~ Unterricht
Die Ehrenmale des Adels.	Historische Erziehung
Der Jahrgang des 9. November.	Volksbildung.

I, 1. Der Augenblick des Zusammenbruchs.

A. Die Anlage des Buches.

Die Wissenschaft von Staat und Volk befindet sich in einer unerhörten Lage. Sie trifft überall auf verworrene Trümmer oder unerkennbare Keime, nirgends auf Ordnung. Wissenschaft aber will Ordnung schaffen, auch und gerade dann, wenn sichtbar keine Ordnung wahrzunehmen ist. Nun ist es nicht sehr aussichtsreich, für die Staatswissenschaften oder Soziologen aus der flachen Hand des gelehrten Denkens eine Theorie herauszuspinnen. Wo nähme der Mann seine glaubwürdigen Beweise her? Tatsachen müssen die theoretisch gefaßten Gesetze bewähren. Eher ist Politik keine Wissenschaft, sondern Scholastik. Die einzigen Tatsachen, aber, die uns umgeben, sind negativer Art. Ein Nicht=mehr und ein Noch=nicht blickt uns von überall her entgegen. Da wo positive Tatsachen fehlen, muß an die Erfahrung des Negativen appelliert werden. Wir müssen die Nahtstelle aufsuchen, wo das Alte, das nicht mehr ist, den entscheidenden Stoß erhielt und wo das Neue, das noch nicht ist, angehoben hat. Diese Nahtstelle drängt sich auf einen einzigen Tag zusammen, den Tag der Revolution und des Waffenstillstandes, den 9. November.

Wenn wir einen Rückblick auf die politischen Gedanken werfen, die bisher der 9. November gezeitigt hat, so bestärkt uns das in dem Gefühl, daß man bisher diesem Ereignis gedanklich noch nicht das abgewonnen hat, was es an politischem Ertrag ab=

zuwerfen verspricht. Wie wurde denn auf den 9. No=
vember reagiert?

Wenn ein Haus einstürzt, wie das der Deut=
schen am 9. November 1918, so gibt es an sich ver=
schiedene Weisen, wie die Bewohner sich dazu verhal=
ten können. Das ist natürlich. Das Merkwürdige an
dem Verhalten der Deutschen 1918 war aber, daß je=
der einzelne im Volke scheinbar widerstandslos nur
einer dieser Betrachtungsweisen erlag, je nach den
Zufällen seines Milieus. Es war, als läge für jeden
eine, und nur eine Bahn bereit, auf der er nun zu=
nächst mit Volldampf als politischer Kritiker ins
Land der Zukunft hinausfuhr. Im Ablauf der Jahre
erwies sich aber jede einzelne dieser zwangsläufigen
Verhaltensweisen als unzuläng=
lich. Der Ruhreinfall am Ende dieses Ablaufs be=
kräftigt den Einsturz des Reichshauses des 9. No=
vember in militärischer und wirtschaftlicher Be=
ziehung, aber er trifft geistig eine veränderte La=
ge an. Es herrscht heut eine größere geistige Un=
sicherheit über die politische Stellungnahme zu dem
Einsturz und Aufbau als damals. Während etwa im
Sommer 1919 jeder programmatisch zu wissen glaubte,
wie er sich einen Staat innen und außen mindestens
im Wunschbild vorzustellen habe, ist das heute nicht
der Fall. Die Parteiprogramme sämtlich sind mit vie=
len Fragezeichen versehen. Politische Einsicht wäre
vielleicht nicht unerwünscht. Aber ein Verfallen
in das Gerede der letzten vier Jahre sind die meister

Menschen leid. Es herrscht eine gewisse Ermüdung und Erschöpfung. Und keiner glaubt mehr recht daran, den andern politisch überzeugen zu können. Man redet möglichst wenig von Theorien und Prinzipien. Man sucht den Alltag zu bewältigen.

Geht das so weiter, so versiegt die geistige Arbeit im politischen Dingen wohl bald ganz. Es ist in anderen Ländern ja ein ähnliches Verstummen zu verspüren. Das heißt aber, daß die Völker sich in Atome auflösen und die Masse nicht mehr den Führern aufs Wort folgen kann. Ein Gemeinwesen kann offenbar nur solange bestehen, als man sich über das gemeine Wesen, über die einfachsten Begriffe wie Recht, Gewalt, Macht, Staat, Regierung, Gesetz in etwa versteht und als den Jahrgängen des Volkes darüber einigermaßen etwas Sinnvolles und Übereinstimmendes gelehrt wird. Heute ist diese Übereinstimmung in rascher Zersetzung begriffen. Wo sie noch zu bestehen scheint, verfällt sie beim nächsten Schritt in dem politischen geschehen draußen.

Vielleicht ist es da praktisch, den Blick auf jenes widerstandslose, instinkthafte Verfallen in gewisse Denkbahnen zu lenken, das nach dem 9. November zu beobachten war, das aber bei jedem Unglück zu beobachten ist. Wie ist es denn, wenn ein Werk der Technik einstürzt? also z.B. ein Gebäude? Der Eigentümer kann so sehr an diesem Hause hängen, daß er unter seinen Trümmern mit begraben sein möch-

te. Er versteht eine Welt nicht mehr, in der dieses Haus fehlen soll. Er fragt nichts mehr nach dem Leben. Er wickelt sich, wie der Professor der Rechte Leist aus Gießen getan hat, in die deutsche Reichsfahne und stirbt mit dem Alten mit. Es ist dieses Sterben wohl die innigste Verbindung zwischen Sache und Sachwalter, Besitz und Besitzer. Hier wirkt der Tod des Eigentums den Tod des Eigners, so innig ist beider Eigenart aufeinander bezogen. Jeder, der sein Leben nicht verwirkt glaubt mit dem Zusammenbruch, muß, verglichen mit diesem Toten, offenbar weniger absolut an dem Gemeinwesen, so wie es war, hängen als jener. Er muß doch glauben, es überleben zu können. Aber unter diesen Überlebenden sind sehr verschiedene Elemente. Die einen überleben es wie der Pudel den Sturz ins Wasser. Man hat Pech gehabt. Man wird das Haus wieder aufbauen. Es war ein Naturereignis, daß es abbrannte. Man hofft, es ebenso stattlich wieder aufzubauen. Keine Spur von Zweifel daß der Wiederaufbau an sich möglich ist. Umso weniger, als das ganze Unglück nur durch Brandstiftung erklärt werden kann. Der Bau war herrlich und tadellos. Aber böse Buben haben mit Feuer hantiert. Mörder haben die Wächter ermordet, Juden den Hausverwalter bestochen.

Die zweite Betrachtungsweise ist ebenso kalt, rechthaberisch und lieblos wie diese erste Das Haus hat nichts getaugt. Es mußte einstürzen. Es verdiente es nicht besser. Man hilft dem ein-

stürzenden Trümmerhaufen wohl noch mit einem Fußtritt nach. Man entrüstet sich über die schlechte Luft, die in dem alten Hause geherrscht habe. Man entwirft verführerische Pläne eines Neubaus nach den Prinzipien, die man von jeher für die einzig richtigen gehalten habe.

Diese beiden Gruppen vollführen ein großes Getöse, die einen aus Zorn über den Einsturz, daß so etwas gegen ihren Willen hat passieren können, die andern aus Genugtuung, weil sie es ja längst so hätten kommen sehen. Sie hätten es eben immer gesagt, rufen die Einen. Es hätte nicht zu sein brauchen, betonen die anderen.

Ob wohl im Jahre 1908, als auf den Fildern bei Stuttgart das heimkehrende starre System seines Luftschiffes verbrannte, der alte Graf Zeppelin und seine Berater so verfahren sind? Der viel enttäuschte Greis ging doch wirklich in seinem Werke auf. Aber er überlebte den Zusammenbruch. Er behauptete nicht, daß das Unglück von Feinden und Spitzbuben angerichtet sei. Er verzichtete ebenso auf den Trost, daß man das habe voraussehen können. Sondern seine Formel lautete anders: Er empfand es als ein Unglück, aber als ein notwendiges. Er konnte bald nicht mehr unterscheiden, was für sein Weiterwirken größere Wichtigkeit hatte: die Seite der Sache, die es zu einem bösen Unglück stempelte, oder die Seite, durch die sich die Unvermeidlichkeit solcher Katastrophen herausstellte. Die Herrlichkeit

seiner Erfindung und das Risiko, das sie barg, gehörten zusammen. Das Merkwürdige ist, daß der Mensch so viel riskiert, um dergleichen zu erfinden.

Die eigentliche Klarheit hat der Luftschiffbau erst aus dem Echterdinger Unglück und einigen anderen Katastrophen gewonnen. Es ist die lebendige und wirksame Betrachtungsweise, die aus den Ereignissen heraus zu denken versucht. Demgegenüber wird es immer ein naives Urteil geben, das „die ganze Geschichte" für höchst überflüssig und für eine Gemeinheit erklärt, und ein moralisches, welches wie eine alte Tante das Unglück als nur allzu gerecht nachweisen möchte. Nehmen wir nun noch das Urteil der Verzweiflung dazu, die das Unglück nicht überleben mag, so haben wir wohl alle Methoden beieinander, die ~~seit~~ aus dem 9. November entspringen konnten.

Aber dabei ist wohl ein Unterschied. Das naive Urteil und das ethische Urteil waren sofort fertig. Das waren denn auch die Bahnen, auf denen Jedermann sofort losfuhr. Die seelische Verzweiflung aber und vor allem die geistige Wirksamkeit brauchen länger. Die Verzweiflung, weil nicht jeder gleich die ganze Größe dessen, was er verlor, übersehen konnte. Diese Verzweiflung ist heut gründlicher und tiefer als vor fünf Jahren. Genau so ist aber auch das wirksame Urteil der Entwicklung bedürftig und fähig.

Es ist sofort möglich, den 9. November im

Lichte der eigenen Vorurteile zu kritisieren. Es braucht eine geraume Weile, ehe man die Fähigkeit gewonnen hat, die eigenen Vorurteile im Lichte des 9. November zu kritisieren. Und man kann immer sagen, daß es selbst heute dazu zu früh sei. Auf der anderen Seite vollzieht sich seit diesem Ereignis, wie sich gezeigt hat, ein solcher politischer Gedankenschwund, daß es nur lächerlich wirken müßte, so, als sei nichts geschehen, aus vornovembrigen politischen Ideen heraus über den Staat eine Lehre zu entwickeln. Das Gorgonenhaupt des Zusammenbruchs bleibt eben bei jeder politischen Betrachtung neben uns.

Hinweg also mit allem, was wir vom Staat, Volk, Politik zu wissen glauben! Hervor mit dem Maßstab des 9. November! Was läßt sich ~~über~~ von diesem Tag (als für Politik) sagen? Was ist ~~ihm~~ ihm gesagt und gefühlt worden von den Teilen des Gemeinwesens, ~~daß~~ er, (wenn auch jeder anders) betraf? Wenn irgendwo, so müssen hier die politischen Anfangsgründe erlernbar sein. Denn der Vorgang stellt sich immer deutlicher als die Epoche in unserem politischen Schicksal dar. Vielleicht eröffnet sich hier (auch erkenntnismäßig) ein Weg in die Politik, der nicht in brutaler Naivität oder moralischer Selbstgerechtigkeit stecken bleibt, der die drohende Verzweiflung mit dem redlichen Handwerkszeug wirksamer und fruchtbarer wissenschaftlicher Auswertung des Ereignisses überwindet

Es ist aber nicht zu erwarten, daß wir ohne eigene Leidenschaft und Parteilichkeit von der Tatsache des 9. November zu reden anfangen könnten. Die Kühle wissenschaftlicher Erkenntnis kann nicht von uns in Anspruch genommen werden für einen Vorgang, bei dem wir alle in die innigste Mitleidenschaft gezogen sind. Aber allerdings, indem das eingestanden wird, erscheint es möglich, von da aus Schritt für Schritt zur Abkühlung und Reife des Urteils vorzudringen. Diese Abkühlung, die Er-läuterung, die allmähliche Aufhellung des Sinnes des Ereignisses kann eine Erkenntnis politischer Gesetze erfolgreich einleiten. Dieses Hervorgehen der sozialen Wahrheiten aus der leidenschaftlichen Ergriffenheit durch ein ungeheures Ereignis bestimmt den Gang unserer Darstellung. Wir versuchen, aus der Erschütterung des 9. November Ordnung, Bahn und Gestalt des Gemeinwesens der Deutschen deutlich werden zu lassen.

Wir brauchen dazu schon langen Atem der Geduld bei uns selbst wie beim Leser. Wir müssen es uns versagen, beim ersten Satz und im ersten Augenblick schon zu sagen, was wir aus dem Ganzen lernen können. Die gleiche Entsagung muss der Leser üben. Er erkennt nichts, wenn er nur von dem ersten Kapitel und den ersten Sätzen Kenntnis nimmt. Er muss sich wie wir selber mit dem ganzen [illegible] Umgang des 9. November, [illegible]

1. Die Revolution und der Klassenkampf.

Am 9.November zogen junge Burschen mit Schildern durch die Straßen Berlins: acht Stunden Arbeit,acht Stunden Schlaf,acht Stunden Muße. Sie empfanden den Tag als die Befreiungsstunde des deutschen Proletariats. In der Tat nahmen an jenem Tage die Arbeitervertreter den Rest von Staatsmacht,der noch vorhanden war,in ihre Hände,ohne daß ihnen irgend eine andere Volksklasse diesen Schritt streitig gemacht hätte. Im Gegenteil,man hat sie geradezu darum,die politische Macht zu übernehmen,um die Herrschaft nicht den Zehnjährigen Rekruten anheim fallen zu lassen.

Diese Arbeitervertreter wurden so plötzlich zu Trägern der deutschen Volksgeschicke. Sie traten ein in die Geschichte. Bis vor dem Kriege hatten sie sich geflissentlich vor den Toren der Geschichte gehalten, sie hatten gewartet,sie waren die Kommenden. Ihr Tag sollte erst anbrechen. Und wenn man sie fragte,was sie seien,so erfuhr man: die Führer des klassenbewußten Proletariats. Wir kämpfen den Klassenkampf,den einzigen echten Kampf,den es gibt. Denn alle Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen. Die soziale Frage jedes Zeitalters wird nur durch soziale Kämpfe und Revolutionen gelöst. Der Befreiungskampf des vierten Standes wird diesen an die Macht bringen, wie 1789 der dritte Stand zur Herrschaft gelangt ist. Alle diese diplomatischen Intrigen,militärischen Rüstungen,geistigen und wissenschaftlichen Kämpfe,die Europa scheinbar beschäftigen und aufregen,sind nur der wirkliche Inhalt

Geschichte. Die wirkliche Geschichte vollzieht sich nur im ökonomischen Kampfe zwischen Ausbeuter und Ausgebeuteten,zwischen den Klassen.

Diese Anschauungen also sahen sich am 9.November bestätigt. Auch in Deutschland schien,wie ein Jahr zuvor in Rußland,der ganze Riesenscheiterhaufen des Weltkriegs nur aufgehäuft worden zu sein,um den Untergang des dritten Standes in seinem Brande herbeizuführen,um das Proletariat zu seiner Weltmission zu befreien: der Schaffung der klassenlosen Gesellschaft.

Der Klassenkampf des Sozialismus ist also als ein doppelter gedacht: als Kampf der proletarischen Klasse gegen die bürgerliche,zugleich aber als ein Kampf gegen alle Klassenschichtung überhaupt. Die Arbeiterklasse ist die letzte Klasse. Sie wird eine Wiederkehr neuer Klassengegensätze unmöglich machen, sobald sie in ihrem Kampfe die bürgerliche Gesellschaft verdrängt hat. Sie wird aber die bürgerliche Gesellschaft in dem Augenblick besiegen,wo jeder Proletarier das Bewußtsein seiner Klassenlage haben wird. Denn in diesem Augenblick wird die bürgerliche Ideologie und Geisteshaltung ihre Macht über die Gemüter verloren haben.

Der Klassenkämpfer ist sich seiner Klassenlage bewußt. Sein Gegner,der Bourgeois dagegen,sucht die Tatsache der Klassenschichtung sich und den andern nicht einzugestehen. Die bürgerliche Gesellschaft tut so,als sei die Klassenlage etwas Belangloses,Ver-

änderliches, Vorübergehendes, Gerechtes. Sie macht sich die Tatsache des Klassenkampfes möglichst wenig klar; denn sie wäre ihr unangenehm. Der Proletarier kann garnicht genug daran denken.

Wir haben also das eigenartige Schauspiel, daß ein Kampf auf der einen Seite durch Verschleierung, auf der anderen durch Bloßlegung, dort schon tatsächlich, aber unbewußt, hier bewußt, wenn auch noch abwartend, geführt wird. Wenn das Strafgesetz die Aufreizung zum Klassenhaß, zu Gewalttätigkeiten gegen einzelne Klassen der Bevölkerung unter Strafe stellt, so ist also nur der bewußte Klassenkämpfer in Gefahr, von diesem Paragraphen ereilt zu werden. Hingegen wird die bürgerliche Gesellschaft an sich nur die einzelnen Angehörigen der Arbeiterklasse stillschweigend ausbeuten. Wer herrscht, braucht nicht aufzureizen; wer herrscht, braucht auch kein revolutionäres Bewußtsein. Er handelt instinktiv richtig im Interesse seiner Herrschaft und seiner Klasse.

Die klare Erkenntnis dessen, was Klasse, Klasseninteresse und Klassenherrschaft ist, findet sich daher nur auf Seiten des Proletariats. Dies muß sich Rechenschaft darüber ablegen, was an den Klassen noch notwendig, was zum Untergang reif ist. Das Proletariat aber ist die Klasse jener, die nichts zu verlieren haben als ihre Ketten, die aber auch nicht neue Ketten eintauschen wollen für ihre alten, sondern die endgültige Revolution der menschlichen Gesellschaft in Geduld vollenden wollen.

Drei Begriffe verlangen eine Erklärung: Klasse, Proletariat und das revolutionäre Element des Klassenkampfes. Es ist Tatsache, daß diese drei Begriffe in Millionen Menschen gezündet haben. Es gilt daher, hinter diesen drei Begriffen uns das Stück Volksleben, das Stück Wirklichkeit klar zu machen, das offenbar von diesen Worten treffend erfaßt worden sein muß. Unmöglich hätten sie sonst so gezündet.

Das Wort Klasse wird im Alltag anders gebraucht als vom Sozialismus. Die drei oder vier Klassen in der Eisenbahn, das preußische Dreiklassenwahlrecht, die Klassensteuer oder der Klassenkampfparagraph haben eine andere Verwendung für das Wort. In allen diesen Fällen werden Menschen nach rein äußeren Merkmalen ohne ihre Zustimmung in Gruppen zerlegt, vor allem nach der rechnerischen Einteilung, ihrer Wichtigkeit für den Geldbeutel des Staates. Die Klasse ist ein Klassifikationsmittel für den Steuerbeamten und den Fiskus. Je nach seiner Klasse bringt der einzelne dem Staat mehr oder weniger ein. Oder wer selber zum Staat gehört, darf erster Klasse auf der Eisenbahn fahren. Diese Einteilung in Klassen entspricht auch dem Ursinn des lateinischen Wortes classis. Die Leistung für den Staat entscheidet über die Zugehörigkeit zur Klasse.

In diesem Sinne wird das Wort Klasse im sozialistischen Sinne nicht gebraucht. Es fällt nicht zusammen mit dem Gegensatz von arm und reich. Arm und reich bedingen zwar soziale Unterschiede. Und sie ver-

setzen uns in verschiedene Steuerklassen. Aber es ist nicht so,wie ein Berliner Genosse einmal derb meinte: „100.000 Mark (Goldmark) Einkommen,und die soziale Frage ist für mich gelöst." Im Sinne des Sozialismus ist sie auch dann nicht gelöst. Denn nicht Armut und Reichtum entscheiden über die Klassenlage. Es gibt reiche Kaufleute und ganz arme,dürftige Bauern und steinreiche, Großindustrielle und kleine „Buden"besitzer. Und doch sind die Bauern „reich und arm" eine Klasse. Ja,diese Ungleichheit innerhalb der Klassen geht noch tiefer. Der Bauer in der Rhön hat ein undankbareres Land sich gegenüber als der in der nahen Wetterau; der Schlesier kann seinen Boden nicht messen mit dem des Winzers und Obstzüchters am Rhein. Der Arbeiter in Neapel genießt die entzückenden Reize der Sonne und des Himmels,die dem Dockarbeiter an der Themse nie zu Gesicht kommen. Die Natur der Erde ist ungerecht gegen uns Menschen. Der Boden,das Klima,die Leichtigkeit des Lebens sind völlig verschieden. Trotzdem muß das Menschengeschlecht dort ausharren,wo es steht. Der Rhönbauer,der seinen kargen Boden im Stich läßt und in der Wetterau einen Hof übernimmt,mag das als einzelner tun. Würde die Rhön um der Wetterau willen verlassen,wegen der Härte der Arbeit dort,so würde irgend etwas unter den Menschen verrückt,was ohne Schaden nicht verrückt werden darf. Wir empfinden deutlich, daß die Schweizer Bergtäler nicht deshalb von den Menschen geräumt werden dürfen, weil andere Menschen anderswo leichter leben. Der Un-

terschied von leicht und schwer,reich und arm,Bequemlichkeit und Mühsal ist kein Unterschied,der durch eine Neuordnung der Menschen aus der Welt geschafft werden kann. Rhön und Wetterau sind beide Stücke Erde und müssen darum beide zu ihrem Rechte kommen. Die Verschiedenheit der Natur können wir Menschen nicht ändern. Die Gleichheit der Menschen wird durch die gründliche Verschiedenheit der Natur von Land zu Land,Erdteil zu Erdteil,aber auch von Provinz zu Provinz,dauernd durchkreuzt. Die Erde macht uns verschieden,macht den Südländer,den Orientalen,den Lappländer, den Holländer so,wie sie sind,damit sie es bei ihrer Arbeit,ihrer Bodenart,ihrem Klima aushalten. Die Menschen arbeiten geteilt; jeder steht an einer anderen Stelle der Natur gegenüber. Jeder muß sich dieser Natur darum in seiner besonderen Weise anpassen: in Kleidung,Nahrung,Werkzeug und Wohnung rüstet sich der Büffeljäger anders aus als der Seemann. Die v e r s c h i e d e n e Arbeit,die A r b e i t s v e r s c h i e d e n h e i t , wie wir das nennen wollen, trennt die menschliche Natur in tiefgehender Weise, aber sie allein bildet keine Klassen im Sinne des Klassenkampfes.

Sondern etwas weiteres muß zu diesem Zwecke geschehen: Unter den Menschen,die ein und derselben Natur gegenüberstehen,also unter den Bewohnern Neapels,muß sich eine weitere Teilung der Arbeit an dieser einen Natur herausbilden. Erst aus der Arbeitsteilung innerhalb ein und derselben Natur entstehen die

Klassen. Menschen desselben Ortes, desselben Wohnsitzes, der gleichen Sprache, des gleichen Körperbaues, des gleichen Temperaments, der gleichen Herkunft teilen sich in Klassen durch ihr Arbeitsschicksal, durch ihre mehr oder weniger innige und dauernde Verbindung mit der Natur, die es zu bearbeiten gilt, um zu leben. Die Klassen bilden sich nach dem Verhältnis der Menschen zu ihren Produktionsmitteln, heißt das in der Sprache der sozialistischen Theorie. Es gibt daher nur drei Klassen: den Grundeigentümer, dem Kapitalisten und den Lohnarbeiter. Jenem eignet das Stück Erde, das ausgenutzt werden muß. Diesem eignet die Arbeitskraft, um der Natur auf den Leib zu rücken. Dem Kapitalisten aber eignen die Mittel, um den Arbeitskräften ihren Unterhalt vorzustrecken und die Werkzeuge und Apparate zu beschaffen, mit denen der Natur beigekommen werden kann; z.B. muß das Kapital zu diesem Zwecke Experimente anstellen, Forscher entdecken und erfinden lassen, die Wissenschaft unterstützen: All das ist aber nur eine Erweiterung seiner Mittel, zwischen der Natur und den nackten „Unbemittelten" Arbeitskräften den Arbeitsprozeß, der einer großen Menge von Vorbereitungen und Hilfsmitteln, von Kapitalien bedarf, in Gang zu bringen. Daher kann ein und derselbe Mensch allen drei Klassen angehören, wie etwa ein mittlerer Landwirt, der Eigentümer seines Grund und Bodens ist, der Betriebskapital genug hat, um die Wirtschaft in Gang zu setzen und in Betrieb zu halten, und der schließlich drittens selbst im

eigenen Betriebe seine volle Arbeitskraft einsetzt. In seiner Person kann es zu keinem „Klassenkampf" kommen, sondern dieser tritt da auf, wo diese drei Eigenschaften an verschiedenen Menschen haften, von denen jeder nur Eigentümer, nur Kapitalist, nur Lohnarbeiter ist. Denn hier bilden sich unheilbare Klassengegensätze heraus. Falls nun alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, so folgt daraus, daß die Menschheit immer eine Menschenklasse ausgeschieden hat, die nur auf ihre nackte Arbeitskraft angewiesen war, die daher mit ihrer Benachteiligung immer unzufrieden war. Denn um es zu wiederholen: Wer nur über seiner Hände Arbeit verfügt, der hat keinen unmittelbaren Zugang zur Natur. Nur dieser unmittelbare Zugang aber, ein Stückchen Verfügungsgewalt über ein Stückchen Ackererde, einen Wald, eine Viehherde, ein Fischwasser, ein Bergwerk macht mich unabhängig von anderer Menschen Gunst und Gnade, macht mich selbständig, sodaß ich auf eigenen Füßen stehen kann.

In der Tat hat es nun immer und zu allen Zeiten Menschen gegeben, die es zu dieser Selbständigkeit nicht brachten. Diese Unselbständigen heißen Proletarier. Das Wort kommt von lateinisch proles, der Nachwuchs, die Nachkommenschaft. Proletarier sind also die, die ewig Nachkommen bleiben, die nicht zur wirtschaftlichen Selbständigkeit heranwachsen. Alle Kinder der Menschen sind an sich proles,

Nachwuchs. Aber die,die es zur Selbständigkeit bringen,werden damit fähig,einen eigenen Hausstand zu gründen,einen eigenen Erwerb anzufangen und so aus Kindern Männer,aus Unmündigen Väter und Meister,aus abhängigen Versorgten selbständige Wirtschafter zu werden. Proletarier aber ist der,dessen natürliches Wachstum aus Kind in Vater,aus Nachwuchs in Stammvater,aus Unmündigkeit in Selbständigkeit nicht wirtschaftliche Früchte trägt. Leiblich wächst doch auch ihnen der Bart und reift der Körper; geistig schult sich sein Verstand und bildet sich sein Charakter genau wie beim Nichtproletarier. Aber ökonomisch kann er keinen Hausstand aufbauen. Tut er es doch,so gibt es all das Elend einer Proletarierehe,wo vielleicht die Frau auch verdienen muß. Ökonomisch trägt er keine Verantwortung für einen eigenen Wirtschaftsbereich, sondern muß seiner Hände Arbeit jeweils dem,der am meisten bietet,verdingen. Er hat also wirtschaftlich nur das halbe Leben. Und um dieser Unvollkommenheit willen,die ihn von der Verantwortung ausschließt, heißt er Proletarier.

Der Proletarier ist mit dem Daseinskampf eines Volkes mitgegeben. Denn die Stammbäume der einzelnen Geschlechter sind verschieden fruchtbar. Der hat zehn Kinder,jener nur eines oder keines. Von den zehn Kindern sind 7 oder acht in Gefahr zu verproletarisieren. Denn wie soll ihnen der Vater eine eigene, abgesonderte Nahrungsquelle verschaffen,wie soll er sie selbständig machen,sodaß sie selber über Produk-

tionsmittel verfügen können? Die Frage des Proletariats wurzelt daher recht eigentlich in der Tatsache der jüngeren Söhne, des überschüssigen Nachwuchses. Sie ist zunächst keine Klassenerscheinung, sondern ein Schicksal, das innerhalb der einzelnen Familie ausgefochten werden muß und ausgefochten wird. Die Erwerbsquelle, die der Vater sein eigen nennt, ist nicht unbegrenzt teilbar. Statt Eines können sich vielleicht zwei in die Verantwortung teilen - vielleicht! Denn am besten wird auch künftig nur e i n e r die Verantwortung tragen. Die andern also können wohl ihr Brot bei ihren Brüdern finden, aber i n A b h ä n g i g k e i t , als Lohn-, Gehalts- oder Rentenempfänger.

So sehen wir es in der Tat geschehen, daß der jüngere, „proletarische" Bruder dem älteren, der den Thron besteigt, als Ritter gegen Sold dient. Wir sehen einen Rest solcher Abhängigkeit im Schicksal der Prinzen, die ewig unter der Hausgewalt des regierenden Fürsten in Unterhalt und Dienst standen. Wer aber schwer daran trug, von seinem Bruder abzuhängen, der verließ wohl die Heimat und ging in die Fremde. Zwei Wege sind hier vor allen Dingen immer wieder beschritten worden: Die Koloniegründung und der Kriegsdienst. Die Kolonie ist die Aussiedelung der jungen Generation, ist das Ventil für den Nachwuchs, dem daheim kein Land mehr zugeteilt werden kann. Der Kriegsdienst aber ist die andere Form, in der überschüssige Volkskraft die Gefahren der Prole-

tarisierung zu überwinden sucht. Die Kargheit des Schweizerlandes hat durch Jahrhunderte die Schweizer als Söldner auf die Auslandsreise geführt. Dies „Reislaufen" versorgte den daheim nicht ohne weiteres unterzubringenden Nachwuchs, das Proletariat, und zwar das Proletariat aller Stände. Denn der jüngere Sohn des Adligen oder des Handwerkers hatte vor dem Sohn des Bauern an Unabhängigkeit nichts voraus. Der arme Adlige und der ärmste Bauernsohn waren es daher beide, die im preußischen Heer zu kapitulieren pflegten, wil beide getrennt von den Produktionsmitteln waren.

Als Parallele zum Kriegsdienst entwickelte sich dann der Zivildienst: erst in Form kirchlicher Ämter, dann mehr und mehr in der des staatlichen Beamtentums.

Die Bürokratie ist so gleichfalls zu einem großen Reservoir zur Aufnahme des Proletariats, des Geburtenüberschusses des Volkes geworden, besonders in dem koloniallosen Deutschland. Diese Formen der Proletariatsversorgung werden selten herangezogen, wenn heut von Proletariern die Rede ist. Trotzdem dürfen sie nicht übersehen werden; denn sie funktionieren natürlich heute noch, mindestens in den anderen Ländern. Bei uns ist ja das Heer nur noch ein Restkörper, der daher für das Volksganze keine entscheidende Rolle mehr als Auffangvorrichtung spielen kann. Und unser Beamtenheer wird notwendigerweise bald ähnlich zusammenschmelzen müssen. Aber sie sind zweifellos beide gewaltige Proletariatsaufsauger für das ganze Volk.

Fragen wir uns, wie sie das Verlangen des Proletariers nach Selbständigkeit befriedigen, so ist zu antworten: Unmittelbar bleibt dies Verlangen ohne Erfüllung. Weder das Militär noch die Bürokratie macht den einzelnen selbständig, sondern er dient hier in einem großen Heereskörper als Rädchen in der Maschine, hat also die richtige Abhängigkeit und Unmündigkeit dessen zu kosten, der nicht selber Zugang zu einem Stück Natur, einem Stück Produktion hat, sondern an anderen Produktionsmitteln mitarbeiten darf. Verändert ist diese seine proletarische Existenz dadurch, daß der Beamtenkörper auch im Ganzen nicht unmittelbar wirtschaftliche Güter herstellt. Das Beamtenheer produziert nicht, sondern es verwaltet. Das Militär produziert nicht, sondern es schützt. Ein Volk, in dem es nur Beamte und Militär gäbe, müßte verhungern. Der Kampf mit der Natur wird nicht von der Bürokratie oder von Soldaten ausgefochten. Deshalb schalt man den Reichskanzler Caprivi „einen Mann ohne Ar und Halm", das heißt einen proletarischen Menschen ohne Eigentum, weil er vom blutarmen Leutnant heraufgedient hatte.

Somit ist der ganze Körper dieser Beamtung nicht unmittelbar und selbständig erwerbstätig. Der ganze Apparat lebt ja von den Steuern derer, die selber wirtschaften. Die wirtschaftliche Unselbständigkeit des einzelnen Beamten entspricht daher dem Zustand des Ganzen. Der ganze Staats-Apparat ist nur ein Werkzeug der Herrschaft. Der einzelne ist nicht abhängiger als das Ganze. Daher aber gibt es noch zwei

Milderungen der Abhängigkeit: das eine ist das gegenseitige Dauerband, das den Beamten und den Staat verbindet. Er hat Anspruch auf eine Stelle innerhalb des Staatshaushalts, die er sich durch Examina und Geduld verdient. Und er hat dauernden Anspruch darauf. Hält er dem Staat die dienstliche Treue, die er im Diensteid gelobt, so muß dieser seinerseits ihn zeitlebens versorgen: „Treue um Treue" ist das Gefolgschaftsband, durch das der unversorgte „proletarisierte" Mensch im Staat seine zweite Heimat finden konnte.

Ein zweites Mittel, die Abhängigkeit zu lindern, lag in der Teilnahme des Beamten an der Macht des Körpers, dem er angehörte. Etwas von dem Glanze, der über der Staatsmacht lag, spiegelte sich in der Stellung jedes königlichen, kurfürstlichen oder kaiserlichen Beamten. Der Beamte, durch die Festigkeit seiner Amtsstelle geschützt, unentbehrlich und unersetzlich, wurde zum Mitarbeiter am Staatsganzen, zum Teilhaber der öffentlichen Gewalt an seinem bescheidenen Teile.

Der Ausbau von Staatsheer und Staatsbeamtung zur Aufnahme unversorgter Volksgenossen hat natürlich seine Grenzen. Er kann nur solange fortgesetzt werden, als er die Aufgabe der Auswanderung in Neuland, die Koloniegründung in seiner Art irgendwie löst: solange nämlich, wie die Kriege rentieren und der Verwaltungsdienst als produktionssteigernd vom Volke empfunden wird. Ein Krieg rentiert, wenn kein Feind ins Land kommt. Eine Verwaltung rentiert, wenn

sie dem Wirtschaftsleben einen Teil der laufenden Arbeit abnimmt.

Man muß sich nicht vorstellen, als sei das Wirtschaftsleben und die Staatsverwaltung getrennt denkbar. Sie entspringen einer Arbeitsteilung: Die Wirtschaft übergibt alle Verwaltungsaufgaben, d i e s o n s t j e d e W i r t s c h a f t e b e n f ü r s i c h e r l e d i g e n m ü ß = t e , der Staatsverwaltung. Die Wirtschaft entlastet sich auf diese Weise von allen öffentlichen Aufgaben und widmet sich ausschließlich der privaten Eigen= tumserhaltung oder =Vermehrung.

Oder derselbe Vorgang läßt sich auch umgekehrt betrachten: Der Staat nimmt den einzelnen Wirtschaf= ten immer mehr öffentliche Pflichten und Rechte fort. Nicht sie, er baut die Wege und Eisenbahnen. Nicht sie, er befördert die Briefe und entwässert die Moo= re. Nicht sie, er sorgt für die Schulung der Kinder und der Lehrlinge usw.

All diese Arbeitsteilung zwischen Wirtschaft und Staat barg nun kein revolutionäres proletarisches Problem. Denn der Staatsdienst hat den proletarischen Ehrgeiz zu befriedigen verstanden. Sondern das Prole= tariat wird erst dort zur Klasse, wo es nicht in ei= ne Kolonie auswandern kann, nicht ins Heer oder die Verwaltung oder die Kirche hinüberzuwechseln vermag, sondern wenn es dort unmündig bleibt, wo es herstammt und zur Entstehung kommt: in der Wirtschaft. Hier in

der Wirtschaft steht ja der Bauer, der Handwerker, der Fabrikant, der Ingenieur einem Stück Erde oder irdischer Kraft Aug' in Auge gegenüber. Für den Ausschluß von dieser Unmittelbarkeit gibt es nicht den Ersatz, den etwa der Offizier in der Soldatenehre, der Geistliche im Wachstum seiner Kirche finden kann. Der Proletarier, der in dem Wirtschaftsleben blieb und hier als Rädchen im Produktionsprozeß tätig war, hatte nicht die Ehre, Mitglied eines überpersönlichen, öffentlichen begeisternden Verbandes zu sein. Ein Privateigentümer verriegelte ihm den Ausweg in die Welt. Und so erlebt er erst das Schicksal des Proletariers in seiner vollen Gewalt. Erst an ihm und um seinetwillen wird der Begriff der Klasse entdeckt. Bei ihm ist der Stromkreis Besitzer - Proletarier - Besitzer unterbrochen, der den Auswanderer, den Soldaten und den Beamten immer noch trug. Er bleibt anscheinend dauernd in dem Schwebezustand zwischen Himmel und Erde, ohne Heimat dort wie hier. Denn in derselben Arbeit, in demselben Beruf, in demselben Stande, den er z.B. als freier Schreiner bis dahin ausgefüllt hat, wechselt er nun die Klasse, wird er zum Lohnarbeiter bei dem, der Herr über die Produktionsmittel ist. Oder der Inhaber einer Fabrik muß sich bequemen, zum angestellten Direktor der Aktiengesellschaft zu werden, die von einigen Banken aus seiner Firma gegründet wird, wenn er die Hilfe dieser Banken einmal braucht.

Dies ist der eigentliche Vorgang der Proleta-

risierung in reinster Form. Hier wird der Unterschied von Stand und Klasse klar. Der Stand eines Menschen ergibt sich aus seiner Tätigkeit, und Bauer, König, Edelmann und Bürger sind vier Berufsstände, die sich gegenseitig nicht weh tun. Die Klassentrennung aber überschneidet die Arbeitsteilung der Berufe in einem Volke, und sie überschneidet die Arbeitsverschiedenheit zwischen den Völkern der Erde. Sie stempelt die Menschheit mit dem Mal der wirtschaftlichen Selbständigkeit ~~oder~~ der ökonomischen Abhängigkeit. In demselben Berufe, in einer Tätigkeit treffen wir die Klassen.

Kein Wunder also, wenn das proletarische Problem, das so alt ist wie die Menschheit, und dessen Kern die Verschiedenheit in der leiblichen Fortpflanzung der Menschen ist, nicht bei der Armee der Soldaten, bei dem Heer der Beamten aufgetaucht ist, sondern dort, wo der einzelne Proletarier der industriellen Armee anheimfällt ohne die Ehren des Kriegers, ohne die Auszeichnungen des Staatsdieners.

Das Bevölkerungsproblem eines Volksüberschusses, einer Proletariatsbildung wird zum politischen Problem dadurch, daß nur noch das Wirtschaftsleben diesen Überschuß aufzunehmen vermag und die anderen Auswege sich mehr und mehr versagen. Denn das Wirtschaftsleben hat einerseits noch nicht den Glanz zu vergeben, der über dem Königsdienst z.B. bisher lag, andererseits und vor allem kann es zunächst nicht den

Menschen auf so große Zeiträume sichern,wie der Staat das bei seinen Beamten kann. Die Wirtschaft hatte ja dem Staate gerade alle Aufgaben auf lange Sicht,die über große Zeiträume hinwegreichen,übergeben. Nun war sie selber umso kurzfristiger in ihrem Aufbau und wurde von Krisen geschüttelt. Der Staat rechnete bisher mit langen Zeiträumen und traute sich daher zu, auf viele Jahrzehnte seine Beamten anzustellen,zu pensionieren usw. Heute kommt dieses Zutrauen des Staates auf seine Versorgungsfähigkeit allerdings bedenklich ins Wanken. Immerhin,bisher galt der Staat als „sicher", die Industrie aber und ihre Konjunktur als unsicher. Der Arbeiter konnte also nicht sichergestellt werden für Lebenszeit,sondern er blieb - Tagelöhner.

Das Problem des modernen Proletariats ist darin begründet,daß es - anders wie der Auswanderer, der Kapitulant usw. - keinen Schritt tut,um aus seiner Klassenlage herauszukommen,sondern daß in der industriellen Lohnarbeit sein Tagelöhnerleben festgehalten und verewigt ist.

Hier also entbrennt die Frage: Kann die Wirtschaft dies Proletariat nicht in anderer,geläuterter Form aufnehmen? Gibt es keine wirtschaftliche Revolutionsmöglichkeit? Und hierin wurzelt die Kraft des Gedankens des Klassenkampfes. Der Proletarier hat in seiner augenblicklichen Lage nichts als das helle Bewußtsein seiner Klassenlage als Linde-

rungsmittel und ersten Schritt zur Revolution. Je heller dies Bewußtsein, desto höher steigt die Hoffnung, den Tag zu erleben, wo die Kette bricht, und wo die Wirtschaftsordnung glänzend wie Staat und Kirche über den Köpfen der einzelnen privaten Herren und Eigentümer der Produktionsmittel hinweg zum mächtigen Arbeitsdom der Menschheit gefügt wird, in dem jeder die Ehren der Mitgliedschaft und der Mitarbeit genießt. Das erste Kampfziel ist die Ausbreitung des Klassenbewußtseins, die Lehre von dem Interessengegensatz zwischen denen, die Eigentum haben und denen, die keines besitzen. Diese Ausbreitung muß international geschehen. Denn überall auf der Erde besteht derselbe Gegensatz. Der Ausbruch der russischen Revolution hat genügend bewiesen, daß die Weltpropaganda des Klassenkampfes universal geworden ist. Aber die Internationalität des Klassenkampfes darf uns nicht vergessen machen, daß er an jedem Ort, wo er tobt, wo er entbrennt, N a h k a m p f ist. Der gesellschaftliche Kampf der Klassen findet zwischen den Stockwerken ein und desselben Volkshauses statt. Die Schichten, die sich bekämpfen, hausen übereinander und beieinander; sie bilden räumlich eine untrennbare Einheit. In einer Fabrik arbeiten verschiedene Klassen zusammen. Klassen ~~haften~~ nicht ~~am~~ Erdboden, sondern zerschneiden das Menschenheer, das auf diesem Boden zur Arbeit angetreten ist.

Das zweite Kampfziel schien am 9. November 1918 erreicht zu sein, die Eroberung der politischen

Macht. Sie entspricht der Tatsache, daß es sich beim Klassenkampf um Nahkampf handeln muß. Die Eroberung der politischen Macht bedeutet die Steigerung der Möglichkeit, das Bewußtsein der Klassenlage im ganzen Volke auszubreiten, auch dorthin - wie bei den Beamten -, wo die proletarischen Instinkte durch neue Heimatsinstinkte geistiger Art (Staatsgefühl, Ehrgefühl usw.) bis dahin in Schach gehalten waren. Die erste Vorbedingung eines erfolgreichen Klassenkampfes ist natürlich, daß die Zahl der Proletarier die Volksmehrheit ausmacht. Die Gewinnung des ungeheuren Beamtenheeres ist also ein gewaltiger Schritt auf diesem Wege.

An dieser Stelle müssen wir nun einen Blick auf die Besitzenden werfen, die der 9. November aus ihrer gedankenlosen und antirevolutionären Ruhe aufgeschreckt hat. Der Klassenkämpfer begreift nicht leicht, weshalb die anderen Volkskreise allein schon in der Predigt des Klassenkampfes etwas gehässiges und feindseliges sehen. Er meint wohl, es stehe ihnen ja frei, auf ihre Weise gegen ihn und seine Lehren anzukämpfen. Aber das ist ein Irrtum. Der Besitzende hat keine Gegentheorie gegen den Klassenkampf. Denn er hat gar keine Veranlassung, in diesem den Mittelpunkt des Volkslebens zu erblicken. Er hat ganz andere Sorgen, eben die, ~~nach~~ denen ~~sich~~ das Proletariat ~~sehnt~~: Er sorgt sich um sein Eigentum. Seine Interessen sind vielfältiger Natur. Er besitzt ja. Und wer besitzt, hat damit eine geteilte Verantwortung, für

sich und seine leibliche Familie einerseits,für seinen Betrieb,sein Unternehmen,seine Firma andererseits. Denn wir reden ja von dem,den sein Besitz selbständig macht,der also eine laufende Erwerbsquelle sein eigen nennt,der „Privateigentümer von Produktionsmitteln" ist.Nehmen wir einen Bauern mit drei Söhnen. Der erste erbt den Hof,der zweite wird vielleicht Priester,der dritte Lehrer,der vierte heiratet auf einen fremden Hof ein. Hier wird innerhalb des Familienbereiches das Bevölkerungsproblem gelöst. Und zwar durch folgende Maßnahmen: Die Nahrungsquelle bleibt in einer Hand. Hier wird nur soviel laufendes Einkommen entzogen,als zur besseren Ausbildung der andern Söhne notwendig ist. Gerade der Erbe erhält die geringste persönliche Ausrüstung zum Daseinskampf. Er geht nicht „auf Schulen"; denn er kann sie am leichtesten entbehren. Er wirkt in seinem Eigentum. Er kann sich den Luxus einer besonderen persönlichen Bildung infolgedessen nicht leisten,sondern muß möglichst bald diesem Eigentum dienen,sich seiner Sache, die eben von vornherein seine Sache ist,ergeben. Der zweite und dritte werden deshalb besser ausgerüstet,weil sie sich erst einen Platz erkämpfen müssen. Dabei verzichtet aber der eine von diesen noch auf Nachkommenschaft. Sein Zweig erlischt also mit ihm. Die Frage,wie rechtliche Erbfolge und leibliche Nachkommenschaft auszusöhnen seien,wird so in seiner Person durch Verzicht gelöst. Der dritte Sohn verzichtet nicht auf die Gründung des eigenen Hausstandes. Aber er hat die Aussicht,seinen Kindern wieder

eine bessere Ausbildung gewähren zu können. Die Söhne der Lehrer pflegten zu studieren. Die Mitgift des Vaters war also zwar kein „Privateigentum an Produktionsmitteln", aber eine nochmals verstärkte Ausrüstung zum Daseinskampf durch geistige Waffen. Die Eigentumslosigkeit und die mit ihr unvermeidlich verbundene U n s i c h e r h e i t läßt sich da ertragen, wo dafür die menschliche Schwäche durch Ausbildung der geistigen Kräfte gemildert oder gar in Stärke verwandelt werden kann. Daraus ergibt sich zweierlei:

1. Das proletarische Problem tritt dort nicht auf, wo der Sohn auf das Vaterwerden bewußt verzichtet, wo der dem Elternhaus Entwachsende kein eigenes Haus gründen will. Der proletarische Junggeselle ist kein Proletarier im tragischen Sinne dieses Wortes. Den Hagestolzen aus Armut oder aus anderen Ursachen gibt es in allen Bevölkerungsschichten. Die proletarische Tragödie entsteht erst dort, wo der wirtschaftlich ins Proletariat gezwungene Mensch leiblich und geistig ehereif und eheentschlossen ist, und nun Weib und Kind mit in die proletarische Unsicherheit hineinzieht. Überall dort entstehen Fortpflanzungsverhältnisse, aber keine Haushalte und Hausstände. Denn es ist nichts da zum Haushalten.

2. Nicht die Lebensunsicherheit allein schafft die proletarische Lage. Denn die Unsicherheit kann auch durch Ausbildung des Talents wettgemacht werden. Nur wo Unsicherheit und mangelhafte Ausbildung zusammentreffen, ist der Mensch ganz dem Schick-

sal von außen preisgegeben. Deshalb erscheint dem Proletarier Wissen als Macht, Bildung als etwas ähnliches wie der Besitz, weil sie - ähnlich wie das Privateigentum an einer Erwerbsquelle - dem Leben des Enterbten eine Bahn zu eröffnen vermögen, auf der der sich Carriere machen läßt.

Unser Bauer aus dem Beispiele hat hier also die verschiedenen Fragen, die sich aus dem Dasein von drei Söhnen bei nur einem Gutshof ergeben, gelöst. Und dies nun ist das Gefühl der Besitzenden, daß nur jeder Einzelne in seinem Kreise und an seiner Stelle diese Fragen lösen könne. Es ist für den einzelnen ein persönliches Schicksal, und nur er kann in der Liebe zu seinen Kindern Rat wissen, wie jedes zu seinem Rechte kommen kann. Und wo er nicht Rat weiß, muß die Ungleichheit des Kindersegens durch das Glück ausgeglichen werden. In unserem Beispiel freit der vierte Sohn eine Erbtochter. Die Privilegierung, die ~~hier~~ durch die Erbschaft dem einzigen Kinde zufällt, verhindert also gleichzeitig die Proletarisierung eines anderen fruchtbareren Geschlechts. Was dort zu viel, hier zu wenig ist, wird ausgeglichen. Der Nachwuchs, der daheim fort müßte, kann hier übergeimpft werden an den andern Stamm. Der Eidam ist die normale Form solcher Überimpfung. Die Adoption, die „Ankindung" ist eine zweite häufige Form dort, wo der eine Stamm überhaupt kinderlos geblieben ist. Die Adoption verhindert also eine noch schreiendere Ungerechtigkeit. Dergleichen Möglichkeiten verändern nun die Entschlüs-

se oft auch des kinderreichen Eigentümers.Es kann z.B.ein Kaufmann sehr wohl zu dem Entschluß sich durchringen,nicht den Sohn,sondern vielleicht den Tochtermann in der Firma zum Nachfolger zu bestellen. Der junge Mann „heiratet ein", er tritt durch die Heirat in eine andere Klasse über,wird aus einem Proletarier ein Besitzender. Der Schwiegervater bindet also die Klassenlage seines Nachfolgers hier auf der einen Seite an die ~~Blut~~Verwandtschaft über die Tochter, auf der anderen Seite entsagt er zugleich dieser Verbindlichkeit des Bluts,indem er den leiblichen Sohn übergeht. Bei dieser Handlungsweise verfährt er also widerspruchsvoll,wenn man nur auf seine erbrechtlichen Grundsätze blickt. Diese sind für ihn nur Formen. Verständlich wird sein Verhalten nur aus der wirtschaftlichen Sorge für sein Geschäft. Der Besitzende - und das eben trennt ihn vom Proletarier - hat Verantwortung für sein Unternehmen,für eine sachliche Aufgabe,für eine Produktion. Weil er der Eigentümer der Produktionsmittel ist,deshalb trägt er auch die Verantwortung für ihre richtige Verwendung. Und wo er diese Verantwortung voll wahrnimmt,wo er den ihm anvertrauten Besitz seiner Bestimmung zuführt,da ist er in berechtigtem Besitz. Bei dem Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet wirkt sich z.B. dies allgemeine Rechtsgefühl des Volkes in dem Widerstand aus,den auch das Proletariat leistet. Jener Besitz an der Ruhr hat nicht brach gelegen. Er gibt Zehntausenden,Millionen Menschen Brot, er wird nach allen Seiten in der kunst-

vollsten Weise erschlossen; der Boden,die Maschinen, die Verkehrszweige bezeugen das Maß von Erfindungsgeist,der hier der Natur geheimste Kräfte und Möglichkeiten ablauschen wollte. Die Franzosen können die Ruhr nicht „besser" ausnutzen,als es geschieht,sie haben den Industriellen in ihrer Kohlenförderung usw. nichts Gescheiteres zu sagen. So fehlt ihnen jenes höhere Recht,das dem gegenüber besteht, der seinen Besitz verwahrlost,der ihn falsch oder garnicht ausnutzt. Wer seine Verantwortung erfüllt,der hat ein Recht auf Freiheit. Dies empfand das Proletariat gerade an der Ruhr trotz des Klassenkampfes,daß die Verantwortung für den Produktionsprozeß nicht etwa durch Genußsucht,Faullenzerleben oder dergleichen den Industriellen entglitten sei. Sondern sie tragen diese Verantwortung,und diese Nerven sind es,die Anspruch auf Rechte und Freiheit geben. Denn Nerven haben heißt selbständig sein,in sich selber ruhen und auf sich selber stehen.

So ist jeder Nicht=Sozialist geneigt, den Nachdruck auf diese persönliche Verantwortung zu legen und die Theorie des Klassenkampfes zu verwerfen,weil er etwa also spricht:
Von zehn Erwerbsquellen sind vielleicht fünf gesund, drei gering,zwei überflüssig oder schädlich. Gesund wollen wir hier nur die Betriebe nennen,wo der Besitzer die volle Verantwortung spürt,krank jene,wo er seine Verantwortung ungenutzt läßt oder gar mißbraucht. Jede Ordnung,die diese zehn Betriebe von

außen her zusammenfaßt, wird vor der Aufgabe versagen, die gesunden von den kranken Betrieben zu trennen. Denn gerade die Leiter der kranken Betriebe verstehen sich wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen ihre eigentliche Aufgabe umso besser auf ein falsches Lärmmachen. Was ist leichter, als einer Behörde oder den Parteien Sand in die Augen zu streuen? Die Auslese zwischen den gesunden und den kranken Betrieben kann nur die Zeit liefern, nicht die künstliche Erfassung aller durch eine Ordnung. Denn diese wird nur die schädlichen stützen. Dann fällt aber das letzte Auslesemittel fort, das die Menschheit im Kampfe der Gesellschaft gegen die Natur besitzt: die Rentabilität, die Bewährung durch Leistung, und wir kommen in eine Schwindelwirtschaft hinein, wo die gesunden von den kranken Wirtschaftsgliedern mit in den Abgrund gerissen werden.

Der Sozialist kann erwidern: Mir sind die sogenannten gesunden Betriebe gleichgültig. Denn ich sehe im Ganzen einen Mißbrauch der Macht. Und dieser Mißbrauch der Macht ist nur durch eine Gegenmacht abzustellen. Nicht das interessiert mich, daß ab und zu einer seine Verantwortung richtig empfindet und wahrnimmt, sondern daß die Freiheit so oft mißbraucht wird. Du sprichst von dem Vater, der seinen untüchtigen Sohn bei der Erbfolge übergeht; ich denke an den, der den untüchtigen, kraftlosen Sohn ins väterliche Nest unbedacht hineinsetzt. Ihm gegenüber sehe ich Millionen, die zeitlebens, weil sie in

der Wahl ihrer Eltern nicht vorsichtig waren, ein abhängiges Dasein führen werden, und ihr Los wiegt schwerer als das von ein paar Kapitänen.

Der Nicht-Sozialist: Es wiegt schwerer in unserem Gefühl. Aber für die Ordnung eines Volkes wiegt die Auswahl eines einzigen oft schwerer als das Los von Millionen. Es ist nun einmal wichtiger, wer Reichskanzler ist, als wer Maschine schreibt, obwohl viel mehr heute in Deutschland Maschine schreiben als Minister werden.

Lassen wir sie beide weiter streiten. Wir wollen beide auf das festnageln, womit sie beide schon einen Schritt über den gewöhnlichen Standpunkt hinausgetan haben, indem sie nämlich durch den Gedanken an die nächste Generation das Zeitmoment in das Klassenschicksal einfügten. Es handelt sich letzten Endes beim Klassenkampf nicht um die augenblickliche Lage der einzelnen Menschen, sondern um den Fortgang der Klassenentwicklung. Sieht man in einem gegebenen Augenblick auf das Gesellschaftsleben, so geht es einem ebenso, wie wenn man eine Weltreise macht: Man erschrickt über die Ungerechtigkeit der Güterverteilung unter den Menschen. Wie Eskimo und Inder, Rheinländer und Eichsfelder ungleich bedacht sind von der Natur, so wiederholt sich hier auf ein und demselben Fleck Erde noch einmal dieselbe Ungerechtigkeit nicht der natürlichen, sondern der gesellschaftlichen Ordnung. Aber dieser erste Blick ist so oberflächlich wie jeder, der nur den Augenblick erhascht. Die Ungerechtigkeit wird weit geringer, wenn

man die einzelnen Menschen von ihrem ganzen Staamm= baum her betrachtet. Da zeigt sich,wie der Mißbrauch der Macht,des Luxus,der Müßiggang die Begüterten in zwei oder vier Generationen aussterben oder ihren Besitz verlieren machen. In Hamburg sagt man: Große Vermögen überleben selten den Enkel. Auch in einem der Beispiele vorhin ergab sich umgekehrt eine Auf= stiegsreihe vom Bauern über den Volksschullehrer zum Studierten. Das Los des Proletariers ist nur so= lange unerträglich,als Sohn und Enkel von ihm keine Förderung erfahren können,als hier kein Aufstieg irgendwelcher Art,sei es nach der Seite der Sicherung, sei es nach der der Ausbildung,sei es nach allen beiden,sich bemerkbar macht. Der Klassenkampf findet seine Grenze da,wo auch der Proletarier seinem Sohne ein Kapital mitgeben kann,das er selbst noch nicht besaß. Denn dann gibt es also eine Kapitalsbildung auch im Proletariat.

Jeder Erfahrene weiß,daß es eine solche Erbfolge in der Arbeiterschaft zu geben anfängt. Der Sohn eines tüchtigen Arbeiters hat einen Vorsprung. Die Söhne eines Funktionärs sind heute bereits in vielen Fällen dem industriellen Arbeitsverhältnis überhaupt entwachsen. Über die Generationen hinweg gesehen,ist das Proletariat nicht mehr absolut von Sicherung und Ausbildung abgeschnitten. Das aber war es,was dem Klassenkampf die Farbe der Leidenschaft gab: „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir". Forderungen für uns selber sind nämlich nur von beschränktem Interesse und nicht für das Volksganze.

Nur die Fragen entflammen ein Volk, in die mindestens zwei Generationen verflochten sind. Erst da geht es um mehr als um das nackte Selbstinteresse, erst da geht es um die Erhaltung der Art. Und erst da werden die Tagesfragen zu blutigem Ernst, zu Schicksalsfragen des Volkes.

Wie sich beim Proletariat der Horizont zu entwölken beginnt - es ist erst ein Beginn -, wenn man mehrere Generationen überschaut, so ist es auch bei der bürgerlichen Gesellschaft anders, wenn man den Augenblick, anders, wenn man große Zeiträume betrachtet. Mustere ich heut die Revolutionsgewinnler, so schaudert's mich, vor dieser Willkür des Glücks, das sie emportrug. Aber dort, wo sie selber sterben, ist eigentlich diese schauderhafte Ungerechtigkeit fast schon gesühnt. Denn wenn sie an die Sache denken und dem Unternehmen geben, was dieses braucht, den richtigen Führer, so werden sie hart gegen ihre leibliche Brut sein müssen und also sachlich und verantwortlich entscheiden. Sind sie zu solcher Entscheidung zu schwach, mißbrauchen sie ihre Verantwortung, so wird in einem Menschenalter der Enkel vor den Trümmern einstiger Wirtschaftsmacht stehen. Auf Stammbäume umgelegt, erscheint das Glück weit weniger ungerecht, als wenn ein Stichtag genommen wird.

Die Gerechtigkeit besteht darin, daß Reichtum und Unsicherheit zusammengehören, Armut aber mit Sicherheit! Der arme Bauer beneidet nicht den reichen

Spekulanten. Ungerechtigkeit entsteht also nicht aus dem Gegensatz von Arm und Reich. Denn daß es Menschen mit verschieden großem Spielraum geben muß, ist an sich so selbstverständlich, wie daß es arme und reiche Gemeinden gibt, Gebirge und Ebene, Insekten und Elefanten, Eichen und Schachtelhalme. Daraus entsteht noch kein Klassenkampf. Ungerecht ist es erst, wenn der Arme zugleich auch der Ungesicherte ist, der Reiche aber der Gesicherte. Der Grad der Sicherheit läßt sich jedoch nur bei einer Betrachtung im Längsschnitt der Zeit erkennen. Sicherheit ist nichts, was sich dem oberflächlichen Blick enthüllt, sondern nur einer m e h r s t u f i g e n Betrachtung der Geschlechter.

Das Zusammentreffen von Armut mit Unsicherheit gibt dem Proletariat das Pathos des Klassenkampfes. Dieser wird instinktiv im Volke nur soweit und solange als gerecht empfunden, als auch die m e h r s t u f i g e Betrachtung keine Veränderung seiner Lage erkennen läßt. Das wirkt unbewußt auf das Rechtsgefühl im Volke auch ohne daß etwa der einzelne Mensch diese mehrstufige Betrachtung des Gesellschaftslebens über mehr als eine Generation hinweg anwendet. Sie ist ihm meistens zu schwer. Er denkt ja nicht einmal aus seinem ganzen Leben heraus, sondern aus Tageseindrücken, der Reiche ebenso wie der Arme. In Verhältnisse gedrängt, wo nur eine Woche, höchstens ein Jahr überblickt werden kann, erscheint es vor allem dem Proletarier lächerlich, von Kindern und Kindeskindern zu reden. Heut will

ich glücklich sein, heut reich, heut frei. Die Lehre vom Klassenkampf hat gegen diese Forderung nur ein Nein. Nicht, daß sie von der Mehrstufigkeit der Geschlechter ausginge. Der Sozialismus kennt diese unsere Betrachtungsweise noch nicht, und das ist recht eigentlich der Grund, weshalb er zu einem Zerrbild der Gesellschaft kam. Aber er hat diesen Mangel dadurch ersetzt, daß er mit langen „Entwicklungsfristen" gerechnet hat und das Proletariat solange Gewehr bei Fuß warten ließ. Heut nach dem 9. November ist freilich die Lage verändert, heut schien einen Augenblick der Sieg errungen, der Klassenkampf gewonnen. Und da ergab sich plötzlich, daß die Gesellschaft anders gegliedert ist als der Sozialismus annimmt. Auf der einen Seite ergeben sich eben die Aufstiegsmöglichkeiten und andere gesellschaftliche Unterschiede innerhalb des Proletariats, die man bis dahin nicht wahrgenommen oder aber für unwichtig gehalten hatte. Aber für das Rechtsgefühl im Volk sind sie nicht unwichtig. Und auch das Proletariat ist auf das Rechtsgefühl angewiesen. Es muß und will doch durch sein Klassenbewußtsein das gute Gewissen der bürgerlichen Gesellschaft unterhöhlen und erschüttern. Nur wenn ihm das gelingt, kann es siegen. Aber noch von einer anderen Seite her ist der Klassenkampf in Deutschland seit dem 9. November verändert. Schichten, die bis dahin zu den Besitzenden gehörten, sind auf der schiefen Ebene des Vermögensverfalls. Und das Volksganze, einschließlich seiner Kapitalisten und

Unternehmer,ist auf dem Wege,ein Proletariat der übrigen Welt zu werden! Das schafft eine neue Lage. Denn Klassenkampf ist Nahkampf,wie wir gesehen haben. Es gehört zu seinem Wesen,daß er den Gegner im selben Ort,auf demselben Fleck Erde sich gegenüber hat. Wird Deutschland das Arbeitsvolk für die Kapitalisten der anderen Länder,so wird die Eroberung der politischen Macht in Deutschland für die Arbeiterklasse von geringer Bedeutung. Der Staat ist dann zwar immer noch das Werkzeug der herrschenden Klassen. Aber die Deutschland beherrschenden Klassen sitzen dann nicht in Deutschland. Sondern der französische Bauer,der englische Arbeiter,der amerikanische Kaufmann beuten uns aus. Und der Klassenkampf innerhalb Deutschlands verfehlt sein Ziel.

Dies alles wird seit dem 9.November von uns erlebt,und dadurch wird das Pathos des Klassenkampfes gebrochen.

Denn jede revolutionäre Kraft wächst nur solange,als sie hoffen kann,ihr Ziel zu erreichen. Und man kann sinnvoll nur solange kämpfen,als ein Erfolg winkt.

Daher müssen wir jetzt zum Schluß einen Blick auf das Verhältnis eines jeden sozialen Kampfes zu seinem Erfolge werfen. Der Erfolg muß eine Folge des Kampfes sein; am Erfolge wird der Wert des Kampfes gemessen. Der Kampf ist ja der Einsatz zielbewußten willens. Da wird nicht geträumt, da fällt die reife Frucht nicht von selbst uns in den Schoß. Das ist kein Blumendasein. Die Pflanze kämpft

nicht,damit es regnet,damit die Sonne scheint. Sie wächst still und empfängt still die Gunst oder Ungunst ihrer Umgebung. Schon das Tier hingegen kämpft um seine Beute. Es sucht seine Beute. Es überfällt den Gegner. Wo der Mensch wächst und seine Gaben still für sich ausbildet und entfaltet,da fällt ihm unverhofft der Ertrag in den Schoß,den er vorweg nicht hätte angeben können. Hingegen wo er kämpft, hat er ein Ziel vor Augen. Für dieses Ziel hat er sich von vornherein entschieden. Er hat es gewählt, ausgewählt aus vielen Möglichkeiten. Nur die eine,um die er kämpft,will er kämpfend verwirklichen.

Was ist nun das natürliche Ziel jedes Kampfes? Zweifellos der Sieg. Was aber ist der Inhalt des Sieges,sein Gewinn? Zweifellos der Friede. Jeder Kampf hat seinen besonderen Sieg,seinen besonderen Friedensschluß. Aber ein Kampf,an dessen Ende kein Friedensschluß winkte,wäre sinnlos. Und für solchen Kampf sind die Menschen auf die Dauer nicht zu haben. Unmöglichkeit des Friedens, d.h.des Erfolges,nimmt dem Kampfe seinen Adel und seine Würde. Die Spannung,in der jeder kämpfende Mensch steht, wird also dadurch bezeichnet,daß er beides gleich ernsthaft wollen muß: den Kampf und den Frieden. Er muß daher in sich beide Fähigkeiten wach halten, obwohl sie einander widerstreiten: die Kraft zum Kampf und die Lust zum Frieden. Ohne die Friedensliebe wird der Kämpfer zum Klopffechter. Ohne die Kampfkraft zum weinerlichen Schwächling.

Der Klassenkampf strebt wie jeder soziale Kampf nach der Herstellung sozialen Friedens. Aber er will radikal alle sozialen Kämpfe zusammenfassend führen, er will aller bisherigen sozialen Kämpfe Inbegriff und letzter sein: Sein Ziel ist ein radikales: der gesellschaftliche Friede schlechthin.

Da erhebt sich die Frage: Was weiß der Proletarier vom Frieden? Er, der immer im Kampf steht, kennt er die Kunst des Friedens, kennt er die Lust am Frieden? Wenn der behäbige und behütete Bürgerssohn sich den Friden zu leicht macht, macht sich der Proletarier ihn nicht zu schwer? Steht er überhaupt in der notwendigen Spannung zwischen Kampflust und Friedensliebe? Ist einem im Klassenkampf ergrauten Geschlecht der Frieden noch zugänglich? Alle äußeren Erfolge würden nichts nützen, wenn diese Fragen verneint werden müssen.

Um sie zu beantworten, wollen wir uns einmal von den kämpfenden Massen fortwenden zu dem Schicksal des einzelnen Menschen. Finden wir dort vielleicht einen Anhaltspunkt für das Vorhandensein der Spannung?

Wenn der Mensch zum Bewußtsein erwacht, so erwacht er auch schon zum Kampfe. Denn gegen die Eltern muß er sich durchsetzen, gegen die Ungunst der Verhältnisse, selbständig werden will er an irgend einem Teile; wo nur ein Durchlaß vom Schicksal ihm gegönnt wird, dringt er vor. Aber hinter sich gelassen hat er eine Zeit, da noch Friede in seinem Leben

war. Die Zeit vor dem bewußten Kämpferdasein, das, was man das Kindheitsparadies nennt. Es ist oft kein Paradies, dies Kinderdasein, aber ein Stück Friede liegt über ihm; denn es hat noch die Kraft zum Vergessen, zur unbefangenen, wunschlosen Freude, zur zwecklosen gelassenen Heiterkeit. Es ist noch ohne Ziele und deshalb ohne Kampf.

Wir haben also bereits einen Frieden im Rücken, wenn wir in den Lebenskampf eintreten. Die Erinnerung an ihn gibt uns die Spannweite, um aus dem Kampf jedes Stückchen Frieden dankbar zu begrüßen und festzuhalten.

Die Menschheit als Ganzes erinnert sich ähnlich an ein entschwundenes Paradies. Sie lebt während ihrer Kämpfe von dieser Rückerinnerung, um an den endlichen Frieden glauben zu können. Der Sozialismus hat in seiner Weise die Lehre vom Naturzustand der Völker an den Anfang seiner Geschichtsauffassung gestellt. Der Sozialismus hat stets das lebhafteste Interesse an den Naturvölkern bezeigt. T Der klassenlosen Gesellschaft am Ende soll eben der Naturzustand am Anfang entsprechen; das Ureigentum, der Urkommunismus usw., auch der urchristliche Kommunismus dient solchen Erinnerungsbedürfnissen. Es ergibt sich also folgender Weg:

Der einzelne:	Kindheitsparadies unbewußter Friede	Hindernisse	Daseinskampf	bewußter Friede
Die Gesellschaft:	Die Naturvölker	Klassenbildung als Volksübel	Klassenkampf	klassenlose Gesellschaft

T Noch auf dem Parteitag der Unabhängigen in Leipzig 1921 ist Ledebur beauftragt worden, die neuesten Ergebnisse der Erforschung der Naturvölker in das Parteiprogramm einzuarbeiten.

In beiden Fällen ist es die Jugendkraft des Nachwuchses, der heranwachsenden Generation, die den Riegel sprengt und den Weg in eine veränderte Zukunft freilegt. Nur ist in dem einen Falle der Weg jedes einzigen Menschenlebens, im anderen Falle der gesamte Menschheitsweg gemeint. Der Sozialismus schließt sich also einfach an das Bewußtsein des einzelnen Individuums an.

Aber wie der einzelne Mensch dem nächsten Platz macht, wie dieser wieder von vorne beginnt, so ist es natürlich auch mit dem Klassenkampf in der Geschichte. A l l e Geschichte ist eine Geschichte von Klassenkämpfen, heißt es im Kommunistischen Manifest. Rückwärts gesehen, ergibt sich daraus, daß die Völker nicht nur längst Klassenkämpfe durchgekämpft haben, sondern daß sie auch bereits so und so oft in ihrem Innern diese Teilkämpfe durch Teilfriedens = schlüsse beendet haben müssen. Freilich wird der proletarische Klassenkampf als Gesamtkampf angesprochen, sein Ausgang also als der Gesamtfriede erhofft.

Aber uns interessiert im Augenblick naturgemäß die Frage, welchen Wert die bisherigen Teillösungen der sozialen Fragen für uns noch haben. Da ist z.B. der ewige Landfrieden, der die Selbsthilfe durch Fehde ausrottete: ein Friedensschluß zwischen Rittern und Städten unter dem Druck der Fürsten. Da ist die Ausrottung der Geburtsvorrechte durch die Kämpfe des dritten Standes. Da ist die Urbarmachung

des Landes durch das Zusammenwirken von Adel und Geistlichkeit. Alle diese Dinge sind uns heute selbstverständlich geworden. Wir fußen auf ihnen, jeder Friedensschluß im Volke setzt ältere voraus. Die Tatsache, daß schon einmal zwischen Gruppen im gesellschaftlichen Nahkampf Frieden geschlossen worden ist, ermutigt ja einzig und allein zum Weiterkämpfen. Jedes Gesetz ist ein solcher Teillösungsversuch einer sozialen Frage. Gesetz ist das Wort für jeden sozialen Schiedsspruch, für jeden innerstaatlichen Friedensschluß. Revolutionen sind nur stürmischere Gesetzgebungsepochen. ~~Dort~~ Zuweilen dreht sich der Kampf allerdings um beides, um Änderung der Gesetze und des Gesetzgebungsapparates. Aber jedes Gesetz enthält ein Körnchen revolutionäres Pulver. „Ein Federstrich des Gesetzgebers, und ganze Bibliotheken werden zu Makulatur". Und jede Revolution muß gesetzgeberischen Willen enthalten, um eine Revolution, und keine bloße Revolte zu sein.

Dieses gesetzgeberischen Willens wegen ist die Revolution keine rohe Gewalttat. Denn in allen ihren sonstigen Äußerungen ist sie das und erregt daher unser Entsetzen. Der „rrrevolutionäre" Klassenkämpfer verliebt sich zu leicht in eine Schönheit der Revolution, die ihr nicht innewohnt; sondern was ihn blendet, ist der Glanz, der auf der gesetzlichen Ordnung ruht, die er sich aus der Revolution erhofft. Aber abgesehen von dieser ihrer Schöpferleistung ~~ist~~ wäre die Revolution ein Frevel und ein Wahnsinn. Nur

als Notstand zur Erzwingung und Freilegung dieser Schöpferleistung kann sie getragen werden, nie geliebt. Denn Revolutionsgewinnler sind gerade solch ein Geschmeiß wie Kriegsgewinnler; dunkle Existenzen bleiben dunkel, ob sie mit der Revolution politisch hochkommen, oder im Kriege durch Spionage. Es gibt Hyänen der Barrikaden wie des Schlachtfeldes, Und Entmenschung zeigt sich im weißen wie im roten Terror.
Das schlimmste aber ist dies: Die Revolution frißt die Revolution. Das heißt: Jede Gewalttat erzeugt eine neue. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. Wer selbst Revolution als gut gepredigt hat, darf sich nicht beklagen, wenn gegen seine revolutionäre Macht noch revolutionärere auftreten. Die Wiedertäufer folgen auf Luther, Lenin auf Kerenski, Robespierre auf Mirabeau. Jede Revolution ist daher darauf angewiesen, nur als letzter, äußerster, ungewollter Notstand gelten zu wollen. Ale Ebert und Scheidemann vor dem Kanzler Max von Baden erschienen, um die Regierung zu übernehmen, fragte er sie: Wünschen Sie eine möglichst gesetzmäßige Übergabe oder eine revolutionäre? Ebert erwiderte: eine möglichst gesetzmäßige. Darauf übergab ihm bekanntlich der Prinz das Kanzleramt und über 24 Stunden lang war Ebert Reichskanzler, ehe er sich in einen „Volksbeauftragter" verwandelte wurde! Nicht anders verfuhr das englische Parlament in seiner berühmten unblutigen Revolution (1688). Es kehrte alles hervor, was sein Verfahren mit einem Schein des Rechts bekleiden konnte und verhüllte sorgsam die Mängel seiner Legitimation, sodass hundert Jahre später Burke sagen konnte, „vielleicht zu keiner Zeit habe die souveräne Gesetzgebung eine so starke Rücksicht auf die grundlegenden Verfassungssätze an den Tag gelegt als zur Zeit dieser Revolution."

Und nicht anders verfuhren die Franzosen, indem sie eifrig einen Kanon der Menschenrechte zur Rechtfertigung ihrer Revolution aufstellten. Der Kampf in der Gesellschaft kann eben nie sein Ende finden, wenn er nicht in Gesetzen endet. Gesetze aber bestehen nur aus der Kraft der öffentlichen Meinung im Volke, die da will, daß es Gesetze gibt und immer wieder geben soll. Also ist das Geheimnis, während des Kampfes diesen Willen zum Gesetz nicht zu vernichten, sondern rege zu erhalten. Die russische Revolution ist deshalb ein so ungeheures Ereignis, weil sie selbst jenen Ersatz des gesetzlichen Sinnes verschmäht, den die Franzosen in der Theorie der Menschenrechte sich schufen. Der russische Revolutionär ist Revolutionär in Permanenz. Damit ist der Sinn der Revolution zum Wahnsinn, ihre heilige Notwehr zu frecher Willkür erniedrigt. Die Notwehr überwindet unsere vernünftigen Einwände gegen die Gewalt. Die Willkür erfindet eine vernünftige Begründung der Gewalt!
Ein Beispiel mag den Unterschied illustrieren:
Im Jahre 1917 wurde zwischen einigen Reklamierten abgestimmt, „ob sie im Revolutionsfalle sich auf die Seite des Volkes schlagen würden". Die blassen Jünglinge stimmten mit gewichtiger Miene Mann für Mann mit Ja. Ein Urlauber aus dem Felde, der dabei war, sollte sich auch erklären. Da fuhr es ihm heraus: „Deubel auch, wenn es soweit kommt, dann mache ich wahrscheinlich mehr Revolution als ihr alle zusammen. Aber wenn ich hier nüchtern unter Nüchternen im war-

men Zimmer sitze,dann sage ich selbstverständlich mit aller Kraft: Nein,nicht Revolution. Und der ist ein totes Gehirn,derkaltherzig und theoretisch über Revolutionen abstimmt". Revolutionen brechen aus; „angesagte Revolutionen hingegen", sagt ein altes Wort, „passieren nicht".

Europa ist aber seit 1789 voll solcher toten Gehirne,solcher losgelassenen Geister,die den Verstand nicht für die Gesetzgebung,sondern für die Friedlosigkeit verwenden,denen das Revolutionäre keine Ausnahme,sondern die Regel geworden ist. Die russische Revolution ist das Sammelbecken,der Totenacker dieser Denkweise,die große Sühne der französischen Revolution. Sie erstickt in ihrer Gesetzlosigkeit. So bleibt sie im Proletarischen stecken,im Proletkult,statt das Proletariat zum Arbeitsvolk zu ergeben. Sie ist zwar proletarisch; denn der Prolet hat nichts zu verlieren,sie ist aber arbeiterfeindlich. Denn der Arbeiter hat alles zu gewinnen. Er kann dies alles aber nur gewinnen durch Gesetze und den Sinn für Gesetze.

Gerade der Klassenkämpfer hat mit der Vorstellung längst gebrochen,an der der Bürger festhält,als sei Revolution Bürgerkrieg. Denn er kennt als Urform des Klassenkampfes einen ganz anderen Vorgang,und der führt in seiner obersten Aufgipfelung und Konsequenz nicht zum Bürgerkrieg,sondern zum General = streik. Solange ist das Wesen des Klassenkampfes

verkannt,als man ihn dem Kriege nach Art und Mitteln gleichsetzt. Krieg pocht nicht auf Leistung,sondern auf Gewalt. Die Klasse aber fordert ihren Anteil an den Produktionsmitteln auf Grund von Leistungen. Sie will der Leistung entsprechende Rechte,der Wichtigkeit ihrer Mitwirkung entsprechende Befugnisse, der Würde ihres Daseins entsprechende soziale Anerkennung. Sie fordert Geltung,weil sie durch Arbeit diese Geltung schon vorweg abgegolten hat. Lohn= e r h ö h u n g fordert sie,nicht Lohn. Die Vorbedingung des Streiks ist,daß schon gearbeitet worden ist. Und deshalb ist sein Sinn,daß am Ende wieder gearbeitet werden kann. Dort wo der Krieg zerstört, legt der Streik nur still. Denn damit die Leistung gesteigerte Anerkennung soll finden können,muß eben auch in Zukunft die Leistung an den Mann zu bringen sein. Wenn kein Mensch in der Welt mehr eines Tages Kohle brauchen würde,so könnte kein Bergmann mehr streiken. Darin liegt von jeher der Maßstab für den Erfolg eines Streiks. Wenn die Beschäftigung durch den Streik einfach für alle Zukunft unmöglich wird, ist der Klassenkampf verfehlt. Denn der Kampf gilt ja nicht der Produktion,sondern der Klasse. Jede Produktionszerstörung macht den Streik aussichtslos. Denn der Arbeitgeber kann dann den Streik seelenruhig mitansehen. Streiken kann man nur, solange der andere etwas zu verlieren hat!

Hierin liegt ja die Grundlage des Klassenkampfes,daß es in der Welt Werte gibt,die unter kei=

nen Umständen verloren gehen dürfen: eben die Produktionsmittel,die Arbeitsgelegenheiten selber. Streik ist die kurze Unterbrechung der Arbeit,um die Gelegenheiten zu verbessern. Daher sagt das deutsche Wort Ausstand viel deutlicher,worum es geht. Strike, d.h. Schlag,ist nicht der Kern der Arbeitsniederlegung. Sondern der Ausstand ist ihr Kern. Wenn die Arbeiter die Betriebe verlassen,so lassen sie den Betrieb wohl stehen, so wie er ist, sie aber treten aus ihm heraus,bis er nach ihren Wünschen ummodelliert und umgestanzt ist. „Ausstand" zeigt,daß etwas stehen bleiben muß,neben das sich treten läßt, oder der Ausstand mißlingt. Ausstand und Aufstand sind also das volle Gegenteil voneinander. Aufstand bricht irgend etwas weg,demoliert,stürmt Kasernen und baut selber,um recht sichtbar aufzutreten, Barrikaden. Die Ausständigen machen einfach nicht mehr mit,gehen bei seite,weil sie wissen: man braucht uns.

Deshalb ist der Generalstreik das Mittel der Arbeiterklasse geworden,zum Unterschied von der bürgerlichen Vorstellung von einer „Revolution",wie sie Bürger vollführen. Der deutsche Eisenbahnerstreik vom Februar 1922 war deshalb ein echtes Stück Klassenkampf und ein wichtiges Ereignis in der sozialen Revolution. Nicht das ist an ihm wichtig,ob er damals berechtigt war oder nicht. Mit ihm haben sich aber die Wirtschaftsbeamten des Staates in die Reihen der industriellen Arbeit mithineingestellt. Sie sind aus Bürokratie Proletariat geworden. Sie haben

also - ob mit Recht oder nicht - gleichviel, sie haben die Basis des Klassenkampfes dadurch verbreitert. - Das seltsame an der russischen Revolution für den Theoretiker ist, daß sie nicht die Waffe der proletarischen Klasse: den Ausstand, verwendet hat, sondern das gänzlich unproletarische Mittel des Bürgerkriegs. Sie hat Produktionsmittel zerstört, statt befreit. Daher alle ihre seltsamen Irrwege, daher die Zerstörung aller Arbeitsgelegenheit in Rußland, aus einer Verwechselung von bürgerlicher und proletarischer Revolution.

Der Ausstand ist nun in tausend Einzelformen ein alltägliches Geschehen. Dort wo Leistung mißbraucht wird, bricht er empor. Denn so lang auch „die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist, des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, des Rechtes Aufschub und der Übermut der Ämter" ertragen werden, so dauert doch die Geduld nicht ewig. Und nur dort, wo Jahr um Jahr und Tag für Tag ein Zoll, ein Fußbreit Rechts erkämpft wird, kann die Arbeit bei Leben bleiben. Ausstände außerhalb der großindustriellen Arbeiterschaft sind ja schon immer gewesen. Arbeitskämpfe sind notwendig mit dem ersten Gesamtverband von arbeitenden Menschen gegeben.

Der neunte November hat daher einerseits zahllose Gesetzgebungstage zu Vorgängern, kleinere und größere, für einzelne Gegner, für Gruppen und für die

Klassen und Stände; andererseits teilt er selber seine revolutionäre Bedeutung mit einem anderen fast gleichzeitigen Vorgang. Von beidem muß daher hier, wo es sich ja auch um eine Aufhellung dieses Tages für uns handelt, die Rede sein.

Zunächst also: Leistungen berechtigen zu Ansprüchen. Taten geben Rechte und Pflichten. Wo immer große Ansprüche erhoben werden, muß also schon eine lange Zeit hindurch gearbeitet worden sein. Jahrhunderte gemeinsamer Arbeit haben die moderne Wirtschaft ermöglicht. Diese Jahrhunderte enthalten also ein riesiges Kapital schon bestandener Kämpfe, Erfolge, Abmachungen und Friedensschlüssen zwischen Besitzenden und Schaffenden, zwischen den Erben und Enterbten, zwischen den „mit Vätern gesegneten", d.h. den patrizischen und den proletarischen Schichten eines Volkes. Ja, wir können erst von dem Dasein eines Volkes sprechen, wo nachwachsende Geschlechter im gesellschaftlichen Nahkampfe die einfache Linie Großvater=Vater=Sohn=Enkel gesprengt haben, wo sich Enterbte von Beerbten schieden - die Klassenbildung fängt ja schon bei Kain und Abel an - und sich dann auf Grund gemeinsamer Arbeit doch wieder zum Frieden zurückgekämpft haben. Bloße Sippen und Familien sind keine Völker. Bloße Entzweiung innerhalb der Geschlechter, wo dann der eine Teil verstoßen wird oder entflieht oder auswandert, führt auch nur zur Verteilung über die Erde. Sollen Menschen auf einem Flecke (und dem selben) wohnen, so müssen sie sich v e r =

t r a g e n . Im gesellschaftlichen Nahkampf muß man sich unausgesetzt vertragen, um nur überhaupt weiter kämpfen zu können. Zahllose Verträge, Friedensschlüsse liegen allen modernen Gesellschaftskämpfen vorauf. Die Franzosen im Ruhrgebiet bilden kein Volk mit den dort ansäßigen Deutschen. Sie sind Eroberer, fremde Eindringlinge, wenn sie hundertmal Sieger sind. Erst ein Friedensschluß, der sie dort ließe, wäre der erste Schritt zur Bildung eines „deutsch-französischen Volkes" im Ruhrgebiet. Und von da würde es täglich zu tausenden von Verträgen und Rechtshändeln kommen.

Daraus ergibt sich, daß die Tafel des Klassenkampfverlaufs lückenhaft ist. Zwischen dem Kampf und dem Friedenszustand muß ein Friedensschluß erfolgen. Der Sieg der Gewalt genügt nicht zum Volksfrieden! Er genügt den Franzosen gegenüber Deutschland, weil die Franzosen mit uns kein Volk bilden noch bilden wollen. Er genügt gegenüber Hottentotten, denen man die Gleichberechtigung versagt, ~~die~~ wenn man dort gewaltsam kolonisiert. Dann setzt sich der Sieger an die Stelle der bisherigen Bevölkerung.

Aber innerhalb ein und desselben Volkes gibt es keinen stummen Sieg. Sondern da bedarf es des ausdrücklichen Friedensschlusses. Denn alle kämpfenden Teile bilden ja Teile eines Ganzen, in Arbeitsteilung und Klassentrennung zwar gespalten, aber gerade dadurch nur wieder als Ausgliederungen eines

zusammenhängenden Arbeitskörpers verständlich.
Es ist ja die Klassenbildung das Ergebnis einer Entfaltung und Zerlegung von Bestandteilen, die an sich zusammengehören, in verschiedene Volksgruppen. Der Unternehmer braucht die Arbeitskräfte, der Arbeiter eine Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt. Vorherging aber ein Zustand, wo der Arbeiter und der Unternehmer noch ungespalten in einer Person vereinigt war, des Bürgers, der z.B. als solcher im Gegensatz zum Bauernstand. Die Spaltung kann theoretisch so groß werden, daß der Unternehmer nach chinesischen Kulis greift, der Arbeiter in Brasilien Arbeit nimmt. Und dies ist ja das Revolutionäre des gesellschaftlichen Zustandes von heute, daß beides möglich ist und geschieht. Aber das ändert sich in dem Augenblick, wo der deutsche Proletarier den ersten Friedensschluß mit der bürgerlichen Gesellschaft eingegangen ist, also z.B. damit, daß er zum Reichstag wählt. Denn damit ist er gegenüber dem ~~Kuli~~ asiatischen ein Privilegierter. Und die Wirkung dieses Privilegs mit allen seinen Konsequenzen schafft einen Klassenunterschied zwischen ihm und dem Kuli. Denn politische Privilegien sind immer auch wirtschaftliche Vorrechte; z.B. auf den Reichstagswähler muß man Rücksicht nehmen, auf den Nichtwähler nicht.

Und hier ist nun die entscheidende Stelle, wo sich die Wege des Sozialismus und des Kommunismus trennen, die Wege des Revolutionärs in Rußland von

1917 und die Wege des Revolutionärs in Deutschland von 1918.

Beide sind ja Erben der Klassenkampflehre. Aber beide unterscheiden sich in ihrem Verhalten zu dem bereits erfolgten Friedensschlusse in ihrem Volke.

In Rußland brach die Revolution mitten im Kriege aus. Über dem inneren Feind vergaß man des äußeren . Der Kommunismus leugnete,daß in irgend einer Form ein Friedensschluß mit den anderen Klassen möglich sei. Er rottete daher die nicht hand=arbeitenden Stände fast vollständig durch Tod oder Verbannung oder Proletarisierung aus. Er verwechselte freilich Stände und Klassen,worüber später noch zu reden ist. So kam es, daß er gerade den beiden Klassen verfallen ist,die er beseitigen wollte: dem Grundeigentümer und dem Schieber und auswärtigen Kapitalisten. Der russische Bauer und der ausländische Unternehmer sind die Säulen der Sowjetverfassung. Das russische Proletariat aber ist im Grunde aus dem Wirtschaftsleben ausgeschieden und bildet die rote Armee und Verwaltung. Alle sozialen Friedensschlüsse der innerrussischen Vorgeschichte sind aufgehoben, alle Gesetze annulliert. ~~Darauf ließ sich~~ Wegen der Zerstörung des russischen Wirtschaftslebens, das sich auf sie verzichten. Man braucht kein Börsengesetz,wenn man die Börsen schließt, kein Gericht,wenn man den Rechtsweg aufhebt,keine Verwaltung,wenn man den Handel zerstört usw. Die Sowjetrevolution ist der Versuch mit einem

Worte,der erste Tag der russischen Geschichte überhaupt zu sein.

Der 9. November ist hingegen nur der Eintrittstag des deutschen Proletariats in die politische Mitregierung. Er tritt ein,nachdem der Krieg zu Ende ist. Über dem äußeren Feinde hatte man den inneren vergessen. Der Arbeiter hatte mit allen anderen Klassen und Ständen zusammen bis an's Ende gekämpft. Infolgedessen stand er nun plötzlich neben ihnen und half erst noch die unabgeschlossenen Ständekämpfe zu Ende zu bringen. Der Arbeiter hat Republik,Demokratie,Schwarz=Rot=Gold, d.h. die Forderungen der bürgerlichen Demokratie von 1848,also gerade des dritten Standes,nachholend eingeführt. Auch der Sozialist weiß,daß die Revolution des dritten Standes die Vorstufe für die des vierten ist. Aber er erfährt nun,daß die Stände n e b e n den Klassen bestehen, und daß das Bürgertum nicht nur eine Klasse,sondern auch ein Stand ist. Der wirtschaftende Eigentümer steht gar nicht nur im Klassengegensatz zu dem Nichteigentümer. Sondern er wetteifert auch mit den aus der Arbeitsteilung entstandenen Berufsständen. Der ständische Gegensatz durchdringt die Klassentrennung. Alle Bewohner von Bochum haben ein gemeinsames Interesse gegenüber den Landwirten der Umgebung. Der Gegensatz von Stadt und Land,an dem sich die russische Revolution hat vorbeidrücken wollen,ist ein ebenso echter Kontrast wie der zwischen Arbeit und Kapital.

Handwerker { Arbeiter / Industrieller } Stadt ⟷ Land { Gutsbesitzer / Landarbeiter } Bauer

Man sieht, wie der ständische Gegensatz die Klasseninteressen durchkreuzt. So kommt es z.B., daß vielfach der großstädtische Arbeiterführer seit dem 9. November die landwirtschaftlichen Großbetriebe gegen die Kleinbauern schützt, während der Industrielle für innere Kolonisation eintritt.

Die Klassentrennung erwächst erst auf dem Boden der Ständeteilung. Die Ständeteilung aber verschwindet nicht mit der Klassentrennung. Sondern sie bricht heut innerhalb der Arbeiterschaft selber im Wettkampf der Berufsgruppen hervor und überschneidet die Klasseninteressen.

Die Leidenschaft der besitzenden Klassen ist daher nicht der Klassenkampf, sondern der Ständestreit. Hier zwischen Industrie und Landwirtschaft, zwischen Großhandel und Kleinhandel, zwischen Bankiers und Bauern, zwischen Künstlern und Bauunternehmern tobt ein leidenschaftlicher, wilder Krieg, der ebenso viele Opfer fordert als der Klassenkampf. Nicht nur die einzelnen, sondern auch die Gruppen stellen sich zum Kampf um den Vorrang, um die Anerkennung ihrer größeren Wichtigkeit. Alle in dem Beruf Mittätigen profitieren von einem Siege dieses Berufsstandes: die bevorzugte Gruppe zahlt nicht nur höhere Löhne, sondern sie gibt auch die sichere dauernde Beschäftigung. Damit aber gewinnt der in ihr tätige

Lohnarbeiter die Hauptsache: Stetigkeit und zeitlichen Spielraum. Wenn im Reichskohlenrat Zechenbesitzer und Bergarbeiter gemeinsam den Kohlenpreis festsetzen gegen die Stimmen von Handel, Beamten und Verbrauchern, so ist das ein Ständestreit, vor dem der Klassengegensatz im Bergbau schweigt. Die bürgerliche Gesellschaft versteht daher unter dem Reichswirtschaftsrat eine Standesvertretung, die er zu einer berufsständischen Vertretung weiterentwickeln will. Der Klassenkämpfer achtet nur auf die Wahrung der Parität zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in jeder einzelnen Berufsgruppe, und theoretisch ~~will~~ fordert er über diese Parität hinaus die Mehrheit der Stimmen in jeder Berufsgruppe. Im marxistischen Lager wird viel darüber gespottet, daß man sich mit der Parität begnüge, wo dann ein Industrieller so viel wiege wie tausend Arbeiter. Der wahre Grund ist der, daß die Arbeiter Angst haben müssen vor mehr als 50% der Stimmen. In dem Augenblick, wo die Arbeiter der einzelnen Berufsgruppe 51% Stimmrecht haben würden, müßten sie offen vor der Welt und vor ihren proletarischen Klassengenossen aus den anderen Ständen die Verantwortung für die Standesinteressen übernehmen. Dann gute Nacht, Klassenkampf! N u r b e f r e i t v o m S t a n d e s i n t e r e s s e k a n n m a n n K l a s s e n k ä m p f e r b l e i b e n . Nur durch die Parität in den wirtschaftlichen Räten kann die

lassentrennung neben der ständischen Gliederung
berhaupt aufrechterhalten bleiben.

Wir müssen noch an die dritte Stufe der
inteilung der Menschheit durch ihre soziale Lage·
rinnern: die Arbeitsverschiedenheit der Länder.
)ie Vorzüge und Nachteile der Erdgebiete für den
'enschen werden genau so zu einer Kette für ihn wie
'ein Standes= und sein Klasseninteresse. Alle ständi=
:che Fülle von Berufen hat zur Voraussetzung ein ge=
'einsames,zusammenhängendes Landgebiet. Die Voraus=
:etzung der Ständegliederung ist die Länderverschie=
'enheit,die Trennung zwischen Ausland und Inland.

Rußland,das diese Trennung übersehen woll=
:e,führt eben deshalb seit 1917 fast ununterbrochen
Krieg.Wir müssen das,was wir vergessen wollen,immer
am gründlichsten nachholen. Weil Rußland nur an den
Klassengegensatz dachte,ist es im Innern ausschließ=
lich auf den Ständekampf von Stadt und Land fest=
:efahren. Weil es die Klassen der Welt aufrief,ist
es unaufhörlich durch den Gegensatz der Länder in
Streit und Krieg verwickelt.

Land,Stand und Klasse sind alle drei wirt=
schaftliche Wirklichkeiten. Ohne Länderteilung kei=
ne Ständeordnung,ohne Ständeordnung keine Klassen=
trennung.

Der Klassenkampf kommt immer wieder hinter
dem Wettkampf der Länder und der Stände. Gerade wer
ihn ernst nimmt,kann seine Voraussetzungen nicht zer=

stören wollen. Sind nämlich die Ländergebiete zer=schlagen und die Stände ausgerottet, so stümpert der einzelne Mensch oder die einzelne Familie an einem Fleck Erde allein auf weiter Flur bei irgend einem Versuch, in seiner Person den Alles=Produzenten (Robinson) dar=zustellen, wie das in Rußland jetzt allenthalben ge=schieht. Erhaltung der Länder bedeutet aber Erhaltung der Landesinteressen. Erhaltung der Stände bedeutet aber Erhaltung der Standesinteressen. Und so sehen wir das Wirtschaftsleben als einen reichen Teppich vor uns, in dem die verschiedensten Gegensätze gegen=einander wirken, die Längen, Breiten und Tiefenschich=ten alle in besonderer Weise gegeneinander abgestimmt sind. Man kann den Teppich umkehren, dort wo er nur die stumpfe, einheitliche Unterschicht zeigt. Aus dem Teppich des Lebens ist dann ein wertloses grau in grau geworden.

Es tritt also der Zustand ein, den Engels so bissend verspottet hat. Will man die Robinsonade vermeiden, so müssen Hand und Hand zusammengenommen werden.

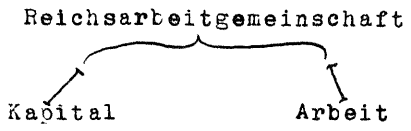
Die Kunst wäre, den Teppich so wirken zu lassen, daß er auf Vorder= und Rückseite gleich kost=bar erscheint, wie das die echten Teppiche ja auch vielfach an sich haben. Die Buntheit der oberen Sei=te bleibt dann der Maßstab für die Ausbildung der unteren. Und dies Verfahren allein gibt das Recht, den Klassenkampf in die Welt= und Volksgeschichte sinnvoll einzuordnen. Dazu muß der Zusammenhang die=ser Geschichte respektiert werden.

Darüber großer Spott im kommunistischen Lager. Hier wird der proletarische Klassenkampf als der erste und einzige der Volksgeschichte angesehen;

hier wird daher das Bedürfnis nach einem Stehenlassen alter Ordnungen rundweg geleugnet. Weil in Rußland der Kommunismus der erste echte Volkskampf allerdings ist, deshalb wird den Ländern, die früher aufgestanden sind als Rußland, d i e e i n e J a h r h u n = d e r t e a l t e r e v o l u t i o n ä r e V e r = g a n g e n h e i t h a b e n , zugemutet, ebenso zu verfahren, als sei ihr Land und Volk so wie das russische jungfräulicher Boden. Dies ist keinem Russen zu verdenken. Die Welt aber wird zwischen den beiden Tatsachen zu unterscheiden wissen, die in der russischen Revolution ineinander geknetet sind. Unter dem Kampfruf: „Emanzipation des Vierten Standes" ist dort die erste Grundlage für eine geistig belebte Volksgeschichte überhaupt gelegt. Daß die Revolution ein radikaler Anfang der Europäisierung Rußlands ist, macht die Revolution zu einer rein russischen und zu einer so radikalen und erfolgreichen Angelegenheit. Daß sie hingegen gewisse Rechte dem Arbeiter zu verleihen versucht hat - sie hat es inzwischen wieder aufgegeben -, ~~ist~~ wäre an sich ein internationaler Vorgang. Aber bei ihm haben wir keine Gewähr dafür, daß er gerade in Rußland am weisesten gelenkt werden wird. Doch davon später mehr.

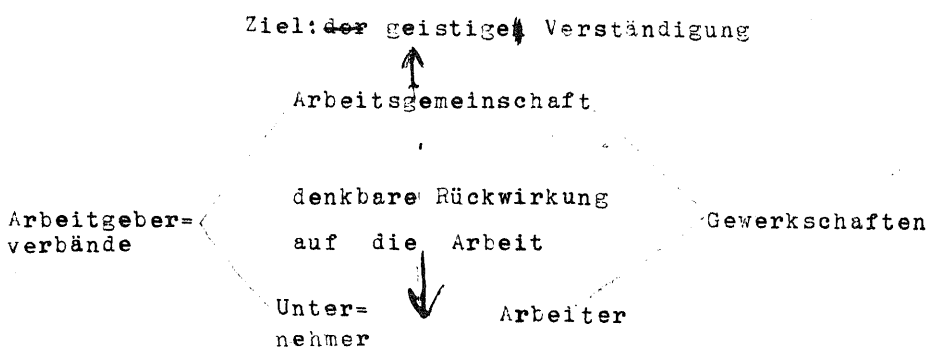
Die deutsche Arbeiterbewegung hat einmal das politische Gebäude des Volkes, als es am 9. November in allen Fugen zitterte, vor dem Einsturz bewahrt. Sie ist damit also in die allgemeine deutsche Volksgeschichte bewußt eingetreten. Der Marxist

erst beide ihre Kräfte,ihre Leistungsfähigkeit und den Grad ihrer Unentbehrlichkeit ganz erproben. Und sie schlossen sich zu einem neuen Vertragsge = bilde zusammen,an dem der Staat garnicht beteiligt ist. Sie schufen sich also ein Rechtsorgan der Ar= beit. Es ist die bekannte Arbeitsgemeinschaft für das Reich,wie sie am 15. November 1918 zwischen den Verbänden der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer abge= schlossen worden ist. Der Name ist insofern irreführ= rend,als er so klingt,als sei nun die seelische Har= monie und Gemeinschaft der arbeitenden Menschen sel= ber damit ausgesprochen. Die Kommunisten tun so,als spiegle man mit der Arbeitsgemeinschaft das Bild einer phantastischen Harmonie vor,etwa so:



Der Name ist aber viel bescheidener und eben deshalb ehrlicher gemeint. Das Wort „Arbeit" hat hier einen anderen Sinn als den der sichtbaren und Güter=erzeu= genden Markt= und Lohnarbeit. Es zielt nicht auf das Regen der Hände,sondern auf Ringen,Denken und Vorge= hen des Geistes. Die Arbeit,die vollbracht wird,ist Gedankenarbeit. Mithin wird das Wort Arbeit hier in übertragenem Sinne gebraucht und bedeutet Aussprache, Pläne entwerfen,Entschlüsse fassen. Diese „Arbeit" soll jetzt gemeinsam vollführt werden zur Verständi= gung, d.h. zur Anbahnung geistiger Gemeinschaft. Die

Arbeitsgemeinschaft will also eine Vorstufe zu der Geistesgemeinschaft sein, aus der herein dann vielleicht dereinst in die einzelnen Arbeitsstätten ein wirklicher Gemeinschaftsgeist seinen Einzug halten kann.



Es ist angesichts zahlloser Mißverständnisse nötig, immer wieder zu betonen, daß die Zentralarbeitsgemeinschaft inhaltlich an der sozialen Lage nichts geändert hat. Aber sie hat e i n n e u e s O r g a n z u r Ä n d e r u n g d e r s o z i a l e n L a g e u n d z u i h r e r R e g e l u n g geschaffen.

Das ist das unscheinbare und doch so folgenreiche Ereignis in der Geschichte der deutschen Arbeitskämpfe. Dies Ereignis bestimmt seit dem Spartakusaufstand bis zur Ruhrbesetzung Deutschlands Geschichte. Denn das neue Organ ist der wirkliche Träger des deutschen Gesellschaftslebens geworden. An der Ruhr kämpft ja keine Reichsregierung, kein Bundesstaat, keine Partei, keine Klasse. Die Arbeitsgemein-

schaft kämpft dort und niemand anders. An der Arbeits=gemeinschaft haben sich die wilden Streiks gebro=chen und jene Erregungsstreiks,wo garnichts Bestimm=tes gefordert oder umkämpft wurde,sondern die Waffe nur einfach ausprobiert werden wollte.

Diese Tatsachen bestehen ganz unabhängig von unserer Billigung oder Mißbilligung. Viele Deut=sche treiben Vogelstrauß=Politik und denken geflis=sentlich an dieser Tatsache vorbei; und z.B. die deutschen Kommunisten wollen einfach nicht sehen, daß sich neben dem Staat ein ganz neues,eigenes Or=gan der Gesellschaftsordnung gebildet hat. Sie ver=gessen den Klassenkampf,der von dem Streik getragen wird,und starren auf den Bürgerkrieg in Rußland,nur weil er die Etikette: „Kommunismus" trägt. Wer Tat=sachen sich selbst verschweigt,fängt dadurch zu entarten an. Er verrät damit eine geistige Schwäche.

Der deutsche Kommunismus ist der Klassen=kampf als geistiges Laster,nämlich als Selbstzweck, außer Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Wir nennen ja eine Neigung,der man sinnlos und selbst wider Wil=len erliegt,ein Laster; die Neigung haben wir,das Laster hat uns. Im Kommunismus ist der allgemein menschliche Weg vom Frieden über Kampf und Friedens=schluß zum Frieden preisgegeben und der Kampf ohne Friedensschluß als Friedensweg proklamiert. Wir wie=derholen: das hat ~~bei~~ Rußland seine tiefe Begründung in dessen Vorgeschichte. Es ist nur unsinnig dort,

wo bereits revolutionärer Volksboden ist. Dort können alle künftigen Revolutionen immer nur Teilrevolutionen sein. Es ist ganz unsinnig dort, wo ein neues Ereignis das gesamte Volk aus einem Herrenvolk inzwischen zu einem Knechtsvolk zu machen droht. Die deutschen Kommunisten leben krampfhaft von 1917 her. Sie können deshalb nicht erfassen, was 1918 in Deutschland passiert ist. Sie stellen ein erstarrtes Geistesleben, geronnene Politik dar, welche aus Leidenschaft zu Laster, aus Mittel Selbstzweck geworden ist. Wir wollen damit keineswegs über den Bolschewismus bereits das letzte Wort gesprochen haben. Das gehört in anderen Zusammenhang. Sondern der deutsche Kommunismus als Erscheinung gibt uns die Möglichkeit, die sozialen Leidenschaften scharf zu trennen in lebendige Kräfte und fossile Versteinerungen, in lebendige Empörung und heillose Entartung.

Die lebendige Empörung verlangt noch selber nach Frieden, der Empörer steht hier in der gesunden Spannung zwischen Weg und Ziel. In der Entartung aber ist er eine selbständige Größe geworden, die auf ihrem Schein beharrt, auch wo ihre Voraussetzungen geschwunden sind.

Daher sind die Mittel, dem Klassenkampf zu begegnen und dem Kommunismus entgegenzutreten, die entgegengesetzten. Dort wo echte Empörung im Volke herrscht - und der Klassenkampf dient uns natürlich nur als ein Beispiel statt aller anderen -, da muß

Genugtuung gegeben werden. Dort wo Empörung als Selbstzweck auftritt, darf keine Genugtuung gegeben werden, sondern wo eine solche Empörung vordringt, ist ihr mit Gewalt entgegenzutreten. Die gesunde Empörung hat ein Recht auf Gewaltverzicht, hat ein Recht auf Gesetze. Die dogmatische Empörung hat den Anspruch auf geistige Mittel verwirkt. Sie ist der Nährboden der Gewalttaten hüben und drüben.

Wir werden in den nächsten Abschnitten sehen, daß es sich nicht nur im sozialen und wirtschaftlichen Leben so verhält, sondern daß wir allenthalben das Laster von der gesunden Aufwallung zu scheiden haben.

Blicken wir zurück.

Nicht eine einzige, sondern viele Leidenschaften erzeugt der wirtschaftliche Kampf. Nicht ein einzelnes Unrecht schreit nach Gesetz, nicht ein einzelner Kampf strebt nach Frieden, sondern unablässig hungert den Menschen nach sozialer Gerechtigkeit und dürstet ihn nach Frieden. Denn unablässig verändert sich die Zahl der Lebenden und ihre Beschlechterordnung. Unablässig verändert sich also der Nahrungsspielraum jedes Einzelnen. Unablässig muß ein Teil der Lebenden Furcht haben, zu hungern. Und in jedem Augenblick gibt es Menschen, die hungern, Klassen, die verelenden, Stände, die zu Grunde gehen, Länder, die aussterben. Die Klasse der Arbeitslosen,

die Ausrottung der freien Berufe,das russische Elend bezeugen,daß Menschen durch ihre Klassenlage,durch ihre Standesstellung,durch ihr Vaterland verhungern können. Gegen den Fluch des Hungers geht der Wirt = schaftskampf. Die Teilnahme aller an der Tafel des Lebens ist sein Ziel. Die Arbeit aller derer,die um diese Teilnahme kämpfen,ist dabei die stillschweigende Voraussetzung. Was hält der Arbeiter der bürgerlichen Gesellschaft als Rechtstitel entgegen? daß er arbeitet. Was sucht er ihr nachzuweisen? daß sie Müssigänger in ihren Reihen duldet,daß sie zu wenig leiste!

Die Leistung also ist es,die den Anspruch im ökonomischen Kampf begründet. Die innere Gesetzgebung eines Volkes,die Friedensschlüsse zwischen den kämpfenden Parteien versuchen nach Wirtschaftsleistungen,nach dem Beitrag des einzelnen zum wirtschaftlichen Gedeihen die Anteile der Volksgruppen abzugrenzen. Wo der Anteil übermäßig über die Leistung hinausragt,wo er ihr nicht mehr entspricht,wird er bekämpft. Aber die,die ihn bekämpfen,berufen sich wieder ihrerseits auf ihre eigene Leistung. Leistungen erzeugen Rechte. Denn auf Leistungen kann man sich berufen.

Wo die Angreifer das nicht tun,wo sie sich Gewinne und Privilegien erteilen,die keiner Leistung entsprechen,da ist der friedliche wirtschaftliche und soziale Kampf bald zu Ende, der blutige Bürgerkrieg setzt ein und ruft die Räuber von Rechten ohne Pflichten zur Ordnung. Das ist der tief=

ste Sinn des Satzes : Recht muß doch Recht bleiben, der letzte Inhalt des Wortes Gerechtigkeit. Wir Menschen erfinden keine Rechte; wir stellen nur fest, wo Rechte hingehören,weil Leistungen vorliegen.

Wo der Besitzende sich weigert,seine Rechte an seinen Leistungen nachprüfen zu lassen,da zerstört er die Gerechtigkeit. Wo der Besitzlose sich weigert,seine Ansprüche nach seinen Leistungen bemessen zu lassen,da zerstört er das Recht. Beide können auf diese Weise die Wirtschaft zerstören. Denn das Recht ist die schon erkämpfte,gewordene, die Gerechtigkeit die werdende Wirtschaftsordnung. Wo Recht oder Gerechtigkeit mißachtet werden,da tritt der Kriegszustand ein für jene Teile des Volkskörpers,die sich außerhalb Recht und Gerechtigkeit stellen. An die Stelle des gesellschaftlichen Kampfes tritt die kriegerische Gewalt.

Der Krieg dringt ein in die Einheit,die wir uns an sich vom Krieg im Innern verschont denken, von der wir uns meistens nur einen Krieg nach außen denken können,in das Volk. Der Krieg der Völker und seine Formen werden dann auf den Krieg im Volke übertragen. Infolgedessen gehört ein solcher Vorgang nicht mehr unter die Fragen der sozialen Revolution, sondern ist bloß ein Sonderfall des Krieges überhaupt.

Deshalb wenden wir uns von der sozialrevolutionären Bedeutung des 9.November zu seiner nationalpolitischen,von der Frage der gesellschaftlichen Kämpfe zu den Problemen der staatlichen Kriege.

II. K r i e g .

Der Klassenkampf ist Nahkampf; auf ein und demselben Fleck Erde stoßen die Menschen durch die Folgen der Arbeitsteilung im Kampf um die Befriedigung ihres Anteils am Leben und an den Gütern des Ganzen aufeinander. Rechte und Gerechtigkeit, Besitz und Leistung ringen mit einander.

Anders der Krieg. Der Krieg ist Grenzkampf, Kampf um Raum und Land, Kampf von verschiedenen Punkten der Erdoberfläche aus um die Abgrenzung von Gebieten. Zum Klassenkampf brauche ich keine Landkarte; denn örtlich unbestimmbar, findet er sich überall, wo Menschenhände der Erde den Lebensunterhalt abgewinnen. Der Krieg ist ohne Kriegskarte nicht zu verstehen. Ganz bestimmte Landschaften sind es ja, die mit Krieg überzogen werden, um die der Krieg geht. Völker marschieren gegen Völker. Aber die Krieger, die einmarschieren, wollen nicht das Feld, das der Bauer Meyer in der Dorfflur sein eigen nennt, bewirtschaften und sich aneignen, sie wollen nicht das Einkommen der Witwe Müller aus ihrem Kramladen an sich ziehen. Sondern sie wollen die Gegner, mit denen sie Krieg führen, zur Anerkennung zwingen, daß in der eroberten Landschaft fortan das Gebot und die Ordnung des Siegers gelten. Die Gesetze eines Volkes wollen sich an die Stelle anderer Gesetze, der Ordnung

eines anderen Volkes setzen. Staatsordnungen prallen im Staatenkrieg aufeinander. Und dafür schlagen sich menschen tot!

Für den Krieger ist der 9. November 1918 der schmerzliche Tag, an dem Deutschlands Widerstandswille gebrochen, sein Krieg verloren war. Er hat an diesem Tage nicht soziale Befreiung noch soziale Angst verspürt. Ihm war das Parteigezänk in der Heimat gleichgültig; den Klassenkampf begriff er nicht; alles, was er dachte und fühlte, kreiste um die Kriegskarte, um die aufgerissene Balkanflanke, um den Zusammenbruch Österreichs, um den Anmarsch der Italiener gegen München, der Tschechen gegen Dresden, um die Nutzlosigkeit des ganzen Kampfes an der Westfront durch diesen wahren Dolchstoß in den Rücken seiner Front. Wohin all die heldenmütigen Taten der Gefallenen? Das sinnlose Nichts der Niederlage. Wohin er selbst in einem entehrten Volk, das seinen Staat wegen des verlorenen Krieges kreuzigte, seine Staatsmänner auszuliefern versprach, seine Soldaten heimschickte, seine größte Tat verleugnete. So erlebte der Krieger von Herz den Zusammenbruch: als letzten Tag, als Untergang seiner Begriffe von Ehre, Freiheit und Vaterland. Ihm entgegen steht der, dessen erster Gedanke am 9. November war: Gott sei Dank, das Morden hört auf, der Mann des Friedens.

Krieger und Friedensliebhaber sind ein anderes Menschenpaar als Besitzer und Arbeiter. Sie

bilden auch andere Gruppen im Volk. Das stellt den Pazifisten neben den Sozialisten, daß beide sich am 9. November freuten.

Aber ihre Freude hat doch einen sehr verschiedenen Charakter. Der Sozialist ist b e g e i s t e r t vom Freiheitskampf des Proletariats, der Pazifist hingegen ist beglückt vom Aufhören des „Mordens". Der eine atmet hoch auf und singt die Marseillaise, also ein Kriegslied, der andere atmet auf und spricht leise: „Gott sei Dank!"

Auch der Krieger und der Eigentümer erlebten den Tag gründlich anders. Der Besitzer hat vielleicht am 9. November die heraufziehenden inneren Kämpfe sachte zu fürchten angefangen. Die soziale Revolution, die den Arbeiter durchzuckt, beschleicht den kleinen wie den großen Eigentümer mit Sorge. Der Abschluß der „Arbeitsgemeinschaft" war des Zeuge. Die Niederlage hingegen wirkt auf den Krieger wie ein Keulenschlag, der ihn niederwirft, und an dem er zerbricht.

Die meisten Vertreter des Klassenkampfes verwerfen den Sinn des Krieges. Die meisten Vertreter der Kriegsnotwendigkeit leugnen die Wahrheit des Klassenkampfes. Wir finden somit bei den Gegnern des Krieges meistens überhaupt kein Verständnis für den Krieg, ähnlich wie die Begüterten kein Verständnis für den Klassenkampf haben. Der Tadel des Krieges und der Tadel des Klassenkampfes klingen beide ähnlich. Hören wir ihn an.

Krieg ist ein Gemetzel der Unschuldigen. Die blühendste Volkskraft wird geopfert. Die Schwächlinge bleiben übrig und verderben die Rasse. Krüppel und Sieche zeugen von den abscheulichen Verstümmelungen, den bestialischen Zerstörungen, die man mit dem raffinierten Kriegsgerät von heute anrichtet. Ein Blick auf den Krüppel ohne Unterkiefer und Augen, ohne Nasen und Ohren, auf den Amputierten, der nur noch ein Stumpf ohne Glieder ist, genügen, um auf ewig den Krieg zu verdammen, um die Parole ausgeben zu lassen: „Nie wieder Krieg"! Der Krieg ist auch sonst kein „Stahlbad". Schieber und Wucherer saugen das Volk aus. Die Kriegsgewinnler kommen obenauf und ersticken den ordentlichen Handel und Wandel. Die reklamierten Arbeiter bereichern sich auf Kosten ihrer Brüder im Schützengraben. Unsittlichkeit aller Art, Krankheiten brechen hervor, leichtsinnige Ehen stürzen die Menschen ins Unglück. Millionen, die menschliches Elend hätten lindern können, werden nutzlos durch die Kanonenrohre gejagt.

Was läßt sich darauf erwidern? Sind diese Sätze nicht buchstäblich wahr? Haben wir sie nicht alle nachprüfen können durch eigene Erfahrung? Nur eine schüchterne Frage drängt sich auf, ähnlich wie wenn die soziale Revolution als scheußliche Brutalität, als Wertzerstörung und Weltvernichtung gebrandmarkt zu werden pflegt. Wie kommt es, daß seit Jahrtausenden Krieg geführt wird?

Auch von der Revolution sagen nur geistig Trunkene, sie sei schön. In Wahrheit ist sie scheußlich ind widerlich. Pöbel und Mob sind schlimmer als Feuer und Wasserfluten. Aber Revolutionen sind Tatsachen, und auch Kriege sind und werden immer wieder zu Tatsachen. Die Syphilis ist eine scheußliche Kranlheit. Aber es ist eine ganz andere Frage: Wie beseitigen wir die Syphilis?

Der Krieg ist ein Zerstörer. Aber die Frage ist nicht die: Was ist das Wesen des Krieges? Sondern wie kommt es zum Kriege?

Wir stoßen aber bei solchem Erörtern des Krieges auf eine Menge von Kriegshysterikern. Die Nerven zucken zusammen,wenn nur an diese Schreckenszeit erinnert wird. Selbst der Mann von draußen aus dem Schützengraben denkt nicht an den Krieg. Deutschland hat einen Krieg von solchen Ausmaßen geführt, daß wir alle gleichsam ein einziges Lazarett bilden. In solcher Verfassung ist eine gesunde Diskussion schwer möglich,wenn man nicht zuerst den Riegel vorschiebt,von wo der Leser das Gespenst des Krieges fürchtet wiedereintreten zu sehen. Der Krieg wird weder verteidigt noch befürwortet werden. Aber er wird für die Vergangenheit erklärt und für die Zukunft abgelehnt werden. Und wir bitten nur jeden,den ein Wundgefühl gegen den Krieg drückt,den die Uniform ins Fleisch brannte, oder äußere Wunden,oder Lug und Trug oder der Drill heut noch zittern machen, er möge sich ein Herz fassen und klar einsehen: Der 9.

November 1918 ist ein Entscheidungstag im Kriegskalender genau wie er ein Revolutionstag ist. Ohne eine unzweideutige Erklärung über den Krieg kommen die Gräber der Erschlagenen in den Herzen derer,die sie verloren haben,nie zum Frieden. Die Pazifistin, die sich die Ohren zuhält,wenn dem Sinn des Krieges nachgefortscht wird, verhindert den Frieden,den echten, geistig durchgekämpften und reifen Frieden zwischen denen, die nur den Wirtschaftskampf und denen, die nur den Völkerkrieg am 9. November sich entscheiden sehen wollten. Die Ehre des Soldaten verlangt,daß er von dem unwürdigen Namen des Mörders losgesprochen wird.

In einer großen deutschen Stadt trafen englische Friedensfreunde mit deutschen zusammen. Der Vertreter der Stadtverordnetenversammlung hielt es für angemessen,seine Tischrede mit den Worten zu beginnen: Sagen Sie der englischen Regierung,daß das deutsche Volk nie wieder Krieg will. Die Engländer schwiegen verlegen. Denn daß der geknebelte Besiegte die Worte sich anmaßt,die allein der Sieger mit Ehren sprechen darf, war ihnen doch etwas Neues.

Wir lernen daraus,daß es etwas anderes ist, sich selbst zu geloben,nie wieder Krieg zu führen, etwas anderes,dem Sieger grundlos zu versichern, daß ergefahrlos nie wieder Krieg zu gewärtigen hat. Das eine ist ein großartiges Opfer, das andere eine hündische Selbstentmannung.

Aber weshalb ist es ein Opfer? Da doch der

Krieg nur Unnatur und Leiden schafft? In der Tat hat kein gesunder Mensch den Krieg je für etwas anderes denn für ein schweres Unglück angesehen. Der alte Spruch aus Volksmund betet: „Behüt uns Gott vor Hungersnot, vor Krieg und Pestilenz"! Der Krieg gehört zu den apokalyptischen Plagen. Der Wandsbecker Bote Mathias Claudius hat herzerschütternd das Elend des Krieges besungen. Der Krieg ist allen Zeiten und allen Völkern ein Unheil so wie der Tod überhaupt. Wenn während eines Krieges ein Volk sich anfeuert, um während der Dauer des Unheils seine Pflicht zu tun, dann darf diese Begeisterung für Schlachtenruhm und Siegerehre i m Kriege nichts mit einer Freude am Kriege um seiner selbst willen zu tun haben. Der kriegerisch gegürtete Sänger tut nur seine Pflicht, wenn er die Notzeit erleichtert. Es wäre unbillig, ihn jetzt nach dem Kriege deswegen zu höhnen. Aber er kann das gesunde Volksurteil nicht umstoßen, daß der Friede dem Krieg vorzuziehen ist, daß der Krieg ein grenzenloses, sinnwidriges Unglück ist.

Aber er ist eine Tatsache. Es bestehen nämlich auf der Erde so viele Ordnungen, als es Völker gibt. Und es gibt so viele Völker, als es Stätten gibt, an denen aus wirtschaftlicher Unordnung Gesetz, aus sozialem Unrecht Recht geworden, d.h. nach Klassenkämpfen gesellschaftliche Waffenstillstände abgeschlossen sind. Überall gleichzeitig seit Jahrtausenden bebauen die Menschen die Erde. Der Hunger

zwingt sie, auf der Stelle,wo sie gerade sind, tätig zu werden. Überall lebt der Mensch nicht sein Leben, sondern als Glied in der Geschlechterkette,als Stufe in dem vielstufigen Leben der Art. Überall entsteht daher dasselbe Nachwuchsproblem,dieselbe Ungleichheit unter den Menschen, derselbe Zwang zum Recht und zur Gerechtigkeit sich durchzukämpfen.

Überall daher müssen solche Notdächer gleichzeitig errichtet werden, ohne daß ein Land auf das andere Rücksicht nehmen könnte. Die Menschheit kam nicht eines Tages vom Mars. Dann hätte sie die Erde planmäßig aufteilen können. Auch hat jedes Volk seine besonderen Nöte. Denn die Arbeitsverschiedenheit der Erdteile ist übergroß. So hat jedes Volk seine eigene Ordnung,seinen Staat,sein Vaterland. Und hinterher erst erhebt sich die Frage: Wie vertragen sich diese verschiedenen Ordnungen miteinander? Volk steht nie gegen Volk. An der Grenze zweier Völker wird oft hinüber und herüber geheiratet,und Markt und Gewerbe verbinden die Bewohner hüben und drüben aufs engste. Aber von den Mittelpunkten der Ordnung her erhebt sich der Streit. Nicht Straßburg und Belfort, sondern Berlin und Paris kommen zum Streit, der sich in Krieg umzusetzen droht.

Der Krieg ist nicht in erster Linie ein Zusammenstoß zwischen den Menschen zweier Völker. Sondern er ist ein Zusammenstoß zweier Volksordnungen und erst von da ein Aufgebot der Volksgenossen

auf beiden Seiten zum Schutze dieser Ordnung. Deshalb finden wir,daß allenthalben Krieg einzig von den Trägern der inneren Ordnung erklärt werden kann. Die Kriegserklärung geht vom Träger der öffentlichen Gewalt aus. Der, der die Rechtsordnung innen trägt, ist allein befugt, Krieg anzusagen, wenn er die Ordnung gegen Einbruch von außen sonst nicht glaubt verteidigen zu können. Nicht, die Gesellschaft, nicht das Volk, der Staat ist die Stelle, wo beides zusammenfließt: Rechtssetzung innen, Fridewahrung nach außen.

Das ist ferner der Grund, weshalb der einzelne in die „Uniform" des Staates gesteckt wird, sein Zivil,das ist sein persönliches Kleid,auszieht und zum Militär wird, d.h. zu einem unter Tausenden. Nicht als einzelner kämpft er, sondern als Kriegerr einer Ordnung. Das Persönliche im Menschen, seine Eigeninteressen, sein besonderer Platz in der Welt, werden durch das Kriegerdasein ausgelöscht. Die Uniform macht gleich,und sie verhüllt meinen Beruf, Talente, Sippe und Heimat. Man sieht dem Krieger nur eines an: welchem Staat er angehört: ob er Belgier, Schweizer, Holländer, Deutscher oder Franzose ist. Dabei kann er in allen diesen fünf Fällen heut desselben Geschlechts, Stammbaums, Sprachzweigs usw. sein.

Diese unpersönliche „Uniformierung" wirft man ja mit Recht dem Militarismus vor,wenn er sie auf das „bürgerliche " Leben übertragen will.

Aber in Sachen des Krieges darf man sie ihm nicht vorwerfen. Denn nur dadurch steht sichtbar Ordnung gegen Ordnung, Uniform gegen Uniform, Fahne gegen Fahne, nur dadurch löst sich der Kampf nicht in Zweikämpfe auf, daß der einzelne sein egoistisches Wesen auslöscht und nur noch als Glied eines Gesamtkörpers, als Stein in einer Mauer, auftritt. Die Hauptleistung des Soldaten ist nicht, daß er viele Feinde totschlägt, sondern daß er seinen Mann steht, daß er sich für sein Vaterland totschlagen läßt. „Männer schützen eine Stadt, nicht Mauern". Es ist daher barer Unsinn, Krieg und Mord gleichzusetzen und Krieger mit Mördern. Mord und Krieg sind vielmehr zwei polare Gegensätze, so weit auseinander im Töten wie die Dirne und die Hausmutter im Lebendigmachen. Der Mörder ist ganz er selbst, mit allen seinen persönlichen Gründen, Interessen und Zielen. Sein bischen Selbst treibt ihn, unter möglichster Vermeidung der eigenen Gefahr den Gegner zu töten, den Gegner, der ihn für ungefährlich hält, der mit dem Rechtsfrieden rechnet. Er weiß, daß er unrecht tut und will deshalb nicht entdeckt werden. Der Soldat hat auf sein Selbst verzichtet. Er hat mit dem Leben abgeschlossen. Er weiß, daß er nicht unrecht tun kann, da er garnicht das Seine, sein Recht, sucht. Er kämpft nicht für einen selbstischen Zweck, sondern für etwas, dessen Früchte erst ein spätes Geschlecht erntet. So entsteht für den einzelnen Krieger die Frage nach Recht und Unrecht nicht. Denn Recht und

Unrecht gibt es nur zwischen Lebenden. Die Lage des Kriegers ist ganz anders; denn er steht zwischen dem Vaterlande und dessen Enkeln als Mittelglied. Die lebende Generation verzichtet also im Krieg auf ihre besonderen Ziele, der Gelehrte auf seine Entdeckungen, der Jurist auf seine Karriere, der Künstler auf seine Werke, der Arbeiter auf seine gewerkschaftliche Laufbahn, der Handwerker auf seine Meisterjahre. Sie werden ganz und nur noch Schützer der A r t, Deckblätter in der vielstufigen Volksgeschichte, die den Ahnherrn und den Enkel nicht auseinanderreißen wollen. Der Krieger schützt das Vorkriegsgeschlecht vor einem Abreißen seines Weges, davor, daß es vergebens gebaut und geschaffen habe. Er schützt das kommende Geschlecht vor dem Fluch des keine Eltern habens, der Ahnenlosigkeit, das heißt in beiden Fällen schützt er ein ganzes Volk vor dem lichtlosen, geschichtslosen, zukunfts- und vergangenheitslosen P r o l e t a r i a t . Der Krieg ist der Versuch, die im Innern eines Landes schon erkämpfte Befreiung des Volkes aus Proletariat in eine Rechtsgemeinschaft durchzuretten über einen Gefahreneinbruch hinweg, das Band zwischen altem Recht und neuer Gerechtigkeit nicht abreißen zu lassen! Die Sicherung der Volksfolge ist mehr wert als das Leben der zufällig Lebenden. Sie ist keine Frage der Moral und des Rechts der Menschen, sondern eine Frage der Opferkraft und der Lebensstärke der A r t , der Gattung.

Der Mord gehört ganz der Einstufigkeit der

einzelnen Menschengeneration an. Die Individuen morden sich. Die Völker sind es,die einzelne Generationen im Kriege aufs Spiel setzen, um sich im Ganzen ihren eigenen Lebensweg zu retten.

Aber wie kann die Spannung zweischen zwei Volksorgnungen je so unerträglich werden, daß dieses letzte Rettungsmittel zu ergreifen lohnt? „Man soll doch lieber auf einen Vorteil verzichten, als Krieg führen". Nun, es wird auch vielfach und auf vieles tagtäglich Verzicht getan, was sonst lockte,weil man weiß, das gäbe sonst Krieg. Dieser Rat wird also längst und in viel größerem Umfang befolgt, als gemeiniglich angenommen wird. Die eigentliche Schwierigkeit liegt da,wohin dieser gute Rat nicht hinreicht Nämlich, solange nur einer der beiden Staaten dieser „Man" ist, der auf einen Vorteil verzichten soll,solange ist der Friede meist noch garnicht in Gefahr. Aber zur Vermeidung des Krieges gehörte, daß man den „Man", der da verzichten soll, als Z w e i h e i t durchschaut. Nicht der eine Staat, sondern b e i d e sollen sich bescheiden! Der Krieg bricht nun immer dann aus, wenn e i n e r von beiden sich in den Augen des a n d e r n nicht bescheiden will und zu weit geht. Damit werden also zwei ganz verschiedene Kriegsgefahren unterschieden:

1. Der eine Staat bedroht die Orndung des anderen wirklich. 2. Der andere Staat glaubt,daß der eine die des anderen bedroht. Der Weltkrieg ist nicht aus Grund 1, sondern aus Grund 2 entstenden:

nicht aus größen Plänen zur Vernichtung des Gegners - die garnicht bestanden haben -, sondern aus der Ansicht des anderen über die eigene Bedrohung.

Die Verantwortung ist also eine doppelte. Maßhalten bei dem, was man selber tut, genügt nicht. Maßhalten im Urteil über das,was der andere tut, ist ebenso wichtig. Man erkennt leicht, wie viele Schwierigkeiten darin liegen,diese doppelte Pflicht wahrzunehmen. Verstoßen wir doch täglich im eigenen Leben dagegen. Der Maßlose ist dabei fast seltener als der Mißtrauische. Es werden mehr Kriege aus Angst als aus Übermut geführt. „Es kommt nicht auf die Tatsachen an, sondern auf die Meinung der Menschen über Tatsachen" Für die Staaten gilt also: „Sie werden nicht nur miteinander fechten, wenn es wahr wäre, daß der eine den anderen umbringen und verzehren muß, sondern sie werden auch miteinander kämpfen, solange sie nur glauben,daß es wahr ist".

Ebensowenig darf man sich vorstellen,daß im Kriege einige wenige Personen andere „für sich" auf die Schlachtbank schicken. Wir haben schon durch Anwendung der „mehrstufigen" Betrachtung dargetan, daß der Krieg von den zufällig in den Krieg ziehenden Jahrgängen her nie begreiflich ist. Diese Jahrgängen sind vielmehr der Einsatz für den ungestörten Fortgang der Jahrgänge. Die Personen nun, die das Kriegssignal geben,tun das nicht als einzelne Menschen, sondern als Amtspersonen,im Namen der Ordnung,die

sich bedroht sieht. Sie sind wie die Kapitäne eines Schiffs,das in Seenot ist. Nicht der Kapitän allein sieht die Seenot. Die sehen alle. Er ist aber dazu da,den Befehl „Rettungsboote klar" zu geben,er und kein anderer. Würde er Angst haben,diesen gefährlichen Befehl zu erteilen, so würde man ihn schnell von seinem Posten stoßen. Es ist garnicht so wichtig, wer auf der Kommandobrücke steht. Es ist nur wichtig, d a ß einer oben steht. In der Volksordnung ist es der S t a a t s m a n n , der diesen Posten und diese Aufgabe hat,die Not des Staatsschiffes kundzutun und den unabwendbaren Hereinrbuch des Krieges auszusprechen. Der Saatsmann erfindet den Krieg nicht. Sondern er spricht aus,was reif ist, was schon vielleicht in Millionen gekeimt ist, während nur gerade er bis zum letzten der Erkenntnis widerstanden hat, daß Krieg sei. Wer gibt der Seenot eher nach: der Neuling oder der Kapitän? Doch wohl meistens der Neuling; obwohl der Kapitän sie viel eher ahnt und heraufziehen spürt,gibt er den letzten entscheidenden Befehl viel später erst als der Laie,der den Sturm lange nicht bemerkt hat, aber hernach zu früh alles verloren glaubt.

Der Fehler der Staatsmänner des Weltkrieges war genau der umgekehrte,als der ihnen meist nachgesagte. Sie haben noch mehr ihre Persönlichkeit aus den Willensentscheidungen ausgeschaltet,noch mehr nur und gerade das allerletzte Wörtlein gesprochen,

haben sich zu Briefträgern der Weltereignisse gemacht, nur um ja nicht durch zu viel Verantwortung herauszuragen aus der Masse des Volkes. Sie waren zu unselbständig. Also gerade die beliebte Suche nach dem „Schuldigen" greift fehl. Leider ist kein Schuldiger da. Wäre er oder viele Schuldige da, so wäre freilich das Friedemachen jeweils die einfachste Sache von der Welt. Es genügte ein paar Kriegshetzer einzusperren, ein paar Minister abzusetzen, ein paar Friedensfreunde an die Regierung zu bringen. Aber wer regiert, ist der Ordnung verfallen, aus der heraus er die Würde seines Amtes empfängt. Aus Angst vor der Willkür der Staatsmänner ist heut ihre Verantwortung ausgeschaltet. Sie sind alle Sklaven eines Schiffsreglements, auf dem der Kapitän nichts mehr zu sagen hat. Diese Bekämpfung der Freiheit der Regierungen ist gerade von denen eingeführt worden, die Kriege und Machtkämpfe verhindern wollen. Sie haben genau das Gegenteil erreicht. Binde jemand eine Kette an den Fuß, so wird er zwar mit dem Fuß dich nicht treten können. Aber er wird auch im Augenblick der Gefahr nicht den entschlossenen Schritt tun können, der dich und ihn in Sicherheit bringt. Ein großes Beispiel für diese mechanische Verkettung aller Staatskünste und die Freiheitsberaubung der Staatsmänner bietet Nordamerika, in dem seit drei Jahren fast nicht regiert wird, und das deshalb in Europa nicht zum Eingreifen kommt. Wir Deutsche beklagen das, weil wir davon etwas zu hoffen hätten. So aber bleibt alles

in den einmal ausgefahrenen Gleisen. Der verantwortliche Entschluß, der drüben das Staatsruder zu unseren Gunsten herumwürfe, kommt nicht zustande. Verantwortliche n e u e Bahnen kann nur der selbständige Mensch gehen. Jede Bürokratie, jedes Parlament, jede Organisation bleibt solange in den ausgefahrenen Gleisen, bis einer vorspringt und den Mut hat zu dem Befehl: Kehrt oder Rechts um. Bei Amerikas „Gehirnlähmung" handelt es sich um eine neue Front, die es gegenüber Europa entschlossen in sich bilden müßte. Der Vergleich mit dem Entschluß zum Kriege, von dem wir ausgingen, hinkt dabei allerdings insofern, als hier keine Kriegserklärung von Amerika erwartet wird, sondern ein Eingreifen.

Aber der Instinkt des Volkes drüben empfindet deutlich, daß Amerikas neue Stellungnahme auch neue Gefahren mit sich bringt. Denn greift es ein, so muß es eine Ordnung der Dinge fordern. Werden daraufhin die europäischen Staaten in Ordnung gebracht, so trägt Amerika Verantwortung für diese Ordnung der Dinge. Jede solche Bürgschaft für eine Völkerordnung enthält die Verpflichtung zur Verteidigung dieser Ordnung. Der Weg, wie Ordnungen letzten Endes verteidigt werden, ist der Krieg. Die Amerikaner spüren, daß nicht jener Präsident über Krieg und Frieden entscheiden würde, der in zwanzig Jahren in Europa Truppen landete, sondern daß im Grunde darüber jetzt bereits entschieden wird, durch ihre eigenen, der Lebenden Entschlüsse. Und um dem zu entgehen,

legen sie lieber die Gesetzgebungsmaschinerie still. So bietet sich das ungeheuerliche Schauspiel,daß die Lenker des größten Staates der Welt seit drei Jahren nur die notdürftigste Politik treiben dürfen.

Die Möglichkeit zum Kriege ist mit jeder Aufrichtung einer Länderordnung mitgegeben. Wo der Entschluß,dies äußerste,den Krieg,notfalls zu wagen und zu ertragen, nicht aufgebracht wird,fehlt auch der Elan,eine Ordnung aufzubauen. Die Amerikaner haben natürlich diesen Elan für ihren eigenen Erdteil keineswegs verloren. Sie würden heute wie gestern gegen einen Feind, der an ihrer Küste Truppen ausschiffte, mit Fanatismus kämpfen. Nur die Verantwortung für die Ordnung der Welt ist ihnen verleidet worden.

Der Wille zum Krieg ist der Beweis dafür,daß es einem Volke mit seinem Aufbau der Gesellschaftsordnung letzter Ernst ist, daß es ihn für so wertvoll hält,daß ohne ihn der Sinn des eigenen Lebens preisgegeben wird. Das ist ja der Sinn des Satzes, daß die Ehre eines Volkes auf dem Spiele stehe,und daß es deshalb Krieg führen müsse. Etwaiger Mißbrauch dieses Satzes durch militärische Gernegroße darf nicht den Kern vergessen machen,der in ihm steckt.

Der vorige Abschnitt vom Klassenkampf gibt uns das Mittel an die Hand zu begreifen,was es mit der „Ehre eines Volkes" auf sich hat. Es ist die Ehre des Lebenskämpfers, die hier von dem Volksganzen beansprucht wird. Nur weil und soweit ein Volk Käm-

pfe durchgekämpft hat im Innern,hat es eine Ehre zu verteidigen. Ein Volk von Automaten also, ein Knechtsvolk,das von einem Despoten an den Schnüren der Gewalt wie ein Uhrwerk gelenkt wird, hat keine Ehre und kann deshalb nie in die Lage kommen, aus Gründen der Ehre Krieg zu führen.

Im echten Krieg werden die Friedensschlüsse verteidigt,die ein Volk sich selber abgerungen hat, die eigenen Gesetze, unter die es sein Dasein auf diesem Fleck Erde bewußt gestellt hat. Der Krieg verteidigt die Errungenschaften der Revolutionen! Deshalb hat jede Revolution Kriege in ihrem Gefolge! Nur hat sich gezeigt,daß die elektrischen Funken der Gerechtigkeit,die der wirtschaftliche Daseinskampf des Volkes erzeugt,nicht erst zu weithin sichtbaren Revolutionskatastrophen geführt haben müssen, um eine Ordnung lebendig zu erhalten. Der Klassenkampf ist vielmehr ein tägliches Geschehen; täglich werden alte Rechte von Volksgruppen durch Nichtleistung verwirkt, oder neue Rechte durch Leistung erworben. Die innere Rechtsordnung eines Volkes ist also eine Kette von Durchbrüchen zur bewußten Rechtsfindung, ein großer Strom,der von Hindernis zu Hindernis sich seinen Weg sucht. Dieser Strom des Volksschicksals bindet ein Volk an den Boden,auf dem es baut, gräbt, ackert und spinnt,verkehrt und heiratet. Ein Volk,das kein eigenes Land hat oder haben will,führt keinen Staatenkrieg im Vollsinne dieses Wortes. Den Hunnen, die sengen und brennen,geben wir nicht die

Ehre des Krieges,weil sie die Segnungen des Friedens nicht kennen. Selbst dort,wo ein Heer auf neue Eroberungen ausrückt,sprechen wir nur solange von Krieg, wo es den Willen hat, zum Frieden zu kommen, Gesetze zu geben, nach denen die eroberten Länder wohlangebaut und die Menschen darin satt werden können.

Im echten Kriege verteidigen die Völker die Ordnung,die sie in ihrem Lande bereits aufgerichtet haben, oder sie erkämpfen sich Land,weil sie sich zutrauen, darin die echte Daseinsordnung aufrichten zu können. Kriege sind also entweder Revolutionskriege, d.h. für eine neue Ordnung der Dinge oder Vaterlandskriege, das heißt für eine alte Ordnung der Dinge. In jenem Falle ist die Ordnung eben erst im Werden und wird gegen den innern und den äußeren Feind gleichzeitig durchgesetzt,wie etwa im dreißigjährigen Kriege der Protestantismus oder in der französischen Revolution die Demokratie. Oder im vaterländischen Kriege, wie in den Befreiungskriegen 1813 wird eine alte, angestammte Verfassung des Volkes gerettet. In beiden Fällen aber ganz gleichmäßig steht die Ehre auf dem Spiel. Denn in beiden Fällen hat ein Volk der eigenen Entscheidung ein Gesetz abgerungen,unter dem es leben zu sollen glaubt. Das Gesetz des Lebens ist wichtiger als das einzelne Leben. Denn dank dem Gesetz lebt ja nicht der einzelne, sondern hat das ganze Volk zu leben von Geschlecht zu Geschlecht. Gerade der Klassenkämpfer

ist geneigt, diese mehrstufige Betrachtung über viele Generationen zu unterschätzen. Steht doch der Klassenkampf unter dem Zeichen: „Denn der Lebende hat Recht". Die französische Revolution hat sogar behauptet: Nur der Lebende hat jeweils Recht. Denn sie hat ein Gesetz gegeben: Keine Generation hat das Recht, einer anderen Generation Gesetze vorzuschreiben. Aber kaum war dies Gesetz gegeben, so rückten die Feinde gegen Frankreich, so wurde die Marseillaise gedichtet und gesungen und eine ganze Generation (von 1792-1915) wurde verbraucht, um der nächsten Generation den Frieden, den die Revolution zerstört hatte, wiederherzustellen. Kriege sind ohne das Opfer eines Jahrgangs oder vieler Jahrgänge für andere Jahrgänge unverständlich.

Wir sehen aber immer neu, daß gerade die, welche vorübergehend von solchen Opfern nichts wissen wollen, die Revolutionäre, um ihrer Ehre willen zum Kriege sich gezwungen sehen. Denn der Revolutionär, der die revolutionären Errungenschaften nicht mit Gewalt verteidigte, würde zugestehen, daß es ihm nicht Ernst gewesen sei mit seinem Rechts- und Gerechtigkeitswillen. Hinter dem Rechtswillen muß der Kampf, der Einsatz des ganzen Menschen gestanden haben; sonst wird der Mann zum Gespött. Sonst löst sich die Verbindung seiner Arbeit mit der Beachtung, die er fordert, seiner Leistung mit seinen Ansprüchen, seine Wirtschaftsordnung mit seiner Rechtsordnung. Der Mörtel zwischen dem, was einer schafft und

dem,was einer erreicht, ist einzig der Ernst, mit dem er sein eigenes Schaffen nimmt und genommen wissen will. Dieser Ernst ist der Mörtel, der Kitt, der Leim, oder wie man dieses Band sonst nennen will,der allein imstande ist, irgend eine Ordnung unter den Menschen zu erhalten. Alle Gesetze stehen auf dem Papier, wo das Volk nicht seine Rechte mit unbeugsamem Ernst wahrnimmt und verteidigt. Recht muß doch Recht bleiben. Dazu muß es wichtig genommen werden. Wie gibt man ihm Gewicht? Durch den Einsatz des Lebens. Und dieser Ernst ist es also, der im Kriege erstarrt zu stummer Abwehrfront,weil sonst die Ehre auf dem Spiel steht. Und er führt zu dem gerühmten Grabspruche für die dreihundert im Engpaß der Thermopylen 480 v.Chr. gefallenen Lakedämonier:

„Wanderer,kommst du nach Sparta,verkündige dorten,
du habest
Uns hier liegen gesehn,seinen Gesetzen getreu."

Seinen Gesetzen getreu. Der Krieger hält also im Kriege einer Ordnung die Treue. Und er nimmt den Gedanken an diese Ordnung als Losung und Feldgeschrei in den Kampf mit. Und das Sinnbild dieser Ordnung ist die Fahne. Die Fahne wird nur von denen geachtet und geehrt,die zu dieser Ordnung gehören. Der Feind sucht die Fahne zu schmähen. Der Pöbel z.B. reißt feindliche Fahnen herunter. Der Bolschewist zwingt dem verhaßten Gegner die rote Fahne auf, während dieser demütigt. Gelingt es, die feindliche Fahne in der Schlacht zu erobern, so gilt das als besondere Er-

schütterung der gegnerischen Moral. Er hat das Feldzeichen seines Volksfriedens dann im Stich gelassen.

So kommt es,daß in Frankreich die Fahne, le drapeau, eine götzendienerische Verehrung genießt. Einverhältnismäßig besonnener Politiker,Loucheur,der ein Gegner der Ruhrbesetzung war, konnte in einer Rede kurzweg sagen: „Jetzt aber ist Frankreichs Fahne im Ruhrgebiet gehißt. Wo Frankreichs Fahne einmal flattert, da geht sie nicht hinunter ohne Sieg".

Wer sind denn aber im Augenblick des Krieges die,welche nicht zur selben Fahne schwören? Wie sieht das Volk im Kriege die Mächte an, die nicht in seinem Volksfrieden stehen? Neben der Fahne,um die sich „die Unseren" scharen, führt der Staat noch ein zweites Hoheitszeichen, mit dem er sich nach außen wendet gegen die Außenwelt, gegen die Welt von Feinden, die ihn umstarrt. Und an diesem zweiten Hoheitszeichen erkennt man, daß wir uns im Augenblick des Krieges in eigenartiger Weise spalten müssen und gespalten haben. Nach innen hält uns die Fahne bei unserer menschlichen Ehre. Das ist nötig. Denn nach außen zeigt uns das Wappen in unserer brutalen tierischen Kraft. Die Wappen der Völker sind aus der Natur genommen: der Adler, der Bär, der Löwe, der Hahn sollen den Feind in Schrecken setzen. Je mehr die Kriege abkommen, desto seltsamer wirken diese Wappentiere auf uns. Aber wir begreifen sie. Sie sol-

len ja andeuten,daß wir gegen den Feind so zu wirken wünschen, wie das wilde Tier in der Natur: abschrekkend, einschüchternd, entmutigend.

Wie kann aber ein vernünftiger Mensch den Krieger des Nachbarvolkes plötzlich als vernunftberaubte Naturkraft ansehen und behandeln,als Gewalt, wie Feuer, oder reißende Wölfe, denselben Menschen, den er vielleicht persönlich kennt und schätzt? Ist das nicht Wahnsinn? eine Art Rausch und Blutdurst scheint die Menschen zu betäuben.

Es wäre an dem, wenn der Mensch das Tier im Menschen sonst nirgends sähe als im Kriege. Aber auch im eigenen Volke treten uns Wesen mit Menschenantlitz entgegen, die wir als Naturkräfte bändigen und an die Kette legen müssen. Wie man nicht Mitleid mit dem lustig prasselnden Feuer hat,sondern es entschlossen austritt,wo ein Brand droht, wie man zahllose kostbare und sinnreich erschaffene Tiere und Pflanzen täglich vernichtet,so rottet der Mensch auch den Menschen aus,der die Maske des wilden Tieres verbindet und sich damit aus dem Volksfrieden setzt: Wir meinen den Mörder,den Lebensmittelwucherer, den Jungfrauenschänder, den Brandstifter. Der Verbrecher tritt nicht mit auf jene Plattform der sozialen Friedensschlüsse, die in den Gesetzen eines Volkes als Kampfesfrüchte errichtet ist. Er bleibt unten in der Welt der tierischen Selbstsucht,wie der geborene Verbrecher. In diesem Falle führt das Volk gegen ihn Krieg. Die Polizei, das Gericht,das Zucht-

haus, der Scharfrichter, sind die Mittel dieses Krieges der Befriedeten gegen den Friedlosen. Auch hier steht die Ehre eines Volkes auf dem Spiel,wenn Verbrechen ungesühnt bleiben. Denn auch dann wird die Rechtsordnung zum Gespött. Aus diesem Gefühl heraus schrien nach dem Rathenaumord gerade die Teile des Volkes nach strengsten Strafen, die sonst im Verbrecher ungern das Tier sehen möchten, sondern lieber einen armen Menschen, der von der Plattform des Rechts auf den Waldboden der Tierheit nur widerwillig abgesunken sei. Neben dem geborenen Verbrecher gibt es eben auch den gefallenen, gestrauchelten,ins Verbrechensbereich hinabgeglittenen Menschen. Diesem wieder aufzuhelfen scheint für gewöhnlich dem friedlich gesonnenen,humanen Bürger wichtiger als die Missetat selber zu sühnen. Aber diese Nachsicht mit dem, der das Gesetz gebrochen hat, stellt sich nur in Zeiten ein, wenn die Gesetze gehalten werden und nur wenige Rechts- und Friedensbrecher zu fürchten sind. Das zeigt ja gerade der Rathenaumord. Dort wo die Hoheit des Gesetzes selbst durch dauernde Verletzung in Frage gestellt wird,da kann nicht „gefackelt" werden. Da wird ein falsches Mitleid selber zum Verbrechen.

Es gibt bezeichnenderweise noch einen dritten Verbrechertypus, bezeichnend, weil er dem Krieger des Feinesstaates viel näher steht als die beiden Arten, die wir bisher besprachen, als der tiergeblie-

Fingern auf ihn zeigen kann. Da an dem Schilderhaus steht der Soldat da als ein Stück Staat. Genau so ist der Schutzmann im Innern, dies berühmte „Auge des Gesetzes", nicht die Volksordnung selber, sondern die Personifizierung der Volksordnung. Für gewöhnlich genügt es, wenn die Gesetze unsichtbar in uns selber ihren Sitz haben. Im Augenblick der Gefahr aber muß das Gesetz handgreiflich werden. Nun ziehen wir unsern Zivilrock aus und stellen uns zur Verfügung. Und wir lassen uns zu einer greifbaren Ordnung zusammenfügen und verfügen, zur Volkswehr, zum Heer, zur Polizei und wie die staatlichen Formen alle heißen, die dann aus uns gegossen werden. Wir nehmen aber das sichtbare, die Personen auskristallisierte Gesetz und nur dieses Staat. Würden keine Gefahren heraufziehen, keine Feinde drohen, so wäre diese Sichtbarwerdung der Gesetze in bestimmten Personen unnötig. Der Staat und die Fülle der Staatsaufgaben und Staatsgewalten richtet sich nach der Fülle der Gefahren, die drohen. Die Staatsform bei jedem Volk wird also je nachdem zwischen Kriegs- und Friedensformen schwanken. Im Frieden könnten sich an sich die Unterschiede zwischen Volk und Staat fast verwischen. Denn der Sinn des Friedens ist ja, daß die Menschen in sich die Gesetze verkörpern. Im Krieg hingegen kann der Glanz des Staates nicht sinnfällig genug gemacht werden.

An der Frage des Krieges hängt die Frage der Staatsform. Ein friedlicher, fast nie von Krieg

bedrohter Staat wird im Frieden den Staat „abbauen" können. Ein kriegsgeängsteter, militärgerüsteter Staat wird auch im Frieden von Kriegsformen, Kriegsvorbereitungen,Kriegsordnungen durchsetzt sein. Ich erinnere an das Säbelgerassel, an den im Frieden, d.h. zur Unzeit, betonten Begriff des Obersten Kriegsherrn und all den Waffenglanz mitten im tiefsten Frieden. Die Amerikaner sind jetzt so feindlich gegen eine Weltpolitik Amerikas,weil sie zum ersten Male diese uns Europäern nur allzu vertraute Erfahrung durchgemacht haben: daß Krieg und Staatsform einander bedingen. Wilsons Diktatur im Kriege und vor allem beim Friedensschluß hat die Amerikaner verblüfft und ganz aus der Bahn ihres bisherigen politischen Denkens zu werfen gedroht. Die Wirklichkeit war so ganz anders, als es in Wilsons eigenem Handbuch vom Staate zu lesen stand. Dort galt der Staat in erster Linie als Friedenskleid des Volkes. Aber gerade im Frieden verschont man ein Volk am besten mit zu viel Staat. Der Staat ist das Kampfmittel der bestehenden Gesetze gegen Naturgefahren,gegen den Deichbruch der Ordnung; seine Formen werden daher durch das Maß von Kampfnotwendigkeiten legitimiert,mit denen ein Volk belastet ist. Der Krieg ist nur die äußerste, letzte Form der Personifizierung der Gesetze. Auch die Revolution ist nur die letzte,äußerste und seltenste Form des Klassen- und Wirtschaftskampfes. Trotzdem ruht der ganze Friedensbau der europäischen Kultur auf der Grundlage solcher gewaltigen

Revolutionen und Reformationen. Ähnlich ist zwar der Krieg nur die letzte, äußerste und seltenste Form des Völker- und Länderkampfes. Aber Kriege haben alle die Staatsverfassungen der europäischen Staaten bestimmt.

Jedoch der Krieg besteht freilich nicht nur aus Schlachten. Der Sinn des Krieges enthüllt sich erst beim und im Friedensschluß. Erst wenn die Waffen aus der Hand gelegt werden, wird die Ordnung, in der ein Staat nach dem Krieg weiterleben muß, sichtbar. Das siegreiche Land sieht seine Ordnung bestätigt, wachsen, voranschreiten; das besiegte sieht seine Ordnung eingeschränkt, gedemütigt, geschwächt. Aus ihren Friedensschlüssen bemessen sich die Lebensaussichten der Völker. Aber das eigenartige ist nun, daß ein Volk schon während des ganzen Krieges genau weiß: Es gibt wieder Frieden! Im Weltkriege wußte doch selbst der Dichter der Haßgesänge: Es ist in ein paar Jahren wieder kein Krieg. Dann wird und muß wieder Frieden sein. Daß man während des Krieges den inneren Frieden, den man ja schützen will, festhält ist selbstverständlich. Aber sonderbar ist, daß während des Krieges auch der Nachbarstaat schon mit in die Friedensordnung hineingeschaut wird. Im Augenblick behandelt man die fremde Rechtsordnung als blinde Natur, als Nichtgesetz, als Unordnung. Aber dahinter erkennt man in ihr den Träger einer gleichberechtigten Ordnung an!

An dieser Stelle halten wir den Schlüssel für das besondere Wesen der modernen Kriege und für den Sinn der Friedensbewegung in Händen.

Der Krieg im modernen Sinne beruht auf einer Vorbedingung, die andere Zeiten nicht kannten noch begriffen hätten: daß man nicht nur die eigene, sondern auch die fremden Volksordnungen an sich schätzt und billigt. Man kämpft nur um s e i n Recht, nicht um d a s Recht zwischen Kulturstaaten. Aber eben diese Veränderung fängt an die Kriege unmöglich zu machen!

Es war Deutschlands verzweifelte Position im Weltkriege, daß es nur um s e i n Recht kämpfte. Die Gegner begriffen diese stolze Bescheidenheit nicht. Sie begriffen nicht eine stumme Haltung, wie sie in dem Satze sich ausprägte, der 1914 an vielen Truppenwaggons stand: „Hier werden Kriegserklärungen angenommen". Denn sie kämpften für d a s Recht, für d i e Freiheit, für den Völkerbund. Sie konnten nicht anders glauben, als Deutschland habe auch solch ein allgemeines Ziel und es erstrebe also wohl insgeheim die Weltherrschaft. Wenn ich doch nur um ein Recht unter anderen kämpfe, um eine Gliederung ein und desselben Rechtssystems der Völker also, dann brauche ich keinen Krieg mehr. Dann ist der Krieg sogar das falscheste Mittel. Der deutsche Krieg gegen die Welt hatte kein anderes Ziel als die einfache Selbst-

behauptung. Gerade das war seine Schwäche.

Auch heute widerspricht sich unser Verhalten: Von Amerika erwarten wir,daß es sich für eine bestimmte Weltordnung einsetze. Selber aber kämpfen wir garnicht für eine bestimmte Gesamtordnung der Welt und ihrer Gesetze, sondern bloß für unser eigenes Recht. Ja, weshalb soll Amerika mehr tun als wir? Hingegen die Franzosen behaupten nachwie vor,daß die Deutschen ein Hindernis für den Weltfrieden,die Kultur usw. seien, daß sie ein Verbrechen an der Weltordnung begangen hätten und deshalb Buße tun mßßten. Gerade wer wirklich im tiefsten und edelsten Sinne kriegerisch in Deutschland empfindet,müßte sich sagen, daß die tiefsten Kriegsleidenschaften nur aus einem unbedingten Kampfe für das Recht entstehen können. Die Revolutionsheere sind deshalb die tapfersten, weil sie für die Ordnung des Gegners mitzukämpfen überzeugt sind!

Die Kriege der Kulturstaaten unterscheiden sich also von dem Kriege,wie wir ihn bisher beschrieben haben,sichtlich dadurch,daß die Friedensschlüsse stillschweigend oder ausdrücklich zu einer beiden kriegführenden Parteien gemeinsamen Ordnung hinleiten. Der eine Friedensschluß mehr, der andere weniger. Aber es geht in keinem Kriege schon seit geraumer Zeit nicht um einen oder zwei einzelne Staaten, sondern um eine Staatenordnung, um einen Anteil der Völker an einer Ordnung.

Nur Kriege vermögen eine solche Ordnung der Völker durchzusetzen. Denn die Völker sträuben sich gegen die Preisgabe eines Tüttelchens der von ihnen selbst aufgerichteten, mit ihrem Leben seit Jahrhunderten durchbluteten Sozialordnung, solange sie irgend können. Sie ordnen sich nur ein und unter, wenn und soweit sie am eigenen Leibe erfahren, daß sie sich einordnen müssen. Wie widerwillig hat Frankreich den Völkerbund auf sich genommen. Es hat alles getan, und tut alles, um ihn als Völkerbund zu sabotieren und zu einem einfachen Staatenbund der im Kriege verbündeten Nationaldemokratien auszugestalten. Mit einem solchen Staatenbund kann es sich abfinden. Denn dieser Staatenbund unterwürfe sich damit der nationalen französischen Rechtsordnung von 1789!
In allen Nationaldemokratien erkennt Frankreich also die Errungenschaften seiner eigenen Revolution wieder. Mit einer solchen Staatenordnung also kann es sich deshalb abfinden, weil es in ihr seine eigene vaterländische Staatsordnung garantiert findet! Lauter geistige Kleinstaaten spiegeln Frankreichs geistige Großmacht!

Umgekehrt will Rußland diesen Genfer Staatenbund nicht und kann ihn nicht wollen. Denn es will die Weltrevolution, muß sie erstreben. Einen Weltbund von Sowjetrepubliken könnte es wollen. Denn damit unterwürfe sich die Welt der Ausprägung national-russischen Volksgeistes und national-russischer Gesetze.

Die Staaten aber,die ein eigenes Schicksal und eine eigene Gesetzgebung noch zu vollenden haben, sträuben sich gegen solche Kapitulationen vor einem einzelnen Volksgeist,ob nun französisch oder rus = sisch. Sie spüren noch Chaos, Unordnung in sich,die nur sie in Ordnung verwandeln können. Sie sondern sich also wieder ab aus der immer näher herauf= ziehenden Staatenordnung.

Das Mittel dazu,das wir sie heute an= wenden sehen, ist der Fascismus, in Nachahmung des Vorgehens, das heut im Italien Mussolinis plötzlich - und zur Überraschung aller - sich durchgesetzt hat. Die fasces sind die kriegerischen Rutenbündel der altrömischen Liktoren, und die antibolschewisti= schen Rotten von Kriegsteilnehmern in Italien nannten sich seit 1920 danach fasci, nachdem schon vor dreissig Jahren (Sorel) die sizilischen Bauern ihre Rotten so benannt hatten

Es ist ein künstliches Mittel,das hier zur Isolierung des Einzelstaates angewendet wird. Und an diesem künstlichen Mittel läßt sich nun ab= grenzen, wo aus Kriegsleidenschaft das Laster der Kriegssucht wird,gerade so wie am deutschen Kommunis= mus das Laster der Revolutionssucht erkennbar wurde.

Als Laster erschien der außerrussische Kommunismus, weil er aus dem Unglück der Revolution ein Glück macht,weil er die Notwehrhandlung der Re= volution zu einem wünschenswerten Zustand aller,die nichts zu verlieren haben,erhebt. Die Gefahr bei der

Revolution ist die,daß sie ihre gesetzgeberische Leidenschaft einbüßt und die Gesetzlosigkeit als Selbstzweck verkündet. „Die Revolution in Permanenz" - die als eine Revolution der Herzen täglich stattthat - ist das mißverstandene Schlagwort derer, die aus der Spannung zwischen dem schon erkämpften Rechtsfrieden und der werdenden Gerechtigkeit herausfallen in den Uranfang des ersten Kampftages des Rechts überhaupt.

Der Fascismus erscheint dem deutschen Zuschauer zunächst als etwas sehr Einfaches: Der Fascismus sei das Festhalten der kriegerischen Haltung als Selbstzweck, die Diktatur der militärischen Gewalt. Er gehe um so viel über die schon vor dem Kriege bekannte Erscheinung des Nationalismus hinaus,wie der Kommunist über das klassenbewußte Proletariat. Und danach denkt sich der deutsche Fascist sein Rezept aus: Steigerung des Nationalismus. So einfach liegen die Dinge nicht. Das Klassenbewußtsein ist Kampfeswachheit. Dieselbe Rolle der Wachheit,der Wachhaltung und Weckung eines Bewußtseins,das sonst schlafen gehen könnte,spielt der Nationalismus. Er ist ja auch deshalb die Antwort der bürgerlichen Gesellschaft gegen den Klassenkampf. Der moderne Nationalismus in all seinem mörderischen Arsengehalt und seiner Giftigkeit,seiner Überspitzung und Erhitzung, ist in den Ländern entstanden,die den Sozialismus durchzumachen hatten. Sie setzen Bewußtheit der Bewußtheit entgegen. Nun hat das Bewußtsein der befriedeten Volksteile von Haus aus einen anderen Inhalt

als das der im Anmarsch befindlichen,ins Volk noch nicht eingeordneten Massen. Jenes denkt nicht an den Zukunftsstaat,sondern an das Vaterland, das heißt an das gewordene Gefüge. In diesem natürlichen Sinne ist der Bauer immer patriotisch gewesen. Wie es vor dreihundert Jahren hieß:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.

In diesem Sinne ist der Arbeiter im Kriege patriotisch gewesen. Er hat ja doch auch seine Vier und ein Viertel Jahr draußen gekämpft,sodaß der Arbeiter sagen konnte,daß Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war. Mit der Teilnahme am Weltkrieg ist das Vaterland auch für den Arbeiter aus einer bloßen Möglichkeit eine Selbstverständlichkeit geworden. Vier Jahre Krieg sind eine gewichtigere Leistung als alle Kundgebungen vorher oder gar nachher. Meine Knochen sind mehr wert als meine Theorien. Wo ich meine Knochen zu Markte trage,da will ich aus dem Urgrund meines Wesens hin - auch wenn meine Gedanken sich dagegen noch so sehr sträuben. Acht Millionen Arbeiter, vier Millionen Sozialdemokraten und vier Jahre Krieg - das ist eine Tatsache, die mehr für das Vorhandensein des Staates in Kopf, Herz und Gliedern des ganzen Volkes besagt als irgend ein weiteres Wort.

Der Nationalismus aber will nicht Staat, sondern Staatswachheit. Er hat vom Klassenbewußt-

sein gelernt,daß nichts so angriffslustig,so offensiv macht als das Bewußtsein. Das Bewußtsein ist streitsüchtig, jedes und in jedem Falle. Das ist sein Sinn. Denn das Bewußtsein soll ja verdeutlichen, zuspitzen,schärfen, Zweifel überwinden, Einwände aus dem Wege räumen. Das Bewußtsein ist Waffe. Der Nationalismus also schärft diese geistige Waffenrüstung unausgesetzt. Er ruft jeden Morgen so eintönig sein: „Das Vaterland ist in Gefahr",wie das Klassenkampforgan eintönig jeden Morgen die Ausbeutung des Proletariats an den Pranger stellt. Der Unterschied ist: Im sozialen Nahkampf ist der Gegner am selben Ort zugegen. Man wohnt ein paar Straßen von ihm. Man braucht nur ins Büro hinaufzugehen, so läßt sich in vielen Fällen mit ihm zur größten Überraschung ganz gut reden. Und wird diese Rede und Gegenrede erzwungen, so ist die Übersteigerung der „etze abgedrosselt. Der Krieg aber ist Grenzkampf. Der Gegner lebt im andern Land. Und so lassen sich leichter die schwärzesten Lügen über seine Absichten ersinnen. Alles was im Frieden den kriegerischen Sinn wachhalten kann, geschieht. Dies geschieht am einfachsten und erlaubtesten durch Gesang. Der Gesang ist einem Volk unentbehrlich. Ohne Lieder kann es nicht lebendig bleiben. Ein Volk ohne solche Lieder ist keines. Die Nationalhymne,die sich jedes Volk beschafft, bewirkt das gerade so wie die Arbeitermarseillaise. Die vollen Töne der Leidenschaft suchen nach Gesang. Denn nur im Gesang gehört der Mensch der Gemeinschaft an. Hier

schmilzt die Kruste,die jeden von jedem trennt. Singend durchströmt erst die Menschen das Feuer der gemeinsamen Gedanken. Und so ist das Kennzeichen echter Leidenschaft irgend eines Volkes oder einer Gruppe im Volk,daß sie ihr Lied und ihre Lieder hat und singt.

Aber der Nationalist kehrt das Verhältnis von Ursache und Wirkung um. Er singt nicht,wenn ihm ums Singen zu Mut ist,wenn gesungen werden muß, weil es losbricht aus gepreßter Brust. Sondern er läßt mit schneidiger Stimme ein „Lied anstimmen", damit die Leidenschaft geübt werde und bei Kräften bleibe. Es ist ein Turnen, eine Muskelübung.

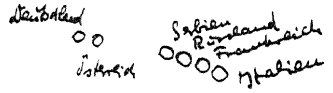
Der friedensschluß.

Der Nationalist ist bewußt ein geistiger Träger des Krieges im Frieden. Er bedroht deshalb den Frieden. Aber er tut das in ganz anderer Weise als etwa der Krieger selber. Der Krieger in uns einzelnen Menschen, oder der Berufskrieger innerhalb seines Volkes ermöglicht den Krieg. Der Nationalist in unserer eigenen Brust oder die „patriotische" Partei innerhalb eines Volkes,die Vaterlandspartei, verhindert den Frieden. Der letzte Krieg hat ja gezeigt, daß alle Staaten die patriotischen Kräfte,die sie einmal entfesselt hatten, nicht wieder anhalten konnten,als es darauf angekommen wäre, Frieden zu schließen. Die Völker haben sich große Mühe gegeben, den Ausbruch von Feindseligkeiten mit großen

Schwierigkeiten zu umgeben,ihren Staatsmännern Vorvermittlungen,Schiedsrichter, Parlamentsbeschlüsse usw. aufzuerlegen. Der Ausgang des Weltkrieges und schon sein Verlauf hat bewiesen,daß es ebenso wichtig wäre, den Völkern Schwierigkeiten aufzuerlegen, damit sie den Staatsmännern die Einstellung der Feindseligkeiten nicht unmöglich machen.

Frühere Zeiten haben ebensoviel Sorge gehabt, die Kriegswogen nicht über die Köpfe der Regierenden zusammenschlagen zu lassen, als unsere Zeit hat, den Ausbruch von Kriegen zu verhindern. Und die Erfahrungen mit den Wirkungen der Kriegspropaganda, der Northcliffepresse und einigen ähnlichen Dingen in allen Ländern der Welt führen zu dem Schluß,daß jene ältesten Zeiten mehr Weisheit gezeigt haben als wir. Denn bei Kriegsanfang ist ja die Mehrzahl der Menschen noch im Friedensschlafe gewesen. Dort bedarf es schon realer Tatsachen und einer jahrelangen Krisis, ehe der Krieg denkbar wird. Man bedenke, daß der Krieg von 1914 seit 1887 am europäischen Wetterhimmel gestanden hat. Im Jahre 1907 schon zeigte ein deutsches Bild König Eduard VIII. am Billard, die Queue in der Hand.

Folgende Kugelstellung war auf dem Billard:



Darunter stand: „So läßt sich der Ball wohl spielen". Also sieben Jahre vor dem Kriege stand bereits bis ins kleinste die Reihenfolge der Mächte fest, so wie sie 1914 Tatsache geworden ist. Der Kriegsgrund, die Kriegspartner und die Kriegstreiber waren völlig bekannt. Was bedeutet demgegenüber ein Verschlußmechanismus für die acht Tage vor Kriegsausbruch?

Ganz anders bei Friedensschluß. Hier ist alles neu. Die Kriegsereignisse enthüllen neue Bahnen der Völkerschicksale. Harte Notwendigkeiten zeigen sich den Nachdenklichen, einen vernünftigen Frieden zu schließen. Aber die Bestie im Menschen ist entfesselt. Und sie besteht ja eben darin, daß sie sich selber ehrlich für gut, den Gegner ehrlich für schlecht hält. Dies ist ja das M i t t e l , Krieg zu führen, daß der Mensch das Tierwappen vorbindet. Nun kommt also alles darauf an, die Geister, die man gerufen hat, wieder loszuwerden. Die alte Zeit hatte dafür besondere Hilfsmittel. Sie trug nämlich der Tatsache Rechnung, daß der Krieg umso leichter beendbar ist, je weniger Rücksicht der Staatsmann auf die losgelassene Meute zu nehmen braucht. Der absolute Monarch kann Frieden schließen, wenn er es für richtig hält. Von dem alten Fritz und Maria Theresia konnte deshalb Bürger singen:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
~~Erweichten~~ ihren harten Sinn
Und machten endlich Frieden.

Zu 111 T

Der sogenannte passive Widerstand an der Ruhr bietet ein wichtiges Kontrollmittel für unsere bisherigen Feststellungen über den Krieg. Hier erschliesst sich uns erst endgültig die Bedeutung der Umformung, die ~~für~~ mit dem Einzelnen ~~durch seine~~ Einreihung in eine Ordnung vor sich geht. Auch an der Ruhr wird eine Ordnung der Dinge verteidigt. Aber sie verkörpert sich nicht in der üblichen staatlichen Ordnung eines zu diesem besonderen Verteidigungszweck aufgebotenen Heeres. Die konsequenten Pazifizisten rümpfen über den passiven Widerstand die Nase. Er sei unsittlich, weil man zu ihm ja nur „in Ermanglung anderer Waffen" gegriffen habe. Leichtfertig würde dieser Auslegung sekundiert durch das Geschrei vom neuen Krieg, indem wir uns befänden. ~~das~~ Aber der entscheidende Unterschied gegenüber jeder Art von Krieg – es lässt sich ja auch ein fast waffenloser Guerilla, Busch- und Heckenkrieg denken wird dabei gefliessentlich unterschlagen.

Auf der anderen Seite gibt es Konsequenzenmacher genug, die sagen: Also wenn es kein Krieg ist, sondern passiver Widerstand, dann bitte wirkliche Passivität. Dann leide jeder Einzelne, so wie ~~wenn~~ im Kriege die friedlichen Einwohner still leiden. Wenn zum Bauer früher Einquartierung ~~kommt~~ so kam so

zu 111 T b

stellte er sich gut mit den fremden Soldaten, damit sie ihm Haus und Hof gnädig behandeln und weil doch der Kriegsknecht für sein saures Handwerk nichts kann. „Mögen sie's wissen, um was sie sich kämpfend bedrohen und vernichten — mich ficht es nicht an." Diese ~~heute~~ Beurteiler also stempeln den leidenden Widerstand in den Frieden zwischen den Privatleuten und den Soldaten um.

Beide ~~Seiten~~ Urteile sind einseitig. Weder kämpft an der Ruhr ein staatliches (oder staatsähnliches) Heeresaufgebot, weder Regimenter noch Milizen noch Freischärler. Also ist es kein Krieg. Noch verkehrt dort Bauer, Beamter, Bürger, Arbeiter mit der Besatzung, als sei für sie persönlich Frieden. Also ist es kein Frieden. Es ist ein erbittertes Ringen. Und bei genauem Hinsehen ergibt sich die Eigenart des Zustandes unwiderleglich klar.

Dem Einzelnen Ruhrbewohner werden die Lasten der Besatzung nicht etwa — wie im altbesetztenGebiet vor 1923 — auferlegt, als einer Privatperson, einem Privateigentümer und dergleichen. Sondern sie treffen ihn als Glied einer Arbeitsordnung! Nicht weil der Beamte Wilhelm

c

zu 111 T

Gölz heisst, sondern weil er Beamter ist, trifft ihn der Befehl, die Ausweisung usw. Als Eisenbahner leistet der Eisenbahner, als Betriebsrat und als Direktor Betriebsrat und Direktor Widerstand. Die unlöslich ineinander gekettete ~~Wirtsch~~ Arbeitsordnung wird angegriffen und verteidigt. Der Einzelne – darin haben die Pazifizisten Recht – trägt also Uniform in diesem Kampf: die Uniform aber eines Soldaten der Arbeit. Umgekehrt: diese Arbeitsordnung sucht sich durch einen möglichst lückenlosen Widerstand vor der Ausbeutung als produktives Pfand zu schützen. Sie starrt überall wie der Igel mit gesträubtem Haar. Sie ~~setzt~~ schickt der Invasionsarmee also nicht aus dem ~~zivilen~~ friedlichen Arbeitsprozesse herausgelöste Einzelne ~~oder~~ Scharen entgegen, sondern sie vertraut auf das Eigengewicht dieses Arbeitsprozesses. Er selber „lässt sich nichts dreinreden." Er selber rentiert nur in Freiheit. Er selber entlarvt jeden Gewaltakt als sinnlos. Die Militaristen haben also auch Recht: es ist hier jeder Einzelne, dort wo er bei der Arbeit sowieso steht, Soldat. Also fehlt gerade das, was erst

d

Zu 111

~~das Armee~~ Militär ausmacht: die ~~Ha~~ Ausmusterung aus der Friedensarbeit. Der passive Widerstand ist kampf für die eigene Ordnung ~~durch~~ einfach durch Hingabe an diese Ordnung selbst. Hingegeben wird also zweierlei: einmal die freie Einzelpersönlichkeit. Das Privatleben hört auf. Es wird geopfert. Es tritt zum hinter der Arbeitsaufgabe, hinter dem Arbeitsplatz. Die Arbeitsstätte ist die Walstatt, nicht das Haus; dies vielmehr geht oft darüber zu Grunde, die Arbeitsstätte selber aber nicht. Hingegeben wird aber ebenso die besondere Militärordnung des Machtstaats. Die innere Verknüpfung der Arbeitsordnung scheint so tragfähig und zusammenhängend, dass sie die bisherigen Formen, in denen das Volk sich Zusammenhang und Tragfähigkeit schuf, überflüssig zu machen scheinen. Zehntausend Kleinbauern der alten Landesordnung eint erst das militärische Aufgebot. Zehntausend modern tätige Menschen eint schon der kunstvolle Prozess der Arbeitsgliederung.

e

Zu 111

Die innere Verknüpfung des Volks durch seine Arbeit ist also heute an die Stelle seiner Verknüpfung durch das staatlich-militärische Heeresaufgebot getreten. Deutschland hat damit seine militärische Entwaffnung, aber auch seine Widerstandskraft beide bejaht. Und tatsächlich spiegelt sich in diesem Umschwung eine grundlegende Veränderung seiner Weltlage. „Die Wacht am Rhein," die Grenzmarken im Osten oder Norden sind rein aus der Vorstellung militärischen Grenzschutzes entstanden: Der Gegner von draussen darf nicht hinein. Er ist ein Raubtier. Er ist blosse Natur, gegen die jedes Mittel recht ist. Schiesst ihn tot. Dort jenseits der Grenze lauert das Chaos, das Unheil.

Der passive Widerstand hingegen setzt ja den Wert der eigenen Arbeitsordnung für die Gegner mitvoraus. Draussen ist nicht der Feind, sondern draussen ist der übrige Weltkörper der Völker, innerhalb dessen dies besondere Volk seine Ordnung beansprucht. Deutschland, mehr und mehr durch seine Ideologie eingekreist als reiner Machtstaat unter Machtstaaten, liegt, dank dem passiven Widerstand ~~[illegible]~~ in einer Welt von gleich ihm geordnet lebenden Völkern. Und aus dieser Tatsache fliegt

F der Einheitsstrom ~~der Gänge Lathos, der neuen Aufgabe in~~ der den Weltkrieg und den passiven Widerstand im 1923 zu einem einheitlichen Vorgang macht

Konjunkturen,wie die ganz Klugen heut sich zuflüstern. Denn auch ein Friedensschluß mit Frankreich allein könnte uns nicht Genüge tun!

Unsere Ehre ist anders verpfändet als in der früheren Zeit. Damals war es die Ehre eines Staates, unbesiegt,geachtet und frei zwischen den Nachbarn dazustehen. Diese Ehre ist durch die Niederlage zerbrochen. Und kein Schwulst,kein hohles Getön leimt sie zusammen. Weil wir militärisch bereits einmal restlos kapituliert haben, müssen wir uns in eine höhere Ehre hinüberwerfen, in eine Ehre,die den Sinn dieses unerhörten Krieges für uns rettet.

Die neue Ehre aber ist,daß wir zum Besiegten der ganzen Welt geworden sind und daher keinem einzelnen Volk mehr Gewalt über uns zuerkennen können, weil auch wir es nicht mehr mit einzelnen Völkern zu tun haben wollen. Wohl aber können wir die Welt zu einer für uns gültigen, an uns zuerst in Kraft tretenden Völkerordnung zwingen, in die Schritt für Schritt Volk um Volk als Glied und besonderes Organ hineinzubilden wäre,also das Gegenteil des Genfer Staatenbundes oder der roten Sowjet-Internationale. Unsere Ehre ist daran gebunden,dies Meisterstück zuwege zu bringen. Denn im triebhaften Glauben an einen solchen Weltzusammenhang haben sich die Deutschen blindling und kopfüber 1914 in den Krieg gestürzt. Diese Durchbrechung des alten Ringes der Staatenwelt,der unorganisch unzusammenhängend jeden Staat für sich sein ließ, ist zum Weltbrand geworden,

der diese alte Scheinordnung der Völker,diese Unordnung in Schutt gelegt hat. Alle bisherigen Kriege setzten diese Unordnung,die Selbständigkeit vieler Staaten, die im Grunde nichts nach einander zu fragen brauchten,voraus. Wir haben gesehen, wie die einzelne Rechtsordnung eines Volkes die fremde Ordnung sich mit allen Mitteln der Gewalt vom Leibe hält als bloße rohe Naturgewalt von außen, gegen die man mit Schuppenpanzer und Tierhaut, Vogelflug und Gaswolken mörderisch zu Felde zieht. Damit der einzelne Staat sich und sein Recht so wichtig nehmen könne, mußten viele Staaten nebeneinander jeder seinen Anspruch auf Krieg gegen den Nachbarn wahren. Aber mit diesen Nachbarkriegen hat Deutschlands Krieg aufgeräumt. Nicht der Zweibund hat uns besiegt. Englands Anschluß nicht. Europas Eingreifen vermochte nichts. 1917 standen wir unbesiegt und unbesiegbar da. Sondern die Welt hat uns bezwungen; Japan und China, Afrika und Nordamerika, Australien und Indien vereint haben uns niederringen müssen. Erst als die Neue Welt hinzukam zu der alten, als wir sicher sein durften,nicht von unsern europäischen Nachbarn besiegt zu werden, haben wir uns von der Welt erdrücken lassen. Die Neue Welt hat in uns ganz Europa besiegt. Diese Wahrheit über den tiefen Sinn unseres über vierjährigen Aushaltens bis ans bittere Ende wird heute bei uns zu leicht genommen. Es wird so getan, als hätten wir 1915 oder aber doch 1916 oder schließlich 1917 Frieden schließen können und Frieden

schließen müssen. Im letzten Grunde wissen die Klugschwätzer alle, daß wir seit der Marne 1914 keinen Frieden mehr haben konnten. Und sie übersehen, daß wir in dieser Lage uns durchhauen mußten, bis der übliche Nachbarkrieg uns nichts mehr anhaben konnte. Indem die ganze Welt eingreifen mußte, erkämpften wir uns den Anspruch, nun auch nicht von Nachbarn „annektiert" und abgedrosselt zu werden, sondern eine Weltmacht und ein Völkervolk zu bleiben.

Auch wird immer vergessen, daß unser Krieg im Osten siegreich geblieben ist. Wir haben Europa und die Welt vor der Dampfwalze Rußland gerettet. Uns, nicht der Entente, verdanken Rußland, Finnland, die baltischen Provinzen und Polen ihre Freiheit. Hier haben wir, im Großen gesehen, Recht behalten, und welche Kräfte dort einst die Länder an unserer Ostgrenze erhalten werden, ist noch offen. Auch in der Frage der Türkei war unser Ziel das heute bewährte. Im Osten sind bis heute die wahren Völkerkräfte noch nicht ausgewogen. Überall besiegt, nur im Osten Sieger, kämpfen wir heut gegen die Lüge, der ganze Krieg dürfe auf des eitlen Frankreich Revanche für Sedan hinauslaufen, d.h. für jenen Krieg, den Frankreich selbst durch - Napoleon III. 1870 erklärt hat!

Warum aber muß das Volk an Rhein und Ruhr trotz dieser Tatsachen seinen Dornenweg so stumm beschreiten?

Nicht nur der Nationalismus ist daran schuld, sondern mehr noch gewisse Torheiten der Friedens-

schwärmer. Sie machen es den Deutschen fast unmöglich, die neue Plattform ehrlich zu betreten. Uns wird zugemutet, den Kriegsverlust einfach zu verschmerzen: Rachelos, „revanchefrei" ein Leben der Hoffnungslosigkeit hinzudämmern, als hätten wir nicht die größte Leistung eines Volkes soeben vollbracht. Der Bußprediger bekämpft den Krieg aus falschen Gründen. Ein Mann wie Friedrich Wilhelm Foerster mit seinem Bußansinnen, ahnungslose, unpolitische Frauen, die uns ein Bekenntnis zur „allgemeinen Völkerverständigung" abverlangen, besudeln unsern Stolz und versperren Millionen von Deutschen den Zugang zu unserem wahren Kriegsziel, das für ein großes Volk stets nur ein besonderes sein darf, kein theoretisch für Staat X und Staat Y auf dem Papier rationalistisch ausgedachtes Nützlichkeitssystem. Die „Völkerverständigung" eines besiegten Volkes wird nicht aus Theorien ausgedacht.

Der verlorene Krieg.

Der verlorene Krieg ist die Basis für unser Weiterleben. Der Psychologe Foerster weiß sehr gut, daß jede einzelne Seele für jede Unbill nach Genugtuung lechzt und ohne diese schwer erkrankt. Er billigt, daß Frankreich für 1870 heute Rache nimmt; daß es das „Auge um Auge, Zahn um Zahn" wortwörtlich durchführt. Der Spiegelsaal von Versailles heute wie damals, Elsaß-Lothringen heute wie damals,

Clémenceau heute wie damals, Milliarden heute wie damals, Besetzung heute wie damals.

Nur daß diese Rache das Theater maßloser Eitelkeit ist, die sich in dem: „Nous sommes les vainqueurs" betrügerisch berauscht. Denn nicht Frankreich hat uns besiegt. Wilson und Lloyd George saßen mit in Versailles, 132 Milliarden sind nicht mehr eine „Kriegsentschädigung" wie damals fünf, genau so wenig wie der Ozean dem Tümpel von Versailles gleicht. Die Deutschen rückten (1871-74) schrittweise aus dem im Krieg eroberten Frankreich ab, die Franzosen rücken auf Grund des von der Welt errungenen Sieges mit Siegermiene schrittweise bei uns ein. Und so stellen sie alles, wofür sie heute Rache richtig finden, bei ihrer Rache auf den Kopf.

Wir entnehmen daraus, daß Leidenschaften eines Volkes gestillt werden müssen und nicht mit salbungsvollen Sprüchen weggepredigt werden dürfen. Ein verlorener Krieg, der mit Leidenschaft geführt worden war, hinterläßt ein solches seelisches Vacuum, daß nur große Gegenleidenschaften diese Leere ausheilen können. Das Wort „Rache" oder Genugtuung besagt nichts als dies Gesetz der menschlichen Natur. Die Welt ist voll von Menschen, die an unterdrückten Rachetrieben leiden und dadurch sich und andern das Leben vergällen. Was bedeutet denn der Verlust eines Krieges? Leugnung der Zukunft, Einschränkung des Wachstums, Rückgang und hoffnungslosen Kräfteschwund.

Denn was nicht wächst,das schwindet! Was besiegt bleibt, nachdem es besiegt ist, ist nicht lebensfähig, weil es nicht wandlungsfähig ist. Ein so unendlich besiegtes Volk wie das deutsche kann nur durch einen ebenso unendlichen Sieg die Scharte auswetzen, die ihm geschlagen ist.

Ausgewetzt muß sie werden,das weiß das neue Testament genau so wie das alte. Die Christen haben die Rache nicht abgeschafft,sondern nur verwandelt. Sie haben das Leben nicht zertreten,sondern höher aufgegipfelt. Christus hat kein Naturgesetz verleugnet. Keine angeblich „christliche Moral" kann das Bedürfnis der Deutschen nach Genugtuung für den Verlust des Krieges aus der Welt schaffen. Nur die Arten der Rache sind verschieden. Es gibt eine gemeine Rache, wie sie Frankreich heute nimmt. Sie ist gemein,weil sie kindisch-buchstäblich trotz völlig anderer Lage ist. Und es gibt eine edelmütige, wie sie uns einzig übrig bleibt. Aber die Rache durch Großmut ist nicht weniger eine unentbehrliche Genugtuung für ein Volk wie die rohe der Gewalt.

Ohne solche Genugtuung hätte ein Volk den Sinn seines Daseins verloren. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre"! Die Deutschen, aufs äußerste getrieben,müssen heute sogar den Verzicht auf den Krieg in die Wagschale werfen, um einer höheren Ehre willen, um sich wieder fühlen zu können als Mitträger der Länderordnung der Erde. Konnten sie schon den souveränen Staat für

sich nicht behaupten, so müssen sie durch den Verzicht auf den Krieg ihre eigene Ordnung in einer Ordnung aller Völker wiederfinden! „Nie wieder Krieg" ist ein elendes Gewinsel, wenn der Besiegte sich damit empfiehlt, wenn er bloß schweifwedelnd verkünden will: Ich habe euch vergeben. Nicht der Besiegte hat zu vergeben. „Dem Feind will ich vergeben, wenn er am Boden liegt". Ohnmacht und Schwachheit sind keine moralischen Werte. Aber W e h r l o s i g k e i t kann ein ungeheurer Wert werden. Sie ist ein ungeheures Versprechen, wenn sie an die Adresse der Welt sich richtet und ihr in hartem Ringen durch das schreckensvolle Opfer des Beispiels abgezwungen werden soll. Aber die Welt würde die Ohren spitzen bei solcher Sprache. Denn sie würde als Welt angeredet werden, als ein Ganzes! Und nach diesem Ganzen geht solche Sehnsucht durch die Welt. Selbst Frankreichs Glanz würde vor diesem neuen Gestirn verblassen müssen. Wir würden endlich hinter die Tinte der Verträge auf das Blut zurückverweisen, das unter dieser Tinte verdeckt ist, würden selber die Sprache wieder finden, indem wir laut und vernehmlich von der Tatsache des verlorenen Weltkrieges redeten, aber des Weltkrieges und nicht irgend eines Krieges. An die Stelle der Meinungen von Kriegsschuld und dergleichen, die uns die Welt entgegenheult, träte die große Sprache der Wirklichkeit. Wir dürfen ja stolz auf den Verlust d i e s e s unseres letzten Krieges sein, so wie wir auf unsere

Arbeit stolz sein dürfen. Blutige Kriegsarbeit und saure Friedensarbeit, beide ein und desselben Volkes, durchschlagen beide vereint den dunkeln Berg der Zeit, wenn nur der Mut aufbricht, der beide Arbeit ehrt und verwertet.

An der Ruhr hat sich Deutschland triebhaft in diesen Kampf gestürzt. Denn durch Krieg kann der Krieg nie aufhören, nur durch die viel härteren seelischen Qualen dieses „passiven Widerstandes", wie er dort geleistet wird. Er ist nur eine Etappe. Das Ende der Qualen ist noch fern. Aber genug, daß über dem Ganzen ein Ziel leuchtet, das außer den von Leidenschaft links oder rechts Geschlagenen alle zu einen vermag: die Rache des Wehrlosen, die Ehre des Besiegten wiederzufinden in einer auch die anderen Staaten dereinst wie uns entwaffnenden, vom Krieg entbindenden Ordnung der Erde. Das Volk bleibt wehrlos, weil es nun Besseres zu tun hat und der Welt eine andere Leistung stellt als die militärische. /

1 Übs. Blatt!

~~Aber~~ Welche Leistungen sind sich die Völker denn gegenseitig als Völker zu erweisen fähig? Der einzelne Kaffeebauer in Brasilien kann wohl uns Deutschen Kaffee liefern, der Sonneberger Spielwarenfabrikant Puppen nach England verkaufen. Aber was leisten sich die Völker als große Einheiten, wenn der kriegerische Wetteifer zwischen ihnen überwunden wird? Für Deutschland wird diese Frage so wichtig, weil es heut aus der alten Kampflinie der Militär-

a

Zu 119 ⊥

Das Volk bleibt wehrlos. Sein Staat ist zertrümmert. Aber umgekehrt ist es auch nicht so, dass die widerliche Zumutung zutrifft, ein Volk müsse sich einfach benehmen wie lauter Einzelseelen. Ein Volk besteht eben nicht aus Einzelseelen, sondern aus der Geschlechterfolge. Der einzelne als einzelner mag sich in christlichen Busskämpfen zertreten lassen. ~~[illegible]~~ Als Volksgenosse hat er dazu kein Recht. Denn als Volksgenosse ist er eben gerade nicht Einzelseele sondern Gattungswesen! Die unmittelbare Übertragung von den Forderungen der Bergpredigt auf das Volksverhalten ist eine instinktvergessene Narrheit. Richtig an diesem Schlei hall einer reinen Politik ist nur die Scheidung zwischen Staat und Volk. Staaten, Völker und Einzelseelen sind eben drei verschiedene Dinge. Aber das Volk, innerhalb dessen die zufällig Lebenden nur ein kleines Glied bilden, ist eine mächtige Wirklichkeit genau wie die Kräfte der Einzelseele.

Und eben der passive Widerstand lässt sich nun als reinster Ausdruck der Volksgenossenschaftlichen Kräfte erweisen. Es ist war der Gattungsmensch im Menschen, der hier widerstand. ~~Das Herz gerade betrachten wir dazu den Hergang~~ ~~als 9. November selber dazu~~ ~~noch ein letztes~~

Zu 1191 b

~~Mal, diesmal von~~ ~~Wir~~ Erinnern wir uns dazu an den Eingang dieses Abschnittes. Wir versuchten uns in die Seele eines Militärs am 9. November zu versetzen. ~~Wir sagten~~ Es ergab sich, von seinen militärischen Ehrenstand punkt aus, dass dem Soldaten angesichts dieser Beflechtung durch eine Revolte damals das Herz brechen musste. Damals brach die ruhmvolle Staatstradition unwiderruflich in Stücke, ~~wie sie~~ vielmehr als durch Vertragsparagraphen, wie sie im Herzen zusammenbrach und die Herzen zerbrach. Mit gebrochenem Herzen ~~ging~~ also lebte der Zivilist gewordene deutsche Krieger weiter. Als ~~zivilisten~~ Privatmann und Zivilisten kann einem das Herz nicht brechen, ~~für~~ wenn man einen irrsinnigen Frieden unterzeichnet. Die Unterschrift unter den Versailler Vertrag bedeutete vielmehr eine kopflose Handlung. Man — und nicht etwa nur die Unterzeichner, sondern das Volk als ganzes, das sich den Krieg verbat — opferte seine (mittleren) Einsicht (in den erkennbaren Urteil) und seinen Verstand. Mit ~~der~~ rationalen Gründen lässt sich die Unterschrift in Versailles nicht ~~erklären~~ rechtfertigen. Denn niemand hielt den Frieden für ausführbar.

So also waren Kopf und Herz des ~~lebenden~~ Geschlechts (ohne) geopfert; man muss (das) ganz ermessen, um zu verstehen, was der passive Widerstand bedeutete. Dieser Widerstand kann nicht aus dem Kopf

zu 119 I

oder dem Herzen des Volks ganzen. ~~Ihre Leichte~~ Die oberen Stände ~~sprachen~~ haben ihn zuerst überhaupt nicht begriffen. Er ist eine stumme Aktion gewesen. Alles was über ihn gesagt oder aus ihm gemacht worden ist, war oberflächliches, ja verlogenes Zeug. Er kam eben aus Schichten „tiefer als die Kohlenflöze der Ruhr". Der Einmarsch der Franzosen vermochte die erschöpften Herzen, die skeptischen Köpfe nicht mehr zu durchbluten. Aber er ging uns wie die Sprache es unvergleich ist ausdrückt, unter das Zwerchfell; ~~dir~~ „ging uns an die Nieren". Der Gattungsmensch, stumm, antlitzlos, unpersönlich, das Arbeitstier, bäumte sich auf um des Volks willen, das aus seinen Landen eines Tags erwachsen werde und solle. Und um dieses Volks willen wurde ein entkräftetes enttäuschtes, enthauptetes, in Kopf und Herzen bereits geschlagenes ~~Volk~~ Geschlecht nochmals des Widerstandes fähig. Das Volk ~~in~~ in der nachtesten Form, ohne Staatlichkeit und ohne persönliche Seelenhaftigkeit fand sich hier vor und wählte sich in dem passiven Widerstand die reine Waffe seiner weder persönlich-privaten noch staatlich-öffentlichen, rein naturhaften Arbeitsexistenz. Wehe der Einzel~~[illegible]~~ und nenne er sich Christ oder Sozialist, ~~[illegible]~~ diesen Gegenpunkt ~~[illegible]~~

d

Zu 119 /

seines eigenen Lebens, das Volk, verleugnen wollte, weil es ihm zu wenig seelenhaft erscheint. Wehe dem Staatsmann, und nenne er sich Patriot oder National, der diesen diesen Gegenpol des Staats, das Volk verleugnen wollte, weil es ihm zu wenig bewusst erscheint.

Beide verkennten den Schoss, der sie beide gebar, und dessen Leben dem ihren vorauf-geht und voranstehen muss, den leiblichen Stammbaum des Volks, der sich durch seiner Hände Arbeit von der Erde nähren und tragen lässt und in dieser Arbeit festgefügt der Natur seinen Tribut zahlt.

Die Bedeutung des passiven Widerstandes ist damit gegeben, nicht aber sein Erfolg. Und es ist ja zunächst völlig fraglich, ob das einzelne Volk in der Völkerwelt wirkens dauernd gebraucht oder gewünscht wird. Wenn der Ruhrkampf Deutschlands (soll) zurückgeleitet (können) in eine aufeinander angewiesene Völkerwelt, so weist diese Möglichkeit über die Erörterung des Krieges hinaus. Woher weiss man denn von irgend einem Zusammenhang all der schon gewesenen Ordnungen

staaten ausgesperrt ist. Es könnte sich dann tröste wenn es sich herausstellte,daß die Deutschen nur a erste den waffenstarrenden Ring gewaltsam durchbro chen haben. Die Deutschen sind aus ihrem besonderer Platz herausgewühlt, emporgerissen und sichtbar und bewußt mitten unter die anderen Völker unsanft nie dergesetzt worden. Es ist eine nochmalige Reichsgrü dung, diese unter den Augen der ganzen Welt an der Ruhr sich abspielende Weltbehauptung. Eine dem Krieg bereits entwachsene Lebensform könnte sich darin ankündigen. Wir zweifeln alle, ob so etwas möglich ist. Und am Ende ist die Verzweiflung an aller Zukunft das letzte Wort?

So wie der Klassenkampf uns über den Bürgerkrieg weiterwies in die Frage nach dem Kriege, so hängt für Deutschland sein Recht auf Kriegsentsagung an seiner Stellung zu der Verzweiflung,die Völker befallen kann. Wenn Völker verzweifeln, so verfallen sie in Barbarei. Das was beim Einzelnen Verzweiflung heißt,nennen wir in Volk und Welt Kulturverfall. Deutschlands neuartige Stellung und Leistung wäre sinnlos und vom ersten Tage an unhaltbar,wenn die große Kulturkatastrophe doch unvermeidlich ist.

Noch auf dem Wiener Kongreß konnten die Diplomaten glücklicherweise mit ihrer Feder verderben, was die Soldaten glaubten gut gemacht zu haben. Selbst 1866 vermochte Bismarck auf Kosten seiner Freundschaft mit der Armee den Frieden von Nikolsburg so abzuschließen, wie er es wollte.

Der ritterliche Krieg.

Dies war aber nur unter einer Bedingung möglich: Der Krieger mußte seine Ehre darin erblicken, nicht über die Pfähle des Krieges hinauszusehen. Er schlug die Schlachten des Staates. Er war Soldat, nicht Staatsmann. Das galt vom General bis zum letzten Soldaten. Sie alle waren uniformiert. Sie leiteten daher aus der Teilnahme am Kriege keinen Anspruch auf staatsmännisches Handeln ab. Der Krieg von 1870 ist der letzte ritterliche Krieg in diesem Sinne gewesen. Er wurde noch von deutscher Seite ohne die Vorstellung geführt, als seien die innerhalb eines Landes wohnenden Menschen und die Träger der Landesordnung einfach dasselbe. Daher die Verpflegung von Paris sofort nach dem Waffenstillstand gewährt wurde. Daher die Räumung eines großen Teiles des eroberten Landes, noch ehe die Kriegsentschädigung bezahlt war, erfolgte. Daher in wirklichen Beratungen die beiderseitigen Staatsmänner miteinander um den Frieden rangen. Daher die Übergabe des Degens seitens Napoleons an den preußischen König nach Kavaliers-' nach ritterlicher Sitte.

Aber schon da wirkte sich das böse Wort aus, das inzwischen die Schulbücher den Gehirnen eingehämmert hatten: daß die Diplomaten nicht verderben dürften wie 1815, was die Soldaten so wie einst Blücher gut gemacht hätten. Und so kam mit dem Elsaß-Lothringen ohne an Deutschland. Der leitende Staatsmann, dem dabei nicht geheuer war, täuschte sich allerdings selber vor, er ~~tue es~~ fordere beides nur aus militärischen Gründen und liess deshalb die zwei völlig verschiedenen Provinzen als Festungsglacis unseliger Weise beieinander.

In Wirklichkeit war es der erste Durchbruch des alten Deiches gegen die Kriegsleidenschaften auch in Deutschland. In Frankreich hatte dieser Dammbruch schon früher eingesetzt und aus jedem staatlichen Kriege einen solchen der Nation gemacht. Nationalkriege sind Rückfälle in barbarische Zeiten. Sie rufen die Täuschung hervor, als trüge der Gegner zeitlebens die staatliche Uniform, als sei Frankreich, Deutschland, England, Rußland jedes für sich eine undurchdringliche Festung und jedes Bäuerlein aus der Picardie oder der Eifel nichts anderes als ein Ziegelstein staatlicher Prägung.

Damit wurden die Beziehungen zwischen den Staatsmännern verschiedener Nationen plötzlich zerschnitten. Waren die Blutsbande der Fürsten, die Freundschaften der Minister bis dahin Erleichterungen, um zum Frieden zu kommen, so werden alle solche Bindemittel heute plötzlich verpönt. Die Leidenschaften des Mannes in den Straßen von London und Paris haben den Frieden von Versailles bestimmt. „Während

Versailles in Sachen, welche die Volksleidenschaften des Augenblickes nicht berührten, tun konnte, was es wollte, waren die Staatsmänner in Sachen, die sie erregten, die Opfer der Stimmung, die sie selbst hervorzurufen soviel getan hatten. In Paris lief damals eine Erzählung aus der Konferenz um: „Sie können nicht wirklich erwarten, eine Entschädigung von zehn Milliarden Pfund zu bekommen; wozu das also in den Vertrag hineinschreiben?" - „Mein lieber Herr", sagte der Premierminister, wenn die Wahlreden noch vierzehn Tage länger hätten gehen müssen, wären es fünfzig Milliarden geworden".

Ein englischer Seemann wie Lord Fisher hat ehrlich die Unanfechtbarkeit des U-Bootkrieges anerkannt, die amerikanischen Zivilisten aber verfingen vor Empörung über die „Lusitania". Wir marschierten 1914 noch in der Idee befangen, Krieg sei eine Sache der Militärs, in Belgien ein. Wir betonten, ein Unrecht zu begehen, das nur im Krieg durch Notstand uns abgenötigt sei. Wir versprachen, es bei Friedensschluß zu sühnen.

Dies ehrliche soldatische Eingeständnis, daß ein Volk in Not auch Unrecht tue, hat uns zum Teil den Krieg verlieren lassen. Aber dieselben Zivilbevölkerungen der Westmächte, die für militärische Kriegsmaßnahmen nur Wutgeheul hatten, verhängen nun als Friedensmaßnahmen: Ausraubung des Privateigentums, Besetzung von Landstrichen ohne Kriegserklärung, Arbeitszwang für Eisenbahner bei Todesstra-

fe; kurz,diese zivilisierten Völker haben seit 1914 ihren Abscheu vor dem Krieg so weit gedämpft,daß sie aus Krieg - Frieden gemacht haben.

Dies ist die Folge der Gleichsetzung von Volk und Staat,der Kunstgriff aller seit 1789 nach dem Vorbild Frankreichs geschaffenen nationalen Demokratien. Der Nationalismus verwischt die Grenze zwischen Krieg und Frieden.

Die Kunst des Menschengeschlechts,die es von der Natur unterscheidet,zielt aber gerade darauf ab, die Kluft zwischen Krieg und Frieden recht groß zu machen. Die Natur nämlich kennt keinen Krieg und keinen Frieden,weil sie weder Kriegserklärung noch Friedensschluß kennt. Diese beiden Entschlüsse reißen den ewigen Dämmerzustand des Kampfes ums Dasein auseinander in das helle Licht des Friedens und die umso schwärzere Nacht des Krieges. Diese klare Entscheidung zwischen Krieg und Frieden kennt die Tierwelt nicht. Die Völker, die den Krieg nicht ausrotten konnten, haben ihn Schritt für Schritt konzentriert. Sie haben immer mehr Frieden ausgesondert, sodaß immer intensivere, aber auch kürzere Kriegszeiten übrig blieben. So kunstvolle Kriege wie die der Völker gibt es unter den Ameisen, Bienen usw. nicht, weil es nicht so kunstvolle Friedensschlüsse gibt. In der Natur herrscht Kampf, Vernichtung, alles, was man will; aber es kann dort nie der Krieg der Staaten ausbrechen, weil es - außer in den von Men-

schen gern erfundenen Tierfabeln - nie offiziell zum Friedensschluß kommt. Der Nationalismus freilich droht den Naturzustand wiederherzustellen. Der Nationalismus als Friedensgefahr bleibt immerhin etwas Ungreifbares, eine flüssige Leidenschaft. Anders seine Steigerung, der Fascismus.

Das Wesen des Fascismus.

Der Fascismus begnügt sich nicht damit, solch' geistige Nachbildung des Krieges in den Köpfen von Nationalisten künstlich zu erhalten. Sondern er läßt sie zu neuen sichtbaren staatlichen Formen auskristallisieren. Aus dem geistigen Niederschlag des Krieges in die Friedenszeit hinein bildet er neue staatliche Ordnungen der Friedenszeit hervor. Gerade deshalb ist er gesünder. Einst zogen Heerhaufen nach Italien und wurden dort zum Volk, das das Land bebaute. Jahrtausende sind vergangen. Nun ist dies Volk bauender und arbeitender Menschen in den Krieg gezogen, um den Ausbau des Landes zu vollenden.

Aber siehe da, nach der Demobilmachung gründet Mussolini den Frieden, d.h. die Landesordnung, umgekehrt auf die Kriegsteilnehmer. Die Heimkehrenden stellen sich gleichsam dem überalterten Vaterlande von außen gegenüber und gründen es noch einmal auf ihr im Krieg erlettes Gesetz.

Sein Sinn für Italien.

Ist das Verewigung des Nationalismus?

Verewigung der Isolierung des Einzelstaates? Nein, für I t a l i e n bedeutet dies nur scheinbar den sacro egoismo eines selbstzufriedenen Volkes. Nicht sein Anachronismus in einer vereinigungsschwangeren Welt, sondern tiefere Kräfte haben Mussolini zum Erfolg geführt. In Wahrheit zieht den Fascismus i n I t a l i e n ein großes, sonst unerreichbares Ziel, das gerade in eine Weltgliederung einmündet.

Der geographische Begriff Italien umschloß bis heute trotz der „Einigung" Italiens zwei Mächte, die aus dem Blut des Volkes und der Kraft des Landes gleichmäßig ihre Nahrung und Verjüngung ziehen: die eine die nationale Demokratie des Königreiches Italien, eine unter Dutzenden; eine andere, nicht wegzudenken aus der Menschheitsordnung: Petri Stuhl in Rom. Zwischen zwei Leistungen desselben, auf der apenninischen Halbinsel lebenden Gliedes der europäischen Völker klaffte ein tragischer Zwiespalt.

Darum streckt sich das Volk nach einer höheren Einheit aus, in der Quirinal und Vatikan beide unter Einem Dache des Volkshauses Italien gleichsam Heimatrecht genössen. Das ist der Sinn des Schlagwortes der Terza Roma, der dritten Roma, die hinter dem Kaiserlichen und dem päpstlichen (Rom) folgen soll. Für diese terza Roma kann sich Mussolini auf die nationale Demokratie Italiens von 1859 und 1870, auf das Haus Savoyen, wie es durch Gottes Gnade und Volkes Willen regiert, nicht stützen, weil in ihr für das

zweite Rom, das päpstliche, kein Platz war. ~~Der~~/Jetzt aber hat der König ~~hat~~ vor Mussolini kapituliert, und allenthalben weicht das Zeichen der Krone den Rutenbündeln. Der Vatikan lag eben in Italien, aber ohne Friedensschluß mit dem Staat Italien. So wie die Sozialdemokratie in Deutschland lag, aber ohne Friedensschluß mit den 22 Fürsten. Der Vatikan ist ja ~~ein~~ nicht etwa als Ein Mann oder Ein Hof zu denken, sondern als ein Flechtwerk von uralten Beziehungen und Interessen durch ganz Süd- und Mittelitalien hin.

Was daher die Republik für Deutschland bedeutet, die einzige Möglichkeit, daß der neue Staat beide Bürger und Arbeiter, umfasse, das bedeutet in gewissem Sinne der Fascismus für Italien, nämlich die einzige Möglichkeit, daß die terza Roma Königtum und Papsttum beide umfange. Mit der Macht, die das Haus Savoyen kapitulieren machte, kann der Gefangene im Vatikan Frieden machen, ohne damit selbst vor seinem alten Gegner zu kapitulieren.

So kehrt der Fascismus in der Tat als Eroberer aus dem Kriege heim. Er erobert tatsächlich die alten Ordnungen beide und macht sie zu Pfeilern seiner Ordnung. Das ist das tiefste Pathos des italienischen Fascismus und das Geheimnis seines Erfolges; so wie die Bolschewiki eine wahrhaft russische Aufgabe zu lösen haben, so löst er ein einzigartiges italienisches Problem, indem er den italienischen Staat mit der Kulturgroßmacht, die Italien

(ja die umfaßt fast ein Jahrtausend lang Italiens einzige Gemeinsamkeit war)
verdankt wird, aussöhnt. Das ist der Unterschied von Mussolini ihm und den Nationalisten wie Federzoni, die 1912 nach Tripolis gingen. Der italienische Nationalismus war nichts als eine Spielart des europäischen Nationalismus überhaupt, rein staatlich denkend, daher monarchistisch und auch sonst Gegner Mussolinis. Er hat die Nationalisten überrannt, bis sie zerrieben zu ihm übergingen. Denn er spielt nicht mit dem künstlich-kriegerischen Geist, sondern kann von dem Erlebnis eines Volksgeschlechts in einem Kriege ausgehen.

~~Denn~~ Mussolinis Rückeroberung des eigenen Landes durch die Kriegsteilnehmer ist (nur möglich, wo ein neues Geschlecht (den alten Hader und alten Zwiespalts ~~gründlich müde geworden ist~~ (die Front im Kriege erfahren hat und deshalb voll ~~mit diesem~~ Verlangen nach höherer Einheit heimkehrt. Der Fascismus ist eine Generationenfrage. Nicht zufällig ist Mussolini noch keine vierzig Jahre alt. Durch diese Betonung der Neuen Generation hat er auch die Arbeitermassen aus der sozialistischen Tradition herauslösen und mit sich reißen können. (Vor allem als erklärt die Art, wie Italien den Krieg geführt hat, erklärt ferner diesen Riß. Italien ist 1915 zersplatten in den Krieg gezogen, der Vatikan war ja eher österreichisch-freundlich. Das Land hat nur teilgenommen an dem Krieg der großen Weltmächte und fand sich dadurch in seinem Selbstgefühl dauernd verletzt. Es wollte nicht bloß in einen allgemeinen Strudel mit hineingerissen sein. Sollte darum dies mit halbem Herzen die größten Op-

T Italiens Schicksal ist ja seit 1849, alle Kriege zu verlieren und trotzdem Nutzen daraus zu ziehen. Es sind Schritt für Schritt in der Ordnung Europas neue Ränder für Italien. Es braucht gleichsam nur in diesen sich öffnenden Rändern hinein zu wachsen! Der Papst, Österreich, Napoleon III., und wieder Österreich schenkte ihm schließlich ... Italien

T haben im Weltkrieg ein volles Pensum für die Schwäche dieser Stellung. Ein übelstes Selbstbestreben läßt sie dauernd wach. Nun drückt die Besetzung am Weltkriegsende eine volle europäische Angelegenheit zu werden. Wenn man auf Italien den Sieg von Vittorio Veneto in November 18 übertragen ... [illegible] ... enthaltene österreichische Herrschaft fort, so ist F

T Das ganze Pathos, das die Caesaren und Päpste Roms umkleidete, sucht er zu übertragen auf das dritte Rom, dessen König und Bischof beide nebeneinander stehen sollen!

fer-Bringen nicht in schrillem Mißton enden, so mußte aus der Zwiespältigkeit während des Krieges eine große Einheit hervorbrechen. Dies große Ziel zeigt dem in Katholiken und Freimaurer gespaltenen Volkstum Mussolini. Und so wächst die Einheit dort aus Spaltungen seit acht Jahren stetig an.

Deutscher Fascismus?

Wenn alte Generäle in Bayern Fascismus treiben, so mag ihen theoretisch die Einheit der Kriegsteilnehmer als Ideal vorschweben, das erneuert werden könnte. Ebenso, wenn Frankreich jetzt vor einer fascistischen Revolte steht, so sind es die „compagnons de la guerre", die dabei eine Rolle spielen werden. Aber es fehlt dafür die erste Voraussetzung: ~~der scharfe und saubere Schnitt zwischen dem Vorkriegsgeschlecht und der jungen Generation, der draußen im Felde die Augen der Seele blank geputzt worden sind.~~ Jene Sinnungsaufgabe, die in Italien gerade durch die unrühmlichen Art des Kriegseintritts akut geworden war.

~~In diesen Ländern ist ja eine nicht nach Altersstufen, sondern nach Parteien und Klassen und Berufsständen zerrissene Volkheit vorhanden; diese unter die stumme Gewalt rein kriegsgeborener Gewalt beugen zu wollen, ist Wahnsinn. Die stumme Diktatur, dies Kennzeichen des Fascismus, ist dort gut, wo Wunden verheilen müssen, abgelebtes vergessen werden soll, wie es in Italien der Fall ist. Dort hingegen, wo die stumme Gewalt neue Wunden aufreißen und alte Parteiungen unterstreichen müßte, da ist sie~~

Ausserhalb Italiens imponiert nur das Rhizinusöl und ähnliche Scherze der Fascisten. Und hiermit beginnt die Entwertung der Bewegung.

nichts als Verhinderung des unausgesetzt notwendigen Kampfes ums Recht. Gerade der von Vaterlandssorgen umhergetriebene Patriot muß also aus seinem Einheitstraum heraus zur Verwerfung jedweder militärischen Gewaltanwendung kommen. Die geistlose Übertragung des Fascismus also macht erst das Laster aus. Denn nur die Übertragung entstammt Schreibtisch-Krämpfen statt der wirklichen Lage eines bestimmten Volkes.

Der deutsche Patriot hat im Fascismus für keine einzige der Tagesaufgaben eine Erfüllungshoffnung. Mit der Ruhrbesetzung, das heißt mit dem Erwachen zur Wirklichkeit, war daher das Schicksal des deutschen Fascismus besiegelt, und seit dem Versagen des Hitlerputsches im Januar 1923 beginnt die Zersetzung dieser Kräfte.

Aber der Fascismus gibt eine Lehre. Denn er zeigt, daß Kriege selbst dort, wo außenpolitisch keine wirklichen Lösungen eintreten, die Wirkung des Krieges dauernd das Schicksal eines Gemeinwesens bestimmt.

Freilich nur das wirkt, was wirklich diesem bestimmten Volke im Verlauf von Krieg und Frieden widerfahren ist; die Ereignisse wirken, nicht patriotische Flüche oder pazifistische Hoffnungen. Schärft man den Blick an dem italienischen Beispiel, so ergibt sich: Deutschland ist einig, unzerspalten bis zum letzten Mann am ersten Tage in den Krieg gezogen. Sein ganzes Pathos lohte im August 1914 schon

auf. Deshalb brauchten wir im Laufe des Krieges keinen Kreuzzugshaß gegen „Boches", der auf der Gegenseite Volk um Volk in den Krieg nachreißen mußte. Bei uns konnte es nur einen Abstieg von der im August erreichten Einigkeit geben. Der 9.November sah den Tiefstand dieses Abstieges.

Soll Deutschland einig bleiben, so sicher nie aus innerpolitischen Zielen heraus. Die Einheit eines Volkes quillt einzig aus seiner Einheit dem Auslande gegenüber. Es gibt kein inneres Ziel,das die Deutschen vereinigen kann. Oder soll der Ruhrarbeiter mit dem ostpreußischen Gutsbesitzer, der Welfe mit der sächsischen Regierung je ein inneres Gesetz einmütig wollen können, wie das Volk 1914 einig war? Da wo einer seine Leidenschaft gelassen hat,da muß er sie wiederholen. Der Kampf gegen die ganze Welt hat uns geeinigt. Der Friede mit einer ganzen Welt kann uns allein Genugtuung geben.

Das besondere deutsche Schicksal liegt da, wo es begonnen hat,in der Behauptung innerhalb der Welt. Die Zeiten der Kriege mit dem einen oder dem anderen Nachbarstaate sind für uns vorbei. Praktisch schon deshalb,weil wir keine Grenzen mehr haben,die verteidigt werden könnten.Von Straßburg z.B. nach Prag ist für Flieger keine Entfernung mehr. Geistig aber deshalb,weil der, der gegen die ganze Welt in Waffen stand,und den Rechtswillen einer ganzen Welt gegen sich entbrennen spürte,weder dem einen noch

Fs. bs anders Blatt!

dem andern Einzelstaat mehr das Recht zum Kriege zuerkennen kann. Wo der Krieg kein Grenzkrieg mehr ist, wo er kein Krieg mehr zwischen Nachbarn ist, da hört der Krieg in dem Sinne, wie wir ihn bisher kannten von selber auf. Die Ruhr beweist es. Das Volk, am 9. November bis auf den Grund in Anarchie aus Feindschaft gegen den Grenzkrieg zersprengt, sammelt sich heut zu einer neuen Einheit, weil ein neues außenpolitisches Ziel über solche Kriegführung hinaus leise geahnt wird. 'S ist weder Krieg noch Frieden. Etwas Drittes liegt in diesem leidenden Widerstand, an dem alle Parteiprogramme zerschellen. Unser Kampf gegen die Welt darf nur in unserer Entwaffnung d u r c h d i e W e l t sein Ende finden. Wenn heut ein einzelner Nachbar die Früchte des Sieges einzuheimsen sucht, wenn Frankreich wähnt, es könne den Krieg sozusagen noch einmal allein gewinnen, so geht das gegen unsere Ehre. Denn dies selbe Frankreich hat ja die ganze Welt entfesseln müssen. Paris hat alle seine Reize als „Mekka der Zivilisation" entfaltet, damit die Welt uns ihm gebunden zu Füßen lege. Und nun tritt es auf uns herum. Die Schamlosigkeit, mit der Frankreich den Weltkrieg, in den es durch seinen alten Willen gern verwickelt wurde, als seinen Sieg ausdeuten will, ist für alle kriegführenden Staaten schmachvoll, für uns aber unerträglich. Gerade deshalb bekämen wir unsere Ehre nicht aus einem Kriege nur mit dem Einen pöbelhaft gewordenen Frankreich wieder. Das ist keine Sache wechselnder politischer

III. Der Kulturverfall.

Als am 9. November die staatliche Ordnung Mitteleuropas erlosch, gleich einem Sterne, der vor seinem Falle besonders hell aufstrahlt, da starrte ein Häuflein Menschen nicht auf den Tagesaufruhr der Revolutionäre, nicht auf die Wandlung des Kriegs- und Staatenbildes. Sie gedachten des Wortes, das der deutsche Botschafter in Paris zu Beginn des Welt-krieges gesprochen hatte: „Das ist der Selbstmord Europas". Sie empfanden, daß Kriege und Revolutionen nur enthüllen können, was längst unter der Oberfläche geschwelt haben muß. Es war für sie am 9. November also mehr geschehen, als ein Klassenkampf ausgebrochen oder ein Sieg der Welt über Deutschland entschieden. Was schierte sie Klassenkampf oder Krieg? Sie sahen eine ungeheure Menschheitsnacht heraufziehen, eine Katastrophe von nie geträumten Ausmaßen das Abendland ergreifen. Ihre Leidenschaft galt diesem Fallenlassen der Arme, die bisher auf der europäischen Kultur gelegen hatten. Und so waren es gerade Menschen, die den anderen beiden großen Leidenschaften der Klasse und des Krieges entrückt lebten, für die der Hunger und der Völkerhaß belanglos waren, die sich ganz dieser dritten Leidenschaft in die Arme warfen: der Katastrophe der Kultur. Ein schweizer Geistlicher war es, der die Krisis der Kultur predigte, ein einsamer Gelehrter schaute die bevorstehende Wiederkehr der Barbarei im „Untergang des Abendlandes", ein verträumter Dichter gestaltete die drei apokalyptischen Reiter, die den jüngsten Tag über die Erde jagten.

Seit dem 9. November ist die Zhl der Anhänger dieser Untergangspropheten und Katastrophentheoretiker ungemessen gewachsen. „Der Tod des Christentums", „der Zusammenbruch des Marxismus", „der Zerfall der Demokratie", „die Entartung der Wissenschaft", „die große Wunde", „Weltuntergangsstimmungen", „die Bolschewisierung Europas" sind nur einige Überschriften aus der Fülle derer, denen man heute begegnet.

Andere Geister treten wieder dem entgegen und verfechten mit Leidenschaft den Glauben an eine bessere Menschheit und an einen Aufstieg des Menschengeschlechts. Es durchschneidet also die Menschheit noch eine Spaltung, die weder der Hunger noch der Haß hervorruft, sondern eine verschiedene Vorstellung vom Leben, eine Weltanschauung, eine Glaubensspaltung.

Wenn selbst die Menschen alle dereinst satt werden sollten und ohne Neid die Erde gemeinsam bewirtschafteten, und wenn alle Kriege ein Ende hätten und die Erde ein einziger Staat wäre, so gäbe es eine Gefahr für das Menschengeschlecht, die mindestens so einschneidend wäre, wie Krieg und Klassenkampf. Der Hunger läßt einzelne Völker verderben, der Krieg kann eine Generation hinwegraffen oder dezimieren, aber der Kulturverfall kann dem Menschen seine Krone rauben: das Menschliche, seine Überlegenheit über dem Naturzustande. Auch die geeinte Menschheit ist keinen Augenblick geschützt vor dem Rückfall in die Barbarei!

Besinnen wir uns auf die Zeit vor dem Kriege, so hielt man einen solchen Rückfall damals überwiegend für ausgeschlossen. Der Blick,der über die Millionen von Menschen hinwegsah,nahm Vertreter aller geistigen Interessen und Kulturgüter wahr: Protestanten und Katholiken, Juden und Atheisten, Buddhisten und Mohammedaner, Vegetarianer und Alkoholgegner,Goethebündler und Keplerbündler,Monisten und Theosophen und so weiter ohne Ende. Ein großes Warenhaus der edelsten Gaben des Geistes wurde alltäglich in den Museen,Theatern,Hörsälen der Großstädte feilgeboten. Alles was große Geister je gedacht,war magaziniert und inventarisiert. Und Jahrtausende und Länder,die vergessen schienen,haben erst in den letzten Jahrzehnten ihren Wiedereintritt in das menschliche Bewußtsein gefeiert, wie Babylon, Altägypten,die südfranzösischen Urbewohner und anderes. Welche Gefahr also sollte der Kultur drohen können? Denn die Gesellschaft stattete ja nicht nur etwa ihre Magazine mit diesen Gewächsen aus allen gewesenen Kulturen aus. Sie gestattete auch jedem Lebenden,sich ihrer zu bedienen. Unter allen vernünftigen Menschen war die Religion Privatsache geworden, trotz des Widerspruchs von Staat und Kirche in zurückgebliebenen Ländern. In jedes einzelnen Brust leuchteten allein der Wahrheit Sterne. Viviani,der beredteste Staatsmann der Franzosen,hat in einer großen Rede sich der Befreiung der Menschheit gerühmt: „Er habe die Sterne am Himmel ausgelöscht", als er die Trennung von Kirche und Staat durchführ-

te. Ob man den Zustand als den der Gedankenfreiheit pries oder ob ein Einsamer wie Nietzsche ihn ale „Hexensabbath aller freien Geister" schalt, er war - und ist - die große europäische Tatsache,mit der wir zu rechnen haben. Blickt man auf das lebende Geschlecht, so begreift sich kaum,daß darin eine Gefahr liegen könne,daß jeder Mensch seine eigene Weltanschauung habe. Wir Menschen alle stümpern,wenn die Sterne am Himmel ausgelöscht sind, ein jeder mit unserer eigenen kleinen Blendlaterne durchs Weltall und orientieren uns darin ein jeder auf eigene Faust, so gut es geht. Wenn Millionen Menschen jeder seine besondere Weltanschauung zur Geltung bringt,so wird für das Volksleben jede einzelne Weltanschauung gleich unbedeutend und belanglos. Keine hat dann vor der anderen etwas voraus. Das Leben des Volkes wird also von diesen Privatangelegenheiten entlastet. Die Gedanken der Menschen über die Welt im allgemeinen haben in der Politik nichts zu suchen. Die Toleranz besteht darin,jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen. Die europäischen Völker haben eine bittere Erfahrung hinter sich,die sie diese Zollfreiheit der Gedanken schätzen gelehrt hat: die fürchterlichen Glaubenskriege früherer Jahrhunderte. Der dreißigjährige Krieg hatte vor allem für Deutschland den Riß zwischen Katholiken und Protestanten verewigt. Dieser Riß ist heute noch nicht verheilt. Die Spuren dieser Kämpfe schrecken. Soll man sich erneut für Dogmen die Köpfe blutig schlagen?

Mitleidig mußte man allerdings zugeben, daß die Fanatiker der Gedanken ~~allerdings~~ noch immer nicht ausgestorben seien. Wir sehen heute noch, wie verschiedene Parteigrundsätze die nächsten Freunde und Berufsgenossen verfeinden, wie der Kommunist den Mehrheitssozialisten, d.h. den Klassen- und Volksgenossen, als geistigen Verräter an der reinen Lehre grimmig haßt, daß in Gesellschaft ein Mensch seine Weltanschauung oft mit Erbitterung verficht, daß einer Überzeugung zuliebe ein Mensch oft seine offenbarsten Interessen verschmäht, wirtschaftliche Vorteile ausschlägt, mit seiner Familie bricht oder Weib und Kind ins Elend stürzt. Um den Glauben zu wechseln, verläßt einer den Kreis, in dem er lebte; Pfarrer geben ihre sicheren Pfründen auf, Beamte quittieren ihren Dienst. Und schließlich gibt der Fanatiker auch sein Volkstum preis und lebt lieber in der Verbannung, ehe daß er von seiner Weltanschauung und den daraus abgeleiteten Überzeugungen wiche.

Aber diese Fanatiker, wären es selbst Hunderttausende, können dem einzelnen Kulturtage nicht gefährlich werden. Denn ihr Eifer hebt sich ja gegenseitig auf. Die Wut des einen wird von der Wut des anderen, der auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht, verzehrt. Diese Katzbalgereien der Weltanschauungen würden also als ungefährlich angesehen. Zwischen den fanatischen Extremen des Unglaubens oder des Glaubens bildete sich eine gemeinsame Basis derer aus, die über die Glaubenskämpfe und Zweifel hi-

naus waren. Sie gaben niemanden ganz Unrecht, niemanden ganz Recht. Und daß sie der Wahrheit mit diesem Urteil nahe kamen,wird kein Verständiger leugnen wollen.Wer kann denn von sich sagen, er habe mit allen seinen Gedanken Recht?

Wenn die Gedanken dazu da sind,den Menschen zu beleben und aufzuschließen,so hat das heut allgemein verbriefte Recht der eigenen Weltanschauung sicher den unschätzbaren Vorteil,jede Sinnes- und Geistesart gleichmäßig zu fördern und so jedem seinen Anteil am geistigen Leben zu sichern. Alle gleichzeitig Lebenden tragen dann mit ihrem geistigen Eigenleben zur Fülle des Gesamtlebens bei. Wenn alle selber denken und selber urteilen,so ist die höchste Regsamkeit erzielt.

Diese Praxis,die heute herrschend ist,daß jeder Mensch das Recht auf seine Gedanken habe,geht aber in einem Punkte doch wieder von einer gemeinsamen Weltanschauung aus. Sie setzt voraus,daß die Gedanken der Lebenden ihr geistiges Eigentum seien und blieben. Sie proklamieren also den Grundsatz: Weltanschauung ist Privateigentum. Das Privateigentum an Weltanschauungen ist unverletzlich.

Wenn am 9. November und seitdem anschwellend die Gemüter in Sorge geraten sind,es drohe ein Untergang der Kultur des Abendlandes,so rührt das aus der Sorge,ob dieser Grundsatz,der für die gleich-

zeitig lebenden Menschen seine Richtigkeit hat,auch im Zeitablauf standhält. Die heimkehrende Kriegsjugend, die Knaben,die des Vaters im Kriege entraten hatten,war verroht. Wies man sie zurecht,so konnten sie sich auf die Lehren ihrer eigenen Väter berufen. Hat nicht jedes dasselbe Recht,sich sein Urteil zu bilden? Hatte ein Dichter vor dem Kriege umsonst es ausgesprochen:

Wenn dann zu Dir von Sohnespflicht
Zu Dir Dein alter Vater spricht,
Gehorch ihm nicht,gehorch ihm nicht,
Sei Du!

Und darauf berief sich diese Jugend,bewußt oder unbewußt, und warf den Zaum ab,den ihr besorgte Lehrer oder Eltern umlegen wollten und entsprang der Bevormundung in ihre eigenen Bünde und Gruppen hinein, ins Wandern, in die Kinos, ins Zigarettenrauchen und die Jugendbewegung. Jede Partei mußte sich gefallen lassen,daß die Jugend sich als einen Staat im Staate einrichtete; kirchliche Kreise fragten sich auf einem Kongreß 1922, ob sie nicht eine Jugendkirche, eine Kirche der Jugend neben sich zu dulden habe. Die Jugend entlief nicht nur dem jeweiligen Elternpaar oder den Lehrern, sondern sie entlief dem Zusammenhang mit den gewachsenen Berufs- und Bildungsbahnen der Vergangenheit schlechthin, ging höchstens jedem Freibeuter des Geistes in die Schlinge, der sie zu rupfen verstand. Urältester Aberglaube,der längst überwunden schien,findet bei

Weibern und Jünglingen unerhörten Anklang. Astrologen ketten uns an das Geschick der Sterne. Okkultisten und Spiritisten beschlagnahmen die Interessen und Geldbeutel enttäuschter Menschen, die noch so jung sind,daß sie nach Neuem Ausschau halten, doch zu unselbständig um eine private Weltanschauung zu ertragen. Psychoanalytiker bemächtigen sich der Sinne und Köpfe junger Mädchen,Psychotechniker beschlagnahmen die Zukunft des Arbeiternachwuchses, Anthroposophen errichten Hochschulen, in denen viertausend Jahre alte Askesemittel neu angekündigt werden. Lehren,die in Europa glücklich abgewirtschaftet haben, wie die der bürgerlichen Klasse in Frankreich von 1789,kehren auf dem Umwege über den Orient als neuestes Licht vom Osten zu uns in morgenländischer Kostümierung zurück,wie z.B. die Sekte der Bahais. Ihr Gründer hatte einfach bei Persern und Türken die Wahrheiten des Westens verbreitet,die seit Napoleons Zug gegen Ägypten allmählich auch den Islam zu zersetzen und zu europäisieren begonnen hatten.

Also sehen wir die Jugend, die dem eigenen Alten nicht mehr zu glauben Lust hat,weil die Alten ihr ja selbst das Beispiel des Eigenrechts auf Weltanschauung vorleben, entweder völlig abstumpfen oder aber mitsamt den Weiblein,die zu jeder Mode schwören, ihren Unglauben gegen den erst-besten Aberglauben eintauschen. Aberglauben, ist ein alter Spruch,ist immer da, wo der richtige Glaube verloren ging. Der

richtige Glaube aber ist offenbar ein ruhiges Vertrauen auf den Geist der Väter, ist der Kredit,den die Jugend dem Schatz der Weisheit und Erfahrung entgegenbringt,der Respekt,mit dem der Bengel,der noch nicht trocken hinter den Ohren ist,den alten Arbeiter anhört, der Glaube des Schülers an seine Lehrer,der Studenten an ihre Professoren,der Masse an ihre Führer, und der Weiber an ihre Männer. Dieser Kredit ist radikal erschüttert. Die Werte, die von der älteren Generation angeboten werden,werden nicht genommen. Die Gedanken werden also außer Kurs gesetzt, genau wie schlechtes Geld. Die Gedanken bewähren sich nicht,sie machen sich nicht bezahlt. Denn sie versagen da, wo sie in Wort und Schrift und Rede das Volk packen und nach sich reißen müßten. Die Gedanken sind nicht und nicht einmal in erster Linie Privateigentum des lebenden Geschlechts. Sie sind vielmehr dazu da,die Lebensweise einer Zeit in Worten, Vorstellungen,Überzeugungen,Schlagworten, Ideen und Urteilen denen mitzuteilen, die in die Zeit hinein nachwachsen sollen. Und trotz allen Sträubens lechzt die Jugend nach solcher Mitteilung. Sie will teilhaftig werden dessen,was schon da ist. Allerdings hat sie dafür ein eigenwilliges Verfahren. Sie ergibt sich immer nur bedingt. Das was den Eltern als unbedingt richtig gegolten hat,läßt der Sohn nur noch bedingt bestehen. Denn er trachtet mit Recht danach,die Eltern zu ergänzen. Aber diese Verwandlung von unbedingter Weltanschauung in be-

dingtes Vätererbe hat nichts mit dem Umsturz zu tun, der alles blasiert ablehnt. Gesunde Jugend wächst in die alte Zeit immer nur mit heftigem Getöse hinein. Immer schlägt sie Lärm und will etwas Neues. Aber durch eine ganz bestimmte Kraft hängt sie trotz alledem mit der Vergangenheit zusammen. Sie schämt sich, und kann sich schämen,wenn sie ihre Unfertigkeit selbst bemerkt oder sich bei ihr ertappt sieht. Jugend wird rot,wenn sie einen Fehler gemacht hat. Ein Alter wird nicht rot,obwohl er vielleicht noch mehr Fehler macht. Nur ein kindliches Gemüt verlernt das Schämen nie. Der Grad der Scham gibt jeweils den Pegelstand des Nachwuchses an. Je schamhafter,widerspenstiger und spröder er ist,desto mehr fühlt er, daß er noch nicht so weit ist wie die Erwachsenen. Das Gefühl des Nachholens, Einholens, Aufrückens muß noch im Menschen als Ansporn leben,wenn er Scham empfinden soll. Vor Menschen, die es nicht weiter gebracht haben als wir,brauchen wir uns nicht zu schämen. Wenn uns ein Alter auf einer Unsicherheit, einer Ängstlichkeit, einer unausgetragenen Not ertappt,dann enteilen wir, während wir dem Altersgenossen die gleichen Nöte ruhig eingestehen.

Die Scham ist also das Mittel, unter dessen Schutz die Jugend in die Front der Erwachsenen einrückt. Andere Worte dafür sind Ehrfurcht, Respekt, Achtung vor Führern, Gehorsam gegen Autoritäten, Gefolgschaftssinn, Vertrauen, Glauben. All dies gilt gleichviel. Sie alle enthalten eine Aner-

kennung an das Bestehende,daß man ihm erst gleichkommen müsse, ehe man über es hinausstreben und herausschießen könne. Es ist der Tribut an die Vergangenheit,sie sei nicht umsonst vorangegangen. Man wolle ihr nachgehen, nachwachsen. Auch zum Überflügeln gehört ja,daß man erst die ganze Breite der schon eingenommenen Stellung ausfüllt. Allen Fortschrittes Vorbedingung ist das Nachschreiten auf dem bisher gegangenen Pfade bis zu dem Punkte,an dem die Gegenwart sich befindet.

Schamlosigkeit einer Jugend also verrät ein Vorpreschen nach vorn ohne diese Verbindung. Die Vorhut,die keine Verbindung halten würde mit dem Gros einer Truppe,gliche dem Voranstürmen der Jugend,das ohne Scham geschieht. Und beide teilen dasselbe Schicksal. Beide werden abgeschnitten von ihrem Stammkörper und aufgerieben. Beide können,weil außer Verbindung mit der Hauptmacht, das Heer,das folgt, nicht nach sich reißen. Eine davongerannte Jugend kann nie hoffen,das bedächtig dahinschleichende Volk sich nachzuziehen. Jede solche Jugend verpufft ihre Brausekraft ins leere Nichts einer Zukunft. Aber Zukunft,wirkliche Zukunft,nennen wir nur eine jüngere Zeit,die durch Vergangenheit und Gegenwart hindurch endlich zu sich selber kommt und beide nach sich zieht. Eine blinde,bloß weggeeilte Zukunft eines Volkes ist garnichts als ein Anfang von wilder Wurzel, ein blindes Ungefähr. Damit ist solcher leere jugendliche Neuanfang Verschwendung und Enterbung von allem Bisherigen, Verhinderung jedes Fortschrit-

tes, Tabula Rasa auf dem Tische der Kultur, nichts als die Schaffung eines Brachfeldes für neue Barbarei, für eine neue erste Säuglingsstufe des Menschengeistes. Es gibt auch hierfür Begeisterte. Propheten, die für die neue Primitivität, die Rückkehr zur Natur schwärmen. Unter denen, die seit dem 9. November um den Weltuntergang zittern, sind diese freilich nicht. Sie sind im Lager der Aktivisten, Fascisten, Futuristen und aller derer, die an die Jugend deshalb glauben, weil sie äußerlich besehen, allerdings die Alten überleben wird und also deshalb äußerlich gewiß die Zukunft hat.

Aber wer will für die Verwesung gesät und gepflanzt haben? Wen kann es trösten, daß Kirgisenhorde im Rhein sich laben werden, ohne daß der Strom noch eine einzige Brücke auf seinem Rücken tragen wird? Es gibt solche Käuze, die bei so weiten Perspektiven schwärmen. Aber seltsam ändert sich ihr Urteil, wenn der Zusammenhang der nächsten Jahrgänge mit ihnen in Frage kommt. Diese Schwärmer der Barbarei wollen, daß ihnen der zehn Jahre Jüngere andächtig lauscht, daß Mädchen sie für die Kühnheit ihrer Gedanken bewundern, daß ihre Bücher ein Publikum finden, das diese Bücher liest, daß wenn sie reich sind und von Zinsen leben, ihr Kapital, ihr Erbteil gläubige Gemüter findet, die diese Samenkörner Frucht tragen lassen und zwar möglichst hoch und vielfältig. Oder sie haben einen Beruf. So wollen sie doch in diesem Wirkungskreis zum mindesten, daß jemand das,

was sie leisten, annimmt und respektiert. Daß man sie nicht wegen ihrer Veraltetheit verspottet und aus dem Amte jagt.

Gerade auf diese Nahtstelle aber zwischen ihnen und den allernächsten, auf die sie wirken wollen, auf die Kluft zwischen heut und morgen, zwischen Gebenden und Empfangenden an jeder Stelle des Lebens, wo heute einer steht, kommt es bei der Kulturkrisis an, von der der Rückfall in Barbarei droht. Und siehe da, so nahe und mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leibe spürbar, will ihn kein Lebender. Denn keiner, der lebt, will fruchtlos leben. Keiner, der lebt, kann leben, wenn alles, was er tut, wirkungslos bleibt. Er hätte ja dann in wenigen Tagen nichts mehr um zu leben. Wir sind alle auf diesen Glauben an den Sinn der Tätigkeit des anderen und unserer eigenen täglich angewiesen. Wo wir diesen Glauben einbüßen, läßt sich die Tätigkeit nicht mehr rechtfertigen und fortführen. Die Aufkündigung des Kredits durch die Jugend beraubt alle Einrichtungen, denen dieser Kredit gekündigt wird, mit Verfall. Gewiß: es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Derselbe Junge, der heute auf den Staat schimpft, ist morgen froh, wenn er ein Pöstchen im Staate findet, auf dem er unterkriechen und sich nun beruhsam „auswirken" kann. Trotzdem sicher so noch eine und noch eine Generation sich gern in all den ausgebauten Stellen des Kulturlebens trotz aller Kritik häuslich niederlassen wird, um den materiellen Gewinn einzuheim-

sen,trotzdem ist der einmal angerichtete geistige Schaden damit nicht rückgängig gemacht. Jenes feine Deckblatt der Scham,das den Jungen stolz an die Stelle der Väter treten läßt, bleibt zerstoßen. Denn nun müssen die Söhne es ja umgekehrt als Verrat an ihren eigenen Idealen empfinden,daß sie sich von der Macht der Tatsachen korrumpieren lassen,daß sie der Kirche, der Partei,der Autorität,dem Kapitalismus, der Bürokratie,der Schule anheimfallen,nachdem sie ihre beste Jugendkraft mit dem Haß gegen diese Dinge alle voll geladen hatten. So schämt sich diese Jugend dann vor sich selbst,verachtet sich im geheimen und bedeckt mit dem Mehltau dieser Selbstverachtung das Leben des Volkes.Die Zerstörung also,die durch jeden gewaltsamen Riß in der gläubigen Verbindung zwischen Vätern und Söhnen zwischen zwei Generationen angerichtet wird, lastet wie ein Fluch auch auf dem neuen Geschlecht,nachdem sie erst schon das alte um die Erfolge seines Wirkens betrogen hat. Das junge kann seines W i r k e n s e b e n n i c h t f r o h w e r d e n ,weil es zum Teil in ausgetretenen Bahnen weiterfährt, die es in Grund und Boden kritisiert hatte und ohne etwa eines besseren belehrt zu sein, nur weil die alten Bahnen sich haltbarer erwiesen haben, als es geglaubt hatte, weil es selber nichts an die Stelle zu setzen weiß.

Die Kulturkrisis besteht also in einer Enttäuschung im Wirken bei den Alten,im Glauben bei den Jungen.

Dieselben Alten stehen aber auch ihren eigenen Vorgängern in verzweifelter Stellung gegenüber. Die Armut des Volks in Europa bedingt schärfste Einsparung von allem Entbehrlichen. Kunstanstalten, wissenschaftliche Forschungen, Gottesdienste, Schulen werden nur insoweit aufrecht erhalten bleiben können, als sie notwendig sind. Zu viele Universitäten verführen den Nachwuchs zu teurem, unergiebigem Studium. Die lebende Generation ist gezwungen, Inventar zu machen über das Kulturerbe und Auslese zu halten. Und siehe da, sie hat sich zu dieser Auslese untauglich gemacht durch den Weltanschauungsparagraphen ihrer Verfassung. Ein Ausleseprinzip für die Wichtigkeit oder den Wert des wissenschaftlichen und künstlerischen Gutes besteht nicht. Wenn die Kriegsschulden mit Gobelins aus Schlössern oder mit Gemälden aus Museen abgeglichen werden sollen, so ergeht ein flammender Protest an die Kulturwelt. Für den Rückkauf einer Abschrift der Fausthandschrift in Lyon zahlt der Reichspräsident 1922 sechzig Millionen Mark aus seiner Schatulle, und dies wird als Kulturtat des verarmten Staates gerühmt. Alle wissenschaftlichen Unternehmungen, die vor dem Krieg bestanden haben, werden von der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft weiter durchgeschleppt; neue hingegen dürfen grundsätzlich nicht begonnen werden. Das heißt den Grundsatz heiligsprechen, daß der Geist keine andere Auslese kennt als den Zufall der Geburt.

Alles,was vor 1914 im Werke war, unter ganz anderen Bedingungen reichen und überschüsssigen Lebens,kann weiter wursteln. In einer Zeit,die kaum noch irgend welche eigene Kraft zum Werke behalten hat,töten also amtlich die Massen der alten Werke die wenigen Keime neuer Werke, die ja nur bei strengster Auslese und Ausrottung alles Unkrauts auf dem verarmten Boden gedeihen könnten.

Die „Kulturträger" von heute haben sich also jede Auslese unmöglich gemacht,indem sie jeden Vorfall,jeden Ahnherrn,jede Vorgeschichte,jeden Vorgang für fleichwichtig,gleichberechtigt und gleich unentbehrlich im Gang der Weltanschauungen und Kulturen gelten ließen. Wenn alles gleich unentbehrlich ist, so wie die Alten sagen,ist offenbar auch alles entbehrlich,was die Jungen behaupten. Das Doppelantlitz der Krise tritt hervor: Die Alten ernten nur,was sie gesät haben. Durch ihre Toleranz gegen allen Gehalt aller Zeiten und Köpfe haben sie die Jungengleichgültig gemacht gegen jeden Geist der eigenen Zeit. Weil sie glaubten, der „Fortschritt" komme ganz von selbst,haben sie nicht rechtzeitig das schädliche Gepäck ausgemustert.

Drei Generationen also mindestens sehen wir in die Kulturkatastrophe verwoben. Die erste hat Wertvolles und Wertloses geschaffen. Die zweite hat sich der Auswahl entschlagen und alles mitgeschleppt, die dritte will daher nichts mehr weiter schleppen.

In dem Erbe der ersten Generation aber steckt natürlich die Summe alles Vergangenen überhaupt. In dem Versagen der gegenwärtigen Jugend steigt das Abreißen der Verbindung in alle Zukunft als Gefahr empor. Das mittlere Geschlecht hat nach Art bloßer Nachkommen gehandelt. Für jeden Sohn wird seines Vaters unbedingte Wahrheit eine bedingte. Jedes Kind relativiert das Kulturgut,um seine eigene Ordnung wieder unbedingt errichten zu können. Die Vorkriegszeit blieb in dieser Beschäftigung von Nachgeborenen stekken. Sie verfiel dem Relativismus aller Epigonen. Epigonen stehen nie unbedingt zu irgend einer Wahrheit. Denn sie fühlen sich nicht als Stammväter und Ahnen einer Kette von kommenden Geschlechtern. Der Epigone fühlt sich in der Tat alsNietzsche's „letzter Mensch", als Erben aller Zeiten.

Es ist nicht einzusehen, wie durch Abschaffung der Kriege und Klassenkämpfe allein diese dritte Gefahr beseitigt werden könnte,daß errungene Einsichten und Fortschritte des Menschenvolks wieder verloren gehen und dadurch tiefe Glaubensspaltungen unter den Völkern entstehen,in denen sie sich verzehren. Sondern dieser Verlust wird in der Folge der Geschlechter immer dann eintreten müssen,wenn nicht alle Menschen in einer Front vormarschieren,sondern die einen zu weit und zu rasch vorstürmen

Als zweite Ursache ermittelten wir die Gleichgültigkeit der gerade die Front einnehmenden Generation gegen die Auslese des Erbgutes. Wenn der Fort-

schritt von selber mit dem Anschwellen der Jahreszahlen garantiert ist, wenn „man" im Jahre Zweitausend sowieso klüger und weiter ist als 1900, dann trifft die marschierende Front keine Verantwortung für den Kronschatz, den sie in Händen trägt, sondern die Landstraße der Zeit selber sorgt für den Fortschritt. Und damit wird jedes Staubkörnchen auf dieser Landstraße gleich kostbar und gleich überlieferungswürdig.

Rückständigkeit

Es gibt noch eine dritte Ursache des Verfalls: Es können auch Teile der Menschheit „rückständig" werden. Der Hinterwäldler kann nicht mitgehen wollen, obwohl die neue Bahn gebrochen ist. Vom Bauern hört man oft, er sei rückständig. In der Tat trägt er ja z.B. auf seinem Dorfe die Trachten, die in der Stadt vor zweihundert Jahren Mode waren. Die ländlichen Trachten sind nichts als die bürgerlichen Trachten unserer Ururgroßeltern. Die Dialekte der Alpentäler halten den Lautstand der Sprache, wie er vor fünfhundert Jahren war, fest.

In jedem Volke lebt gar nicht jeweils eine geistige Generation gleichzeitig, sondern viele. Der Bauer von Uri lebt geistig noch die Sprache, die er spricht, der Mönch lebt noch die Regel, die er befolgt. Der Philosophieprofessor lebt noch die veraltete Philosophie des deutschen Idealismus von 1810, die er verkündet, der hohe Adel lebt noch das ancien régime vor 1789. Vor allem bilden Land und Stadt da

einen natürlichen Gegensatz. Die Großstadt, heißt es, ist „am weitesten voran"; auf dem Lande ist man noch weiter „hinter der Kultur zurück"; beide tragen alle Vor- und Nachteile ihrer Vorschnelligkeit oder Rückständigkeit. Das Land ist am längsten und zähesten geneigt, den Vorvätern den Kredit zu geben, durch den die Ahnen weiter wirken können. Es vertraut sich ihrer Autorität an und wandelt in ihren Fußstapfen. Die Stadt hingegen wird am eifrigsten und ehesten hingerissen von den Möglichkeiten einer fernen Zukunft. Hier greift die Mode nach dem jeweils Neuesten; auch wenn der ganze Kunstbau des Bestehenden ins Wanken kommt, rennt man dem dernier cri, dem letzten Schrei der Straße nach. Dies Balanzieren auf dem modernsten Schlager und Schlagwort birgt natürlich dauernd die Gefahr des Stürzens und Zusammenbrechens. Die Stadt spekuliert so sehr auf das Neueste und Allerneueste, daß sie umstürzend wirkt. So gliedert sich also der Lebensstrom des Volkes: In den Städten pulsiert Erwartung, Neugier und Hoffnung, auf dem Lande kreist bedächtig der Glaube an die Tradition. Der Städter verachtet den groben Bauern. Ein deutscher Unteroffizier an der makedonischen Front begriff die Verachtung seiner Leute für die doch verbündeten Bulgaren nicht. Denn ihm galt dieses Bauernvolk von Herz und offenen Sinnen höher kultiviert als ein verdorbener Großstädter. Auf seine Fragen an die Korporalschaft wurde die Geringschätzung allgemein so begründet: „Nun, sie haben doch keine Kultur". Nun fragte er, was denn damit gemeint sei. Das

konnte ihm aber keiner deutlich sagen. Als einziges Beweisstück ergab sich am Ende: „Sie trinken ja nicht mal Bier". Aber der geistige Hochmut war höchst reale Tatsache!

Und diese Tatsachen bestehen in jedem Volk und zerklüften es. Zwischen den äußersten Gegensätzen des Hinterwäldlers und des Lebemanns behaupten sich zahllose Übergänge und Zwischenstufen in den einzelnen Ständen oder Familien. Auch die Kriegserlebnisse einer oder mehrerer Jahrgänge in einem Volk schaffen solch eine Abspaltung eines besonderen Vorstellungsgruppe. 1918 konnte man alte Offiziere von 1870 mit dem schwarz-weißen Band gerührt einherspazieren sehen: Sie waren damals „dabei gewesen". Nun ging es wieder gegen den Erbfeind. Und diese unscheinbaren pensionierten Majors stellten nicht etwa alte Ladenhüter in Sachen der Anschauung vom Kriege vor. Das ganze deutsche Volk lief vielmehr genau in ihren Gehirnbahnen gehorsam mit der „Wacht am Rhein" in den Krieg gen Westen hinein. Paris, Paris war das Ziel wie 1870 oder 1813. Deshalb mußte der Krieg blitzschnell wie weiland 1870 mit einigen wuchtigen Schlägen durchgeführt werden. Sedan und Cannae waren die großen Vorbilder. Statt zu Sedan kam man zum Schützengrabenkrieg. Statt im Westen gab es eine Kriegführung im alten Sinne einzig und allein im Osten gegen Rußland. Der Krieg wurde tatsächlich mit dem Rücken nach Westen, dem Gesicht nach Osten geführt. Im Osten ist daher auch im Herbst

1918 die Entscheidung gefallen. Aber geistig haben wir hartnäckig fast während des ganzen Krieges das Gesicht nach Westen gedreht behalten, uns an Verdun den Kopf eingerannt, Belgien nicht freigegeben usw. Der ganze Kriegsplan, der 1914 ausgeführt worden ist, stammte aus dem Jahre 1 8 8 7 , das heißt aus einer Zeit, wo Frankreich noch unser Hauptgegner wie 1870, England aber bestimmt neutral gewesen wäre!

Mit einem geistigen Gepäck Jahrgang 1870 ist Deutschland in den Weltkrieg gezogen. Es hatte seine Vorstellungen vom Kriege sowenig grundsätzlich revidiert, wie jene gerührten Veteranen von Sedan. Keine noch so lebhaften Kriegsschriftsteller hatten daran vor 1914 etwas ändern können, wie etwa das bekannte Seesternbuch. Im Frieden schlafen also die Gedanken der Völker über den Krieg. Sie wachsen nicht weiter, sondern liegen als konservierte Früchte vom letzten Kriege da. Ein längst verstorbener Jahrgang lebt also einfach unkontrolliert weiter und verlangt Respekt und Glauben für seine alten Erfahrungen und Vorstellungen vom Krieg. Und damit dies nicht etwa als deutsche Einfalt erscheine: Genau so sind die anderen Staaten Europas mit überalterten Kriegsbildern in den Krieg gezogen. Die Franzosen spielen ja heute noch die Tragikomödie weiter, als werde die europäische Katastrophe des Weltkriegs nur dazu aufgeführt, um ihnen für das unsagbare Leid des Krieges von 1870/71 Zug um Zug Genugtuung zu geben.

Und sie haben mit diesem Schmerzensgeschrei tatsächlich alle Welt so eingeschüchtert, daß wir wegen 1871 fast mehr noch als wegen 1914 für schuldig dastehen. Aber wenn wir die geistige Inzucht der französischen Nation für anormal erklären wollten, so treffen wir in England dasselbe Schauspiel: Der Krieg war die neue Auflage des Widerstandes gegen den Korsen. Unser Kaiser wurde der neue Napoleon. Daher die Engländer von vornherein mit einem langen Kriege instinktiv gerechnet haben. Daher die Flandernschlachten dauernd mit Waterloo verglichen wurden. Die Schlacht am Skagerak hieß der „größte Seesieg nach Trafalgar". Und der Hohenzoller muß als Usurpator enttront und nach St. Helena verbracht werden.

Diese Beispiele ließen sich für alle beteiligten Nationen bis ins Einzelne fortsetzen. Entscheidend ist für die Frage der Geisterspaltungen, daß also ein Volk auch dadurch, daß ihm der vorige Krieg im Blute bleibt, stets geistig aus vielen Jahrgängen besteht. Es dürften also an die zwanzig bis dreißig Generationen in einem Volke gleichzeitig vertreten sein.

Die Kulturaufgabe ist die, sie den Kontakt untereinander nicht verlieren zu lassen. Gerade der Frieden aber, so zeigte sichs, läßt die geistigen Energien, die solche Spaltungen und Trennungen überspringen könnten, einrosten. Die Verschiedenheit der Geister würde nicht schaden, wenn dafür gesorgt wäre, daß irgendwann jeder Gedanke auf jede Schicht wirke.

Wenn nur das Ganze als eine einheitliche ungeheure Heeressäule im Marsch bleibt, darf sie aus allen möglichen Geistesgattungen bestehen. Aber gerade der Frieden ist ja kein gemeinsamer Marsch, sondern ein Nebeneinander-Lagern aller dieser Schichten eines Volkes und aller Jahrgänge der ganzen Menschheit. Der Friede ist daher der Zerstörer der Glaubenseinheit; die Abschaffung des Krieges und des Klassenhasses macht die Gefahr der tötlichen geistigen Verachtung und Feindschaft dringend. Protestanten und Katholiken würden im Frieden ewig zerspalten bleiben. Geistig kommt man im Frieden nicht über Weltanschauungsgegensätze weg. Aber man muß darüber hinwegkommen. Die einheitliche Überlieferung muß alle durchdringen. In dem Augenblick, da die Menschheit ein Ziel erreicht hat und sie zur Ruhe überzugehen neigt, hört die Schwungkraft, die sie zur Einheit gestaltet hatte, zu wirken auf. Und jeder ihrer unverschmolzenen Teile fällt seiner eigenen Schwerkraft anheim. Ein gutes Beispiel gibt die Rückbildung der Entente seit 1918. Die Trägheit ist ein Naturgesetz, das Naturgesetz der Völker, an dem geflissentlich und gern in der Politik und Weltanschauung vorbeigesehen wird, so als brauchte sie eigentlich nicht da zu sein. Als werde eine Zeit kommen, wo sie plötzlich verschwunden sei. Aber alsdann wird es überhaupt nichts Lebendiges mehr geben! Die Trägheit beweist ja nur, daß der Geist nicht allein auf der Welt ist. Er kann zwar Ziele aufrichten, Richtungen hervorrufen; er

kann dadurch Leidenschaften entfachen, Bewegungen in die Massen bringen, Zusammenschlüsse herbeiführen. Aber zum Entfachen muß Brennstoff dasein, zum Richten Leben, zur Bewegung Stoff und Widerstand. Die Leidenschaft des Geistes, sein Verbrechen ist, die Materie im Grunde für minderwertig oder abschaffbar zu halten, als liefen die Menschen am besten nur als Köpfe durch die Welt. In tausend Verkleidungen sucht sich das Denken immer wieder eine Welt vorzustellen, in der für die Durchdringung der menschlichen Gefäße mit den Kräften der Verbindung, mit Einheit, von selbst gesorgt sein wird. Dies ist sein großer Selbstbetrug. Die Schönheit des Zusammenwirkens aller Kräfte besteht nicht darin, daß der Geist für sich absolut wird, sondern daß es täglich gelingt, Fleisch und Blut der Menschen durch Gedanken zu beleben, und zu begeisten.

Eben hierfür muß aber ausdrücklich gesorgt werden. Von selbst stellt sich dieser Zusammenhang nicht her. Die Gegenwart zeigt uns ja, wohin „der ruchlose Optimismus" der Vorkriegszeit führen muß. Er hat übersehen, daß jede Generation - und am meisten die von 1890-1914 lebende - sich für den „einzig wahren", d.h. für den einzigen im Besitz der Wahrheit befindlichen Jahresring am Baum der Menschheit zu erklären pflegt; z.B. hielt jenes Geschlecht den Grundsatz: „Weltanschauung ist Privateigentum" für eine unumstößliche Wahrheit und zugleich für den höchsten und letzten Kulturfortschritt. Es behauptete also, daß

alle Generationen der Vorzeit eine unumstößliche Wahrheit von größter Wichtigkeit nicht gekannt hätten oder mindestens nicht gewagt hätten,als Wahrheit anzuerkennen. Und so geht es jedem Jahrgang. Jeder Jahrgang hat die Vermessenheit,die Wahrheit am eigenen Maß zu messen. Damit droht er in jedem Augenblick die Einheit des Menschenvolks zu zerstören,weil dieses niemals nur aus ein oder zwei Generationen bestehen kann,sondern die Typen,die Jahrtausende ausgebildet haben, gleichzeitig in sich enthalten und am Leben erhalten muß. Wie kommt es zu diesem Übergriff? Wo ist die Fehlerquelle,die aus der Geisteskraft des Menschen eine Lebensgefahr für das Dasein seines Geschlechts werden läßt? Jede Kraft bringt Unheil,wenn sie sich Selbstzweck wird. Und so die Geisteskraft. Denn die Waffe,mit der hier jede Zeit gegen die Irrtümer der Vergangenheit zu Felde zieht,die Gedanken,haben eine besondere Eigenschaft. Sie fragen nicht nach Nähe und Ferne,nach Tausenden von Jahren Unterschied. Die Gedanken fordern jede Zeit vor ihren eigenen Richterstuhl und messen sie an der eigenen Vernunft. Sie kämpfen mit längst verstorbenen Meistern,Buddho Jesus, Mohammed, Laotse,als seien sie heut noch anwesend. Das Ringen des Geistes,die Auseinandersetzung im Reiche unserer Vernunft geschieht über alle Zeit hinweg. Der Klassenkampf ist Nahkampf hier an diesem Ort und in diesem Betriebe bei dieser bestimmten Konjunktur. Der Krieg ist Grenzkampf. Gleichzeitige,aber räumlich ab-

gesonderte Einheiten,Länder,prallen in ihm aufeinander und kämpfen um Gebiete. Das Geistesringen,in das sich die Menschheit immer neu hineinbegibt,ist Fernkampf durch die Zeit. Der Geist soll sich immer neu mit den Lehren aller Zeiten messen, soll Unfruchtbares ausjäten, Notwendiges ergänzen. Die Geister aller Zeiten grüßen sich.

Aber in der Praxis will sich - genau wie Staaten und Klassen das in ihren Kämpfen tun - jede Zeit die andern Zeiten alle unterwerfen. Es gibt einen Imperialismus der Generationen, eine Herrschsucht der Lebenden,der verheerender wirkt als Blutürteile und Fliegerbomben. Und die Versuchung der Herrschaft ist für den Geist einer Zeit noch viel berauschender als für eine politische oder wirtschaftliche Machtgruppe.Vermessen wir uns doch, mit unsern gedanken jeder einzelne das ganze Weltall und sein Geheimnis auszudenken. Wenn einmal der Vierstundentag käme,so hätte der Mensch acht Stunden Zeit, um seine Gedanken durch die Welt spazieren laufen zu lassen. Welch ein Unterschied! Während ich mit meiner Muskulatur am Schreibtisch mühselig eine Seite schreiben kann,vermag ich in der gleichen Zeit das Leben eines Jahrtausends nachzudenken. Der Arbeiter,der in drei Minuten eine Feile dreht,vermag in der gleichen Zeit über das Walten des Herrgotts abzuurteilen.

Diese Kraft des Geistes verlockt nun ungeheuer ins Weite.Wir denken alle über Dinge und

Menschen,die wir nicht kennen noch verstehen,in unserer Weise. Und in diesen Hirngespinsten pflegt unser Selbstgefühl meistens sich seinen Platz zu sichern. Wir träumen eine Welt, in der wir es sind,welche die Wahrheit kennen. Dabei steht uns zwar im Hintergrunde deutlich fest,daß unser Geist und unsere Gedanken genau so vergängliche Kreaturen sind wie unser Körper. Was wir uns vorstellen oder für Wahrheiten halten, ist dem Gang der Welt gegenüber an sich unbedeutend.So wie die ganze Erde ja von einem Kometen weggewischt werden kann,so kann die Welt meiner Einsicht entgegen beschaffen sein und über diese Einsicht hinwegschreiten. Der Mensch aber oder gar ein ganzes Geschlecht denkt ungern gegen sein eigenes Gefühl und Wünschen. Lieber träumt es,daß für seinen Jahrgang eine Extratafel gedeckt sei. Es will nicht gern sterben oder vernichtet werden. Und so hilft es sich, indem es seine Gedanken für unsterblich hält.

Aber ob unsere Gedanken wahr sind,das lehrt einzig und allein ihre Bewährung in der Erfahrung des Menschen,der diese unsere Gedanken in Taten umlebt. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr". Und der Mensch weiß nur,was er verwirklicht. Die Menschheit weiß nur das,was sie in Taten umgesetzt,was sie realisiert hat. Die Wahrheiten,die sich bewährt haben, sind die einzigen,die verdienen,überliefert zu werden. Aber gerade dieser Bewährungspflicht - so sahen wir - hat sich ein Geschlecht,das Weltanschauung zur Privatsache erklärt, entzogen. Denn Bewährung

ist nie Privatsache, sondern geradezu der Anteil,den eine Person am öffentlichen Leben nimmt. Wenn wir unsere eigenen gedanken zu verwirklichen trachten,so verkörpern wir gleichsam zwei Generationen in einer Person: Den Lehrer des Gedankens und den Täter und Verwirklicher. Die Regel wird sein,daß ein Geschlecht ausführt und vollstreckt,was es das vorangehende gelehrt hat. Die Wahrheit von neuen Gedanken ermißt sich also nie während einer einzigen Generation,sondern immer erst an der fruchtbaren Vermittlung zwischen der denkenden und der ausführenden Altersstufe. Aber die Träume und Wünsche und Weltanschauungen und Philosophien der lebenden Generation sträuben sich gegen diese Geduldsprobe; sie wollen nicht abwarten, ob sie sich in der Wirklichkeit bewähren. Ja es ist ihnen sogar gleichgültig, ob sie zu solch einer Bewährung auch nur die geringste Handhabe bieten. Lehrbares, mehrstufiges,fruchtbares Denken sinkt im Kurs. Verwegenes,bizarres, unerhörtes Denken wird allein geschätzt. Ein Brillantfeuerwerk des Geistes wird in die Luft verpufft. Und immer wo das geschieht, siegt Lüge über Wahrheit. Geist,der sich der Bewährung überhebt,überhebt sich der Entlarvung seiner Hohlheit und Verlogenheit.

Dagegen also ist eine Vorsorge der Menschheit von nöten. Wir sehen,daß ohne sie alle Kultur eines Tages dem ersten besten Götzenwahn und der Barbarei anheimgefallen ist im Lauf der Geschichte.

Will die Menschheit nicht fruchtlos bei Meeresebbe Sandburgen errichten,die bei Flut wieder weggespült werden, so braucht es eines Kernstückes der Menschheit, in dem die bewährten Wahrheiten des Geschlechts aufbewahrt bleiben. Dieses Kernstück hat dann die doppelte Pflicht: die Weisheit der Jahrtausende festzuhalten und sie immer neu an alle neugeborenen Menschen heranzutragen.

Das ist eine Pflicht, die Entsagung auferlegt. Wer sich der Weitergabe der Überlieferung weiht,verzichtet auf eigenwillige Ideen. Trotzdem wird diese Entsagung täglich geübt. Im kleinsten Kreise gibt die Mutter jahraus jahrein das Beispiel solcher Entsagung. Sie trägt das Kind. Das Kind ist ihre Frucht. Ihm unterwirft sich die Mutter. Sie ist nur der Boden,auf dem der Same des Kindes reift. Sie nährt es. Das Kind verzehrt die Jugendblüte und die Schönheit der Mutter. Die Mutter bleibt stehen,damit ihr Sproß wachsen kann. Sie tut nichts anderes,als stehen zu bleiben,bis das Kind ausgewachsen ist. Mit der Geburt ist ja der Mensch nicht ausgetragen. Es ist die große Täuschung der Menschen, als seien sie mit der Geburt geboren. Es dauert zwanzig,dreißig Jahre,bis alles ans Licht gebracht ist,was der Mensch von seiner Mutter mitbekommt. Kein Mensch könnte leben,der nicht durch die ersten Jahrzehnte von den Eltern zu Ende entwickelt würde. Das einfachste Gebot der Sauberkeit, die Kunst des Essens und Trinkens, die Regeln des Wachens und Schlafens müssen dem Menschen-

kinde anerzogen und angebildet werden. Jedes Kind wird so in die Menschheitsgeschichte künstlich hineingefädelt, jedes empfängt mit der ersten Windel seinen Anteil an uralten Regeln und Lebensgesetzen des Menschengeschlechts. Jeder Mensch durchläuft die Schule der Gleise, auf denen seine Vorfahren gewandelt sind, wenn anders er überhaupt zu Jahren kommen soll. Er geht elend zu Grunde, wenn er in diesen Nachziehungsvorgang nicht hineingezogen wird.

Wir sehen, daß, wo die Mutter diese Entsagung übt und auf ihr eigenes Vorschreiten verzichtet, zwischen ihr und ihren Kindern die Hülle des Vertrauens unzerstoßen bleibt. Die Mutter ist der einzige Erwachsene, zu dem selbst der Jüngling, der alle anderen älteren schroff von sich stößt, Vertrauen und Offenheit behalten kann. Die Mutter ist die Beichtigerin des Kindes dort, wo sie das Kind ernsthaft wartet. „Ein Kind warten" bedeutet immer zugleich ein „auf ihn warten", „ihn herankommen lassen", wie die Sprache ja auch sagt: warten, „bis er soweit ist".

Mütter, die selber tätig und wirksam sind außerhalb des Hauses, die sich zu ihrer Mutterschaft nur leiblich bekennen, die sich selber noch entwickeln oder ausleben wollen, gibt es genug. Dann werden Schulen und Lehrer nötig, die dem Elternhaus ergänzend zur Seite treten. Ein vollentfaltetes Elternhaus z.B. gibt dem Kinde in Geschwistern genug Gespielen, die ihm alle die Geheimnisse der Altersstufen und Jahrgangsunterschiede spielend lehren. Ge =

schwister bilden eine Leiter vom ersten Lebensjahr bis zur Erwachsenheit, auf der die Sprossen ohne zu großen Abstand auf einander folgen. Dadurch erschließt sich dem geschwisterlichen Menschen das Leben leicht. Wo eine Mutter sich vor Kindern fürchtet oder wo das Haus (unsachlich) so schlecht gegründet ist, daß es einem reichen Kindersegen nicht gewachsen ist, fehlt diese Überleitung der Generationen über viele Geschwister. Das Zweikindersystem ist deshalb die erste „unmütterliche" Handlung gegen ein junges Menschenkind; denn es muß nun einsam und in dem schroffen Abstand eines vollen Menschenalters zu seinen Eltern heranwachsen. Da treten die Gespielen und Schulgenossen ein, die aber alle den Fehler haben, gleich alt zu sein, wie das Kind.

Schließlich ergänzt die Schule durch ihren Unterricht, der Meister durch seine Lehre die Lücken der elterlichen Mitgift.

Und die hohen Schulen eines Volkes fädeln die junge Generation ein in das Geistesleben des ganzen Volkes, geben ihm dadurch die größte Heimat seines Vaterlandes.

Aber Familien zerstreuen sich und sterben aus. Mag die Mutter noch so sorgfältig die Sitte hüten oder überliefern können, sie stirbt ja oft schon bei der Geburt des Kindes. Schulen überleben sich ebenso, gehen zu Grunde. Das Geschlecht der Menschen will nicht von blinden Zufälligkeiten des Schicksals abhängen. Der Bautrieb der Völker sucht

daher Zäune und Mauern für ihre beste Überlieferung und hat sie von jeher gesucht. In feierlichen Festen wird z.B. dem Volk seine eigene Vergangenheit jahraus jahrein mit der Pünktlichkeit des Kalenders sein eigenes Schicksal vorgeführt. Die Tage,die im Kalender rot angestrichen,sollen das träge Blut in etwas schnellere Wallung versetzen. An einem Tage sollen da ganze Jahrhunderte von dem heranwachsenden Geschlecht nacherlebt werden. So begehen die Franzosen jahraus jahrein den Bastillensturm von 1789 am 14. Juli mit Truppenschau und Prämienverteilung in den Schulen. Die Engländer lassen jeden 5.November die Parlamentswache erneut aufmarschieren und die Gewölbe des Parlamentsgebäudes untersuchen; denn weiland 1605 am 5ØNovember wurde im Keller des Parlaments die Pulververschwörung entdeckt und so das Bollwerk der Volksfreiheit gerettet. Der Geburtstag des Landesherrn,der 1&Mai, der Sedantag sind ähnliche Sammlungstage bestimmter Erinnerungen und Hoffnungen im Volk.

Noch andere Formen bieten sich dar: die Standbilder der beiden Provinzen Elsaß und Lothringen blieben seit vierzig Jahren in Paris auf öffentlichem Platz umflort. So erfuhr jedes Kind,daß hier ein Grund zur Trauer unbehoben auf seine,des Kindes,tätige Hilfe zur Rache warte. In allen Kolonien des großen britischen Reichs gilt das erste Glas bei jedem Festmahl dem Könige. Auch wer den König nie gesehen,bekommt so einen mächtigen Eindruck von der Wichtigkeit der Krone für den Zusammenhang des Reichs.

Dem Priester,der zum ersten Male die heilige Messe liest,begleitet ein kleines Kind als Braut. An ihm soll ihm der Bund sinnfällig werden,den er an diesem Tage mit der Kirche eingeht.

Aber „Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstere Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganze Geschlechter aus".

Das Geheimnis des Lebens schreitet über einzelne Völker und ihre Gedenktage hinweg. Die Pflanzung,der Garten,den wir menschliche Kultur nennen,ist durch keine Bräuche und Festtage allein gesichert. Immer kann nur der lebendige Mensch das lebende Geschlecht behüten. Der Kern der Menschheit,der erfordert wird gegen den Abfall des Geistes durch Selbstüberhebung,gegen Trägheit und Blindheit,gegen verworrenes Streben in die Irre,gegen das Auseinanderfallen der Menschheit,kann nur aus Menschen gebildet werden.

Das ist z.B. die Lockung der Lehre vom Edelmenschentum der arischen Rasse,die heute unter dem Zeichen des Hakenkreuzes sich gegen die Niederrassen, die Abfallvölker,scharen möchte.

Die Arier gelten da als die Adelsrasse vom besten Blut,die seit 36.000 Jahren - die Zahlen schwanken allerdings - sich inmitten des Gestrüpps und Unterholzes von Minderwertigen durch besondere Fügung lichthell,blauäugig,blond erhalten habe. Sie

vereinigt alle Tugenden,die den Heroen von ihren Göttern Baldur,Odin und den Asen zugekommen sind. Tapferkeit und Wahrheitssinn,Kraft und Milde,Schönheit und Zucht leuchten von ihrer Stirn. Sie sind die geborenen Herrscher der Erde,die Herrenmenschen. Die andern müssen Gott danken,daß es Arier gibt. Weil sie sich todesmutig in Gefahren stürzen,vermindert sich freilich ihre Zahl. Auch schwächt sie jede Mischung mit fremdem Blut. Leider bewahrt nicht jeden Arier sein hoher Sinn vor solchem Verrat an seinem Götterblut. Überhaupt der Arier kennt sich selber nicht. Er ist der tumbe Siegfried,der einfältig das Größte leistet,ohne zu ermessen,wie groß es ist. Er erhält die Welt. Doch diese dankt ihm nicht.

Bei dieser Lehre,die heute fanatisch Anklang findet,kreuzen sich zwei ganz verschiedene Dinge. Eine bezieht sich auf die rechte Sorge für die leibliche Beschaffenheit der Menschen. Gerade Glieder, hoher Wuchs,edle Gestalt und Schönheit des Antlitzes sind ebenso zu schätzen wie Gesundheit und Kraft. Aber nicht die Zusammenfassung der körperlich Wohlgebildetsten Menschen einer Zeit soll das Ariertum darstellen,sondern einen durch Jahrtausende das beste Menschengut bewahrenden Kern der Menschheit. Nichts hat dieser Kern erst zu erwerben nötig. Er hat keine Schicksale noch Aufschlüsse im Laufe der Jahrtausende hinzuerworben. Automatisch ist jedem Arier sein Urgeheimnis angeboren. Die 36.000 Jahre seit Anbeginn sind also spurlos an ihm vorbeigegangen. Was

inzwischen mesquine Rassen gesonnen und erdacht, erfochten und gebaut haben, ist doch nichts im Vergleich zu jener Sonnenweisheit des Urvolkes, als es von den Göttern zur Erde niederstieg. Das Geschlecht der Sonnensöhne ist also des Ganges der Menschengeschlechter durch das Fegfeuer bitterer Erfahrungen überhoben.

Man sieht: Die Arierthese bietet nicht das Kernstück, das wir suchen; denn wir suchen einen großen Schaffner und Verwalter im Kronschatz kampfgewonnener, blutgeschmiedeter, sorgenentsprossener Saat- und Pflanzversuche der Menschheit. Wir suchen nach der Sicherung der Kultur. Die Arier bieten statt dessen als ein Stück Natur sich an, geschichtslos, fix und fertig in die Welt hineingestellt mit der Forderung, daß die Welt sich ihnen als der höheren Natur gehorsam unterwerfe. Das ist also Kernersatz, nicht Kern. Verdrängung der Kultur durch angeborene Eigenschaften ist nicht dasselbe wie der Schutz gegen alles Wuchern der ungeborenen Triebe und Leidenschaften, nach dem die Menschheit seit Jahrtausenden angstvoll Ausschau hält. Wir fanden ja gerade, daß geistige Entartungen die Generationen auseinanderspalten, die Völker trennen, die Menschen um die Früchte ihres Daseins prellen; dagegen kann nichts helfen, was um diese Tatsachen der Wirklichkeit sich einfach nicht kümmert und erklärt: Ein Teil der Menschheit ist so gesund, daß ihm das alles nichts anhaben konnte noch anhaben kann.

Aber die Herausschälung eines Kerns hat nur

Sinn,wenn er die immer wieder erwachsenden Glieder zur Ordnung ruft,wenn dieser Kern das ganze Völkerchaos zusammenhält und allmählich durchdringt mit seiner Überlieferung. Wir nehmen die Welt,so wie sie ist. Die Einteilung in schwarze und weiße Schafe ist gut für Schulkinder. Die Tatsachen sind einzig für uns interessant. Und da finden wir eine Kraft im Menschen, die - wie jede Kraft - dazu neigt,sich selber Zweck zu werden und dabei die Überlieferung zu zerstören. Der Arier sagt: Es gibt keine Überlieferung für die Menschheit. Die andern auf der Erde mit uns lebenden Slawen, Juden Romanen,Kulis,Neger leben nur scheinbar,essen,kämpfen,sterben nur scheinbar. Sie mögen Kriege führen,so sind es keine. Ihre Revolutionen verraten bloß ihren Sklavensinn oder ihre Abhängigkeit von Juden. Und Kultur haben sie überhaupt keine.

Damit ist also die Arierthese selber genau eine der geistigen Entartungen,um derentwillen die Überlieferung besser und besonders geschützt werden muß. Sie legt eine Gruppe von Menschen auf die Entdeckung einer einzelnen Generation fest: Sie ist gar keine Tatsache,sondern eine L e h r e .
Und damit widerspricht sie sich selbst. Auf der einen Seite erklärt sie das Bewußtsein jeder Rasse für angeboren und unveränderlich. Keiner könne aus seiner Haut. Ein Jude bleibt immer minderwertig,ein Arier immer edel. Beweise sind abgeschafft. Wer beweisen will,verrät die Schwäche und Verdorrung seiner

Bluts. Es gibt das Buch des Arierführers Kaiser: „Die Überzeugungskraft des Beweises". Sein Inhalt ist: Die Überzeugungskraft des Beweises ist nur für Tschandalaleute gut. Man denkt vielleicht: Das Vorbild und Beispiel trete an die Stelle der Beweise. Nichts davon: Jeder bleibt so, wie er ist; ein absichtlich ebenso „beweisloses" wie „beispielloses" Verfahren läßt die Menschen genau in der jämmerlichen zerspaltung, von der wir als der drohenden Kulturgefahr ausgegangen sind. Allerdings, man schreibt trotzdem ein Buch, das andere lesen sollen!

Auf der anderen Seite wendet sich die neue Lehre mit wahrer Inbrunst an das Bewußtsein der lebenden Generation, schafft dort ganz neue Spaltungen in Freund und Feind, stürzt alle bisherige Überlieferung über die Geschichte der Völker um; denn alle diese Überlieferung sei verfälscht.

Wer von uns hat nicht in schwachen Augenblicken mit dem Gedanken gespielt, wir seien über die Vergangenheit durch irgend eine Gaukelei und Fälschung betrogen? Aber wer dann diesen Zweifeln Raum gibt, der weiß, daß er an einer neuen Überlieferung mitarbeitet, die sich an den Tatsachen bewähren muß, um wahr zu sein. Gerade diese Bewährung schließt die Arierthese aus. Der Arier wird entdeckt. Damit ist alles getan. Und da der Arier aufs höchste geschmeichelt sein kann, so entdeckt sich jeder gern als solcher. Es ist das Ganze genau nach dem Muster einer der großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen

des 19. Jahrhunderts zurechtgemacht; wie Kohlenstoff und Radium wird der Arier von einem genialen Forscher, von Gobineau, entdeckt. Nur ohne den einzigen Beweis, den es im Völkerleben gibt: Bewährung durch die Fruchtbarkeit der Wahrheit für die Zukunft.

Die Arierhypothese ist der reinste und übersteigertste Ausdruck des Zeitalters der privaten Weltanschauungen, wo jeder das von ihm Gedachte nur deshalb, weil er es denkt, für wahr hält. Denn in ganz Europa hat ja nie ein Mensch sich vordem selbst als Arier gewußt oder gekannt.

Die ganze Lehre verdient als Ersatz für Überlieferung unsere ernste Beachtung. Wie bestritten muß die gegenwärtige Regelung der Überlieferung unter uns sein, wenn solch ein Similibrillant Zehntausende verführen kann! Wie geschwächt ist offenbar die Autorität der Kerne, die etwa noch vorhanden sind. Wie unentbehrlich muß zugleich das Dasein solches Kernstücks sein, wenn es mindestens in dieser Karikatur selbst von dem verfochten wird, der eigentlich in aller Überlieferung nur Schwächung und Verdunkelung der alten Arierherrlichkeit wittert!

Der edle Graf Gobineau hat sich in der Tathalb wissentlich aus der wirklichen Völkerwelt, wie er sie vor sich sah und kennen lernte, und abscheulich fand, in eine zweite höhere reinere Menschheit hinausversetzt. Den Völkern, die den Erdball überschwemmen, läßt er daher am Ende gelassen diesen Raum

für ihre niederen Leidenschaften. Den letzten Edelmenschen,den Ritter Amadis,Gobineaus eigenes besseres Selbst,tragen, am Ende seines letzten großen Werks zu diesen Rassefragen, Götterhände gen Himmel. Unten aber ruft ein Herold der heranbrausenden Tschandala menschheit,die den Arier haßt,ironisch zu:„Geht nur nach Hause! Amadis hat niemals existiert".

Das grandiose Werk Gobineaus erschaut eine Völkerwelt über der täglich von ihm vorgefundenen. In seiner Völkerwelt gibt es nur Edelleute,die für andere sich selbstvergessen opfern,gibt es nur mütterliche,entsagende Instinkte. Gobineau hat in einer Zeit, in der er einen Kern der Menschheit schmerzhaft vermißte,einen solchen Überlieferungskern verzweifelt sich erträumt! Er wußte,daß die Angehörigen dieses Kerns von den andern nicht und nie verstanden werden können; denn jener Kern ist ja dazu da, dmit „die andern" gefahrlos leben können. Gobineau sieht nicht die Bedürftigkeit des Menschen,sondern die Erhabenheit,zu der ihn die Begeisterung forttragen kann. Der Unbegeisterte begreift das nie. Deshalb verzichtet Gobineau darauf,ihm das deutlich zu machen. „An das Göttliche glauben jene nur,die es selber sind".

Wir aber sehen Begeisterung und Trägheit täglich in uns selber wechseln. Die Völker weisen bald heroische Leidenschaften,bald gähnende Gedankenleere auf. Wir dürfen uns nicht eine ätherische Völkerwelt vorstellen. Wir müssen mit der vorzufin-

denden vorlieb nehmen. Und so begeben wir uns erneut auf die Suche. Der Erfolg der Arierlehre steht offensichtlich im nächsten Zusammenhang mit dem Judenhaß. Im Juden sah man ein halb rätselhaftes,halb verworfenes Ungeheuer vor sich, das in kein Schema der Weltvölker passen wollte. Und so ist es in der Tat. Die Juden sind aus dem gewöhnlichen Schicksal der Völker herausgelöst. Sie haben weder Land noch Staat noch eigene Kultur. Aber sie haben all dies nicht, weil sie von vornherein so wie die Arier dergleichen nicht nötig gehabt hätten. Sie haben vielmehr ihr Schicksal als einzelnes Volk schon hinter sich. Alle Irrwege und Erfolge,alle Heldentaten und Fehler einer Nation stehen aufgezeichnet im alten Testament. Die Juden sind als Nation gestorben und leben trotzdem. Dadurch ist die Bibel ein so einzigartiges Buch. Jede Lebensstufe, die einer Nation bevorstehen kann, ist dort schon durchschritten. Da sind die Gesetzbücher,da ist die Urgeschichte,da sind die Psalmen Davids,da sind die Rufer zur Erneuerung,die Propheten. Die Völker alle haben sich dieser Völkerfibel bedient.517 Sprachen sollen bereits von Übersetzungen der Bibel heimgesucht sein. Es ist eine Heimsuchung im besonderen Sinne,wenn die Bibel bei einem Volke erscheint. Es lernt sich dort im Spiegel sehen. Es sieht,wohin es einst mit allen seinen nationalen Geschicken heimfallen wird. In jedem Volke sehen wir Krieg und Aufruhr, Staatengründung und Verfall,Verrat und Unterjochung und die Kraft von mächtigen

Propheten. Man hat Luther gern mit David verglichen und die Sprecher und Sänger der Deutschen vor hundert Jahren mit den Propheten des alten Bundes.

Aber nicht das Buch der Bücher, das wir Bibel nennen, macht die Juden merkwürdig. Sondern umgekehrt die Bibel ist uns nur deshalb merkwürdig, weil es heute noch Juden gibt. Wären die Juden nicht mehr da, so wäre die Bibel ein Buch wie andere auch. Dadurch daß sie ihre Geschichte, wie sie die Bibel enthält, überlebt haben, gewinnt die Tatsache ihres Schicksals einzig für uns praktische Bedeutung. Sie sind als herausgelöstes Volk täglich mitten unter uns zu sehen, an allem beteiligt, überall dabei, aber nie identisch mit dem Schicksal irgend einer einzelnen Nation. Irgendwo steht der Jude immer über den Rand des Nationalen über. Vergeblich glaubt man den Juden gern an irgend einer Stelle besonders häufig wahrzunehmen. Er ist Kommunist wie Marx wie Deutschkonservativ wie Stahl, verbauert in Palästina, gründet das Kaiserreich Indien wie Disraeli in England oder rettet die Ehre eines Volkes wie Gambetta in Frankreich. Sondern nur dies ist sein Wesen, daß die Nation leicht über sich selbst hinausgerissen wird durch ihn, weil er ein anderes Nationalschicksal, das jüdische, schon hinter sich hat in seinem ganzen Wesen. Deshalb ist es ganz richtig, daß die Judenfrage anderer Art ist als die aller anderen Völker ohne diese besonders ausgezeichnete und ausgeprägte Vergangenheit. Es handelt sich beim jüdischen Volke nach

seiner eigenen Auffassung und Lehre,der die Tatsachen ja nur entsprechen,um eben dies,wonach wir suchen: um eine Aussonderung eines Kerns aus aller Menschheit, der ein bestimmtes Schicksal der übrigen Welt vor Augen führen soll. Fluch und Segen mischen sich unlöslich in dieser „Auserwähltheit" Israels. Dauernd leidend in der Verbannung und auch für alle Nationen ein stummes Rätsel,an dem sie nicht vorbeigehen können,das sie verabscheuen,und das doch zum Fragen, zur Abwehr, zur Empörung und zur Einkehr bei sich selber reizt.

Was wird aber nun durch dieses Kernstück der Menschheit erreicht, als das die Juden sich erweisen? Solange Juden unter den andern Völkern wohnen,verhindern sie eben durch den Widerstand, den sie erregen,daß die andern Nationen ebenso erstarren,wie sie erstarrt sind! Die europäischen Nationen z.B. sind dermaßen ausnationalisiert und ausgeprägt,daß ihnen nichts mehr hinzuzufügen ist. Sie haben die Kraft Amerikas, aus vielen Völkern ein neues Volk zu bilden, eingebüßt. Jedes Volk Europas hat ja seine besondere,eifersüchtig gehütete Überlieferung. Hier sehen wir deutlich die Gewalt besonderer, abgetrennter kultureller Einrichtungen. Einseitige Schulung und Formung macht das Volk erstarren. Kultur als Laster ist dort vorhanden, wo ein Volk nur und ganz „Nation" geworden ist, wo jeder Mensch im ganzen Volke hilflos unter eine einzige Überlieferung gesperrt ist. Das Laster der in

sich fertigen,aus sich und ihren Trieben nicht mehr herausfindenden Kulturnation zeigt Frankreich heute. Altersbrand verzehrt dort selbst den jüngsten Nachwuchs, indem auch er nicht mehr aus dem geistigen Zentraldrill, Paris genannt, herausfindet. Wir suchten nach einem Kernstück,um durch Überlieferung die Völker vor Barbarei zu schützen. In Frankreich zeigt sich uns der Fluch der Überlieferung,die zu kurze Zeiträume,zu enge Landesgrenzen umspannt. Nirgends ist die Kultur kunstvoller gesichert als in Frankreich. Aber nirgends verbrennt sie wie zu starker Salpeter so unbarmherzig jede neue Generation wie in Frankreich. Es gibt keine Jugend in Frankreich,es gibt nur junge Leute in Paris,die verparisern. Und darum ist die Sehnsucht der Franzosen nach Elsaß und Lothringen und nach dem Rhein ganz echt; sie gleicht der Leidenschaft des geistig Verlebten für die Keuschheit jungfräulichen Sinnes. Sie erhoffen sich hier einen Schuß frischen Bluts,unverbrauchte Jugend, unschuldige Kindheit. Und in diesem Altersbrand ihrer überständigen Kultur paaren sie sich nun mit den Schwarzen, springen wie alles Überalterte ins unnatürliche Extrem. Der Deutsche, der boche, ist „eine niedere Tierart"; doch der Schwarze wird zum verhätschelten Hausgenossen der„grande nation". Man sieht, wie der Wahnsinn einer erlöschenden Lebenskraft doch Methode hat.

Mehr Länder wie Gallien, und die Erde grinste uns bald aus lauter Totenschädeln an. Die Völker,sie

so weit in sich kultiviert sind wie „das schöne Frankreich", werden ihren nächsten Nachbarn tötlich. Das ist nicht nur, wenn auch am stärksten, unser deutsches Los.

Aber die Juden stellen der einzelnen nationalen Überlieferung ein Bollwerk entgegen dadurch, daß sie für alle „Kulturnationen" eine gemeinsame Überlieferung ermöglicht haben. Eine Überlieferung, die weiter gespannt ist als die paar Jahrhunderte französischer oder spanischer oder polnischer Geschichte, gewährt dadurch dem Geist Terrain und Spielraum, sich mit allen Geistern zu begegnen; den Formen des Volkstums gibt sie Gelegenheit, mit allen Formen zu konkurrieren. Indessen: dies alles war einmal. Dieser Kern der Menschheit wirkt ja gerade nicht mehr automatisch. Sondern diese Rolle der Juden kommt seit der Assimilation ins Wanken. Die Judenemanzipation bedeutet ja den Verzicht der einzelnen Juden, losgelöst zu bleiben aus der übrigen Völkerwelt. Und im Zionismus nimmt das Volk gleichsam ausdrücklich Abschied von seiner Weltmission, will heimkehren nach Palästina und wieder Volk unter Völkern werden, wie die andern auch.

Der Zionismus wäre also nicht nur eine Lösung der Judenfrage, sondern auch eine Auflösung des bisher die Völker stets neu aufrüttelnden Judenhasses. Und damit wäre ein grandioses Hilfsmittel der Überlieferung dem Menschengeschlecht entzogen.

Fünfhundert Jahre nach der Errichtung des Judenstaates wäre für die übrige Welt die Leistung der Juden nur noch eine der vielen Sagen aus der Vorzeit; so wie die Schlachten von Salamis und Marathon. Das heißt, sie blieben wohl wichtig und begeisternd, aber doch ein für alle Mal erledigt und begraben. Niemand weiß, ob der Zionismus die Juden überwältigt, ob ein übernationalisiertes, durch sich schon einmal hindurchgegangenes Volk vor den Formen des europäischen Nationalstaates kapituliert. Wenn man bedenkt, daß die Judenbefreiung mit dem Erwachen des Nationalismus zusammenfällt, so wird man im Zionismus das Erbe von hundertfünfzig Europäerjahren spüren und ihm daher einigen Tiefgang zutrauen. Soviel jedenfalls, um festzustellen, daß seit hundert Jahren die geistige Rolle der Juden mehr und mehr eingeschränkt worden ist.

Aber die Juden waren ja nur ein Teilstück in der Überlieferung der Welt. Die Bibel ist ja nicht durch die Juden, sondern durch die Christen an die Völker herangekommen. Neben dem jüdischen Volk steht als Trägerin der Überlieferung die Kirche. Auch sie lehrt das zu Ende-Leben, das über sich Hinausdringen, diese ewige Tragödie des Menschengeistes und die Überwindung dieser Tragödie durch die Früchte, die aus dem Tod für anderes Leben reift. Sie nennt sich in richtiger Erkenntnis des Wesens aller Überlieferung die Mutter der christlichen Völker. Sie verzichtet daher selber genau wie Mütter müssen, auf jede Veränderung. Sie bleibt stehen wie ein Fels, bis jeder, der

selig werden kann,durch das Nadelöhr des Glaubens an den Zusammenhang alles irdischen Wirkens hindurchpassiert ist.

Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

Aber mag die Kirche noch so sehr diese Überlieferung bewahrt haben und haben: so geht es ihr wie dem jüdischen Volke. Die Katastrophe von heute ist da trotz Kirche und trotz Juden. Auch die Kirche ist in die Völker der Erde zerteilt worden. Die Nationen haben sie alle ihrer nationalen Uniform und Kultur einverleibt. Luther ist ein Bestandteil des deutschen Geistes geworden, die Hochkirche ein Stück Altengland, die Sekten ein Stück Amerika, und wie sich uns gezeigt hat,steht der Vatikan im Begriff, ein Stück italienischer Kultur darzustellen. In Frankreich ist sogar umgekehrt die Nation der Kirche ganz und gar Herr geworden und hat die Freiheitsheldin Jeanne d'Arc,die von der Kirche verbrannte Ketzerin, derselben Kirche als Heilige in zähem Ringen aufgezwungen.

Die Kirche ist zerstückt in das bunte Mosaik nationaler Gläubigkeiten.

Das letzte Weltbekenntnis,das hier vielleicht von einigen genannt werden möchte, der Sozialismus, kennt überhaupt die Schwierigkeit nicht,vor die das Menschengeschlecht durch die Überlieferung gestellt wird.Er meint ja, es genüge die Erkenntnis irgend einer „vorgeschrittenen" Zeit allgemein zu

verbreiten.Er sieht also das Hindernis noch nicht einmal, daß gerade die „fortgeschrittenen" Zeiten bieten. Denn der Arbeiter z.B. ist „fortgeschritten",wenn er dem Freidenkerbund oder den Monisten angehört oder Kommunist ist. Und er weiß sowenig wie die Amme im Spreewald,daß er mit dem Monismus oder Sozialismus die abgelegten Kleider des Bürgertums von vor=vorgestern trägt. Der Sozialismus als Weltanschauung ist ja einer der Auswüchse des Gleichzeitigkeitswahns,der Köpfe vor dem Kriege,als seien alle Menschen, die zufällig in einem Jahre lebten, dazu da, ein Jahrgang gerade dieses Jahres und seiner wissenschaftlichen Mode zu werden. Dieser Wahn verführt z.B. ernste Sozialisten zu der Idee,die Kirche könne „in den Dienst des Sozialismus" gestellt werden. Oder der Sozialismus müsse sich „die religiösen Kräfte zu nutze machen"; d.h. die Bollwerke der Überlieferung sollten umgekehrt zu Sturmböcken einer bloßen Überzeugung und eines Dogmas gemacht werden.

Daß dies aber heut möglich ist, zeigt erneut das Versagen aller Kernbildung im gegenwärtigen Augenblick. Diese Selbsttäuschung des Sozialisten über das,was Sozialismus ist,kann zwar die Weltanschauung eines Menschenalters niemals in Kitt für Jahrhunderte umwandeln. Aber sie zeigt,daß heut selbs eine Weltanschauung glauben kann,mit der Kirche es aufzunehmen,oder gar sich ihrer zu bemächtigen!

Kehren wir darum aus dem Reich der bloßen Gedanken und willkürlichen Weltanschauungen zu den nüchternen Tatsachen zurück, die für den Zusammenhalt der Geschlechter unentbehrlich sind.

Erfahrungen der Menschheit über die Gesetze des Lebens der Völker sollen Gemeingut aller werden können. Dazu müssen sich Menschen, z.B. Mütter, Lehrer usw., ihres Eigenlebens begeben und sich ganz der Mitteilung solcher Erfahrungen hingeben. Diese Mitteilung geschieht aber nicht durch Worte oder Reden, sondern durch Einsatz des vollen Lebens dieser Menschen. Sie werden über dieser Aufgabe v e r b r a u c h t . Sie sterben in den Sielen. Überlieferung besteht nicht darin, daß der Millionär Rockefeller Sonntags Kinderschule hält, sondern daß Hekatomben von Menschen Jahrhundert für Jahrhundert auf irgend etwas verzichten, was andere Menschen oder Völker für ihr Eigenleben sonst brauchen. Die Juden verzichteten auf ihren Staat, der Priester auf die Ehe. Ohne solchen Verzicht auf irgend etwas kann nichts gelestet werden. Jede Leistung muß offenbar etwas Reales kosten. Ein Pfarrer, der auch Reserveoffizier, auch akademisch gebildeter Theologe, auch Familienvater, auch Politiker sein will, unterscheidet sich in nichts von allen anderen Menschen und wird darum für die Überlieferung so untauglich wie jeder andere Mensch, selbst wenn er nicht gerade „Maschinengewehrpfarrer" wird. Einfach die Tatsache,

daß jemand sich ängstlich bemüht, so zu sein wie alle Menschen seiner Zeit, verhindert ihn zwangsläufig, eine Klammer zu bilden, die diese Zeit und andere Zeiten umklammert. Das Band kann nicht genau so aussehen wie das Bündel, das es bindet. Nimmt man ein Gras, um andere Gräser damit zu binden, so muß man es wagrecht um die snkrechten herumlegen. Irgend etwas also, hier die gerade, aufrechte Haltung des Grases, muß aufgeopfert werden. Sonst können zwar schöne Worte gemacht, aber nichts Wirkliches geleistet werden.

Aber dieses Opfer muß für eine wirkliche Notwendigkeit geleistet werden. Echte Erfahrungen sollen dadurch gerettet und überliefert werden. Opfer bloß um zu opfern, sind genau so wertlos wie Gedanken, bloß um zu denken, Luxus sind.

Die erste Forderung also, die sich herausstellt, ist Gehorsam gegen das, was geschehen ist, ist ein Sinn für Tatsachen, der die Konsequenzen aus diesen Tatsachen zu ziehen bereit ist. Wir können diesen Sinn als Wirklichkeitsgehorsam bezeichnen. Er ist merkwürdig selten. Denn die Menschen stecken, wo sie irgnd können, den Kopf in den Sand und treiben Vogelstrauß-Politik. Wir haben dafür gleich zwei jüngste große Beispiele, das eine während des Krieges, das andere während der Revolution. Von 1914 bis 1918 haben wir alle, soweit wir Monarchisten und Vaterlandsparteiler waren, Vogelstrauß gespielt hinsichtlich der inneren Gesundheit unse-

rer angeblichen Monarchie,die in einer vollständigen Lähmung aller politischen Handlungsfreiheit bestand. Wir waren in den Krieg hineingeschlittert und schlitterten weiter, bis die ganze Welt gegen uns zusammenstand.

Die zweite Vogelstrauß-Politik hat sich von der Annahme von Wilsons vierzehn Punkten bis zur Ruhrbesetzung abgewickelt. Es schien noch immer nicht der ganze Krieg und nicht für jeden Volksteil gleicherweise verloren. Erst die Arbeiter, dann die Industrie, zum Schluß die Landwirtschaft wollten sich aus dem Kriege herausretten. Alle drei wurden nacheinander als die Retter des Volkes verherrlicht. Erst die Volksbeauftragten,dann Stinnes und der Bauerndoktor Heim. Jede Gruppe lebte an dem,was schon längst passiert war, geflissentlich vorbei. Republikanismus,Hochkapitalismus und Föderalismus waren drei Dinge, die sich erst noch aus der Zeit vor dem Zusammenbruch ausleben wollten.Alte Leidenschaften der Demokraten, der Industriellen, der deutschen Stämme feierten noch einmal ihre Orgien.

Die Ruhrbesetzung sagt noch einmal dasselbe, was der Waffenstillstand schon einmal gesagt hat,was der Friede von Versailles zum zweiten Male aussprach. Sie sagt es diesmal unüberhörbar, daß Deutschland aus der Zahl der Staaten der Kulturwelt ausgestrichen ist,daß gegen es Maßregeln ergriffen werden dürfen, die bei jedem anderen Lande zu einem Aufschrei der Empörung führen würden, ob es nun Litauen

oder die Türkei wären. Wir sind Objekt der anderen Staaten alle. Und nur dazwischen bleibt uns die Wahl: Spielball einiger weniger, oder der Gegenstand der vereinten Sorge Aller zu werden.

Es geht uns umgekehrt wie dem Frankreich, dem Gambetta zurief: „Immer daran denken"! Dafür ist gesorgt, daß wir daran denken. Wir brauchen nur unser Geld zu zählen, unsere Kinder anzusehen und unsere Kleider, so wissen wir Bescheid. Alles, was bei uns geschieht, hat irgendwie Bezug auf das Ereignis des 9. November. Wir schweben in der entgegengesetzten Gefahr. Eine fürchterliche Lähmung will uns beschleichen, weil wir immer daran denken müssen, weil wir von der fixen Idee, der festen Vorstellung, wohin wir in unserer Arbeit oder in unserem Lande blicken, verfolgt werden. Gambettas Parole wäre eine Kinderei für uns. Die Genesung müßte gerade darin bestehen, daß wir nicht unaufhörlich daran denken müßten.

Für die eine Seite der Sache ist also vorgesorgt. Vergessen können wir das Ereignis nicht. Aber dies ist nur die eine Seite der Überlieferung. Die Ereignisse, die uns treffen, dürfen uns nicht nur betroffen machen. Sondern das zweite ist ja dann die Konsequenz daraus, das Opfer. Ohne einen Preis zu zahlen für die Erfahrung, können wir zu keinem Handeln kommen. Man darf nicht nur in Gedanken immer wieder bei der Tatsache ankehren und verweilen.

Man muß umkehren und einen neuen Weg einschlagen. Die Umkehr zu einem veränderten Wirken ist das zweite Stück, das neben den nüchternen Wirklichkeitsgehorsam treten muß. Nur dadurch entgehen wir der Lähmung aller Kräfte.

Wir können diese Kräfte nicht in der Richtung auf Monarchie oder Republik, auf Stammesrechte oder Zentralstaat, auf Sozialismus oder Kapitalismus einsetzen. Alles das war vor dem 9. November oder auch - scheinbar - vor der Ruhrbesetzung ein Problem. Das, was unsere Gedanken revolutioniert, sind neue T a t s a c h e n; nicht unsere alten Überzeugungen, sondern unsere neuen Leiden sind also die Unterlage einer neuen Überlieferung für uns. Wir müssen in Gedanken bei diesem Ereignis Halt machen und stehen bleiben. Unser Denken muß verpflichtet werden auf das zu Ende Denken all der Konsequenzen aus diesem einzigartigen Weltgericht, in dem die Welt uns zum Tode verurteilt hat, und das wir trotzdem überleben. Aber nur unsere Gedanken dürfen an dieser Tatsache hängen bleiben. Unser Handeln darf sich nicht auf die Beseitigung dieser Tatsache stürzen wollen. Es bedarf dies nicht, weil es nicht kann. Wer glaubt denn, daß wir uns bei Japan und Brasilien je Revanche holen können? Wer glaubt, daß die Leiden unserer Kinder je der Welt von uns selber heimgezahlt werden? Irgend eine Teilrache mag denkbar sein an Polen oder Franzosen oder Tschechen. Was wäre diese Teilrache denn wert? Es wäre ein Pflaster auf einer

einzigen Narbe,wo der ganze Körper von der Welt mit Aussatz geschlagen worden ist. Jede Teilgenugtuung läßt 99/100 der Tatsache unverändert stehen. Das eine Hundertstel,das wir vielleicht beseitigen können, ist gleichgültig. Wir müssen also auf dem unveränderlichen und zunächst trostlosen Grunde unserer Verbannung aus der Welt das weiter tun,was uns geblieben ist, unsere Arbeit. Und während wir weiterleben als ein Volk der Arbeit, den andern Völkern die Lehre des 9. November durch die Tat und auch das Wort vor Augen stellen,das Schicksal eines Volkes,das die Welt geschlagen hat und dennoch weiterlebt,eines Volkes,das die anderen zu lehren hat, was ihrer wartet, und das durch diese Aufgabe zum ersten Male nicht als isolierter Kulturstaat,sondern als Glied in der Kette der gesamten Völkergeschlechter handelnd auftritt. Wir zahlen dafür einen teuren Preis: die Macht und Ehre eines eigenen Reichs, das angesehen mitherrschte unter den Reichen. Aber vergeßt es nicht: Wir haben diesen Preis bezahlt. Wir haben nur das Gut zu wählen,das der Preis uns bringt oder aber die Wahl der Qual, die Qual des Tantalus, der seine Hand nach Früchten ausstreckt,die ihm ein für allemal verweigert werden,erscheint manchem leichter als die Kraft aufzubringen,das Todesurteil über alles bisher von uns geliebte Leben „über unsere Eigenart" zu unterschreiben. Und wer wollte nicht gern in jede Ritze spähen, ob eine Hoffnung zum Entschlüpfen unentdeckt geblieben sei?

Aber vergeßt es nicht: Das Todesurteil

ist bereits unterschrieben. Wir haben nur das Schicksal zu ergreifen,das über unser Gemeinwesen verhängt ist. Unser Schicksal steht fest, unser freier Entschluß kann aus dem Schicksal unseres Gemeinwesens das Schicksal der Menschheit neu bestimmen.

Das Schicksal kommt als Verhängnis,als unerträgliche Schmach und Ende unserer nationalen Überlieferung. Denn weshalb empfinden wir Deutsche denn so stark das Ende aller Dinge,den Untergang des Abendlandes, weshalb laufen uns denn die Knaben zum Fußball und in die leere Gedankenlosigkeit davon,als weil wir unser eigenes Ende damit uns schamhaft verhüllen wollen? Weshalb erkennen wir denn plötzlich die riesengroße Aufgabe für alle Überlieferung?

Weil wir Schulen haben, aber niemand weiß, was die Knaben darin lernen sollen. Weil wir Kirchen haben,aber niemand weiß,was man in unserer Lage in ihnen predigen soll, weil wir Universitäten haben, aber niemand weiß,was man auf ihnen erforschen und studieren soll, weil wir einen Kalender haben,aber niemand weiß,welche Feste Germanien,wehrlos wie es ist, noch feiern soll.

Also kann der Kern unserer Überlieferung nur diese Wende von Weltgeltung in Weltdienst,von Nation in Menschheitsglied, von Siegeskrieg in zähen Wirkensfrieden werden.

Vergeßt es nicht: Die Größe des Friedens,den wir in der Welt verbreiten,muß der Größe des Kriegs,

den die Welt mit uns geführt hat,entsprechen. Dann erst wird das,was sich in der Welt durch den Krieg ereignet hat, Eigentum der Menschheit. Dann erst hat einmal eine Lehre der Geschichte Frucht getragen. Dann ist für diesen Fall die Frage beantwortet, wie die Menschheit sich ihre großen Schritte einprägt, wie Tatsachen gläubig von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden können.

Versagen wir uns dieser Aufgabe,so ist nicht nur unsere eigene Qual unstillbar. Das Schicksal schreitet ja wohl auch über ganze Völker hinweg. Aber die Krisis, die in der ganzen Welt zu einer Erschütterung aller Kirchen geführt hat, die alle möglichen Ersatzreligionen heut hochkommen läßt,ist ja letzten Endes die Ursache,die auch den Weltkrieg unvermeidlich machte. Wenn keine bewährte Wahrheit mehr Gewicht hat,so stürzt eben jeder Teil des lebenden Geschlechts,dieser gegenwärtige Ausschnitt durch alle Völker,den wir Menschheit nennen,der eigenen Schwerkraft und Weltanschauungsleidenschaft nach. Aus dem Längsschnitt des Menschengeschlechts kamen die Gegenkräfte nicht mehr zur Wirkung. Da alter und neuer Bund überwundene Standpunkte geworden waren und keine Zukunft mehr zu haben schienen, so nahm man das Bischen Gegenwart so tötlich ernst. Wenn man sich nicht mehr über den Längsschnitt des Lebens im Glauben also an Vergangenheit und Zukunft versteht, so versteht man sich einzig noch im gemeinsamen Haß - hier gegen Deutschland - und im gemeinsamen Krieg.

Da der Kitt aller Friedenskultur, der gemeinsame Glaubenskern, zerbröckelt war, kittete statt dessen Menschenblut die Geister wieder zusammen. Es muß also solange Kriegszustand die Geister weiter beherrschen, bis der rohe Mörtel des Krieges durch einen Kitt des Friedens abgelöst und ersetzt wird. Unsere Feinde haben die Kriegsform der Verschweißung der Welt angewendet: den Haß. Sie haben damit den Bankerott der Kultur an allen anderen Bindemitteln aufgedeckt. Wir können nur das Bindemittel anwenden, das einen Frieden leisten kann. Auch der Friede braucht reale Bänder. Auch er, so zeigte sich's, kostet seinen vollen Preis. Diesen Frieden der Geister erficht nicht der Haß. Aber wer um ihn ringt auf deutschem Boden, darf wissen, daß es nicht um seinen oder um unseren Frieden dabei geht, sondern um die einzige Möglichkeit, daß die Welt geistig durch ein Opfer ihren Haß überwinden und sich wieder unter das Gesetz der Wirklichkeit beugen lernt, jenes Gesetz, kraft dessen die Kinder ernten, was die Eltern säen, die Enkel ihre Ahnen segnen oder verwünschen, je nachdem die Ahnen liebten oder haßten, der Leidenschaft nachgaben oder sich überwanden.

IV. ~~Selbstherrlichkeit~~ anarchie:

Wo immer wir bisher die Fragen angepackt haben, die der 9.November aufrollt,überall stießen wir auf Vorgänge,die gar nicht den einzelnen Menschen angehören. Nirgends trafen wir auf Individuen,auf selbständige,von einander unabhängige Wesen,die durch ihre Torheit oder Blindheit oder Selbstsucht die Leiden des Volkes hervorriefen. Das Böse,das ein Individuum anrichten kann,mag sehr betrüblich sein und anderes Leben zerstören. Aber es wiegt federleicht gegen das Unheil,das wir alle dadurch anrichten,daß wir einem bestimmten, und nur einem bestimmten,Jahrgang der Menschheit angehören!

Was ist das Klassenschicksal des Proletariers anderes als dies Eingekeiltsein zwischen Großvater und Enkel,ohne selber etwas vererben zu können? Was anderes setzt die Besitzenden auf die Dauer ins Unrecht als die Ungleichheit des Kindersegens? Was stürzt Millionen in den Krieg? Daß sie die Kette zwischen Ahnen und Kindeskindern ihres Volks nicht zerreißen lassen dürfen. Was bedroht die Menschheit mit Barbarei? Daß ein Geschlecht einen Zustand vorfindet,in dem nur noch der Krieg diese Kette zu bilden imstande ist und alle anderen Stricke der Überlieferung reißen. Weil Europa alle Stricke eines solchen einheitlichen Glaubens Stück um Stück zerschnitten hatte,stürzte der Bau seiner Kultur zusammen.

In allem Völkerschicksal ist also die Frage der Vererbung das große Rätsel vor allen Rätseln der Politik. In der Geschlechterfolge allein liegt der Sitz all der Dinge, die allein Politik und Staat und Kirche und Gesellschaft nötig machen. Aus allem Nebel der Theorie treten wir erst heraus, wenn wir den sinnlichen Urgrund des Volkslebens ergreifen: wenn wir die leibliche Natur des Menschen in Rechnung stellen. Die leibliche Natur des Menschen gilt es zu betrachten. Sie ist freilich etwas anderes, als was gemeiniglich darunter verstanden wird. Es wird sich uns ergeben, daß am Menschen der Magen nicht das wichtigste Organ ist. Deshalb hat es eine Übersicht wie die unsere dort, wo sie vom Einzelmenschen spricht, nicht mit dem hungernden Menschen zu tun. Die Leidenschaft des Hungers ist eine große. Sie zerstört Staaten, der Kampf für Arbeit und Brot macht Revolutionen. Aber „der Mensch wie er ißt und trinkt", ist mit nichten der Mensch wie er leibt und lebt!

Die Leidenschaft des Vaterlandsverteidigers ist ein gewaltiger Feuerstrom, der kleine Länder schützend umschließt, der Deutschlands Boden gegen eine Welt von Feinden unzerstört erhalten hat. Aber der Kämpfer für Freiheit und Vaterland ist mit nichten der Mensch, wie er liebt und leidet.

Die Leidenschaft des Glaubens und der Gedanken entzündet in Tausenden das Feuer des Geistes. Sie beflügelt den schwachen Körper, daß er Wunderdinge vermag und mit den erlauchtesten Geistern aller

Zeiten vertraute Zwiesprache halten oder herrisch im Geistes kampfe ringen kann. Aber der Genius des Geistes unterliegt dem Gesetze der Art. Er wird geboren und stirbt.

Nicht der begehrliche noch der streitende noch der denkende Mensch bilden das einfachste Element des Volkslebens.

Ein Überblick über die drei bisherigen Abschnitte mag erst noch einmal die Wesensarten feststellen, die in den großen Ausbrüchen der Volksleidenschaft ans Licht treten.

Der Nahkampf der Arbeit ums tägliche Brot, der Grenzkampf der Ordnungen um das eigene Gebiet, der Fernkampf der Geister durch die Zeit führen alle auf Triebe zurück, die in jedem Einzelnen ursprünglich wurzeln. Die Lust zur Arbeit und zum Schaffen und die Fähigkeit dazu hängt an der brotgebenden Arbeitsgelegenheit. Der Selbsterhaltungs- und der Schaffenstrieb sind so untrennbar in einander verwoben. Aber selbständig neben ihnen steht ein Schutz- und Trutztrieb. Wir essen nicht jedes Brot. Es gibt Geld und Brot, das ehrlos macht. Das Eigene zu sichern und vor Fremden zu wahren, ist ein Trieb, der ebenso allmächtig Herr über uns werden kann wie der Hunger. Es gibt den Hungerstreik politischer Gefangener. Und es gibt ihn nicht umsonst. Freiheit und Recht wachsen nur auf diesem Boden.

Der Vernunfttrieb schließlich ist wieder ein besonderer für sich. Er ordnet sinnend die Welt. Der Mensch, der ihm verfällt, vergißt sein Interesse,

Interesse,seine Klasse,sein Vaterland. Der Denker wird unfähig,das Seine zu verteidigen,gleichgültig gegen Brot und Geld. Die Erhaltung des ganzen Weltbaus treibt ihn,die Rechtfertigung aller seiner Teile,der Zusammenhang,die Wahrheit sind seine Ziele.

Arbeit, Freiheit, Wahrheit sind Triebe,die alle des Menschen Herr werden können,sodaß er zeitweise nur einem von ihnen zu dienen scheint. Und das ist der Grund,weshalb sie meistens mit einander vermengt und von einander abhängig gedacht werden. Die materialistische Geschichtsauffassung ordnet diese Triebe so an,als sei die Arbeit der Unterbau, die Wahrheit und das Recht nur Übertauten dieses ersten Triebes. Das ist ganz richtig für den,der um das Recht auf Arbeit kämpft. In ihm wird eben dieses Ziel das erste. Also stellt die materialistische Auffassung Tatsachen fest,wenn sie das Recht und die Wahrheit zu Ideologien der materiellen Grundlage stempelt. Aber es ist nur eine einzelne Tatsachenreihe, die sie ermittelt. Das ungeheure Pathos, mit dem diese Entdeckung umgeben worden ist,wird jeder neuen Entdeckung zu teil. Und hier,wo ein Urtrieb des Menschen entdeckt wurde, ist die Leidenschaft und die Begeisterung besonders erklärlich.

Aber dieselben Klassenkämpfer führen Krieg. Das heißt,sie kehren zeitweise die Reihenfolge der Werte um: Erst Freiheit,dann Arbeit und dann Wahrheit. „Right or wrong my countr",sagt der Russe,

Bolschewist und Nichtbolschewist,der sich den Koltschaks und Denikins,trotz Arbeitslosigkeit und trotzdem er an die Wahrheit des Kommunismus nicht glaubte,entgegenwarf. Krieg führte der deutsche Proletarier,obwohl er nicht mit seiner Arbeitsgelegenheit einverstanden war, noch des Glaubens lebte,das kaiserliche Deutschland kenne die vernünftige Wahrheit.

Und dieselben Klassenkämpfer lassen sich für die Wahrheit der materialistischen Geschichtsauffassung in Stücke reißen und schlagen sich für diese Wahrheit, Arbeiter den Arbeiter, gegenseitig tot. Erst Wahrheit, dann Freiheit, dann Arbeit,sagt der Geisteskämpfer. Und Trotzki spricht in einer Rede 1922 aus: die materiellen Ziele der Arbeiterbewegung seien nun belanglos geworden. Die Aufgabe der Arbeiterschaft sei der Kampf für den Atheismus, also Kampf für eine Wahrheit! Das also wird hier gefordert, was sonst Idealismus heißt.

Jeder der drei Triebe kann also die Herrschaft übernehmen. Jeder kann zur Volksleidenschaft anschwellen und damit die absolute Herrschaft an sich reißen. Jeder dieser Triebe neigt in Fanatikern dazu,die andern Triebe zu unterjochen. Aber deshalb bleiben sie alle doch nebeneinander bestehen. Nur stellt sich das erst im Laufe der Zeit heraus. Der einzelne Mensch,die einzelne Klasse,die einzelne Generation, das einzelne Volk sind dann, wenn sie einem der drei Triebe erliegen,wenig geneigt,auf die andern zu hören. Diese Triebe kann der Mensch nicht

alle gleichzeitig befriedigen. Sie zwingen sich ihm nacheinander auf. Sie machen sich abwechselnd im Volke geltend. Und das wird selbstverständlich, wenn sich herausstellt,daß ja jeder Mensch alle die Organe hat,deren Tätigkeiten diese Triebe befriedigen. Jeder hat seine Hände, jedem schlägt das Herz in seiner Brust,jeder trägt seinen Kopf aufrecht. Wie sollten die Hände nicht nach Arbeit verlangen? Muß das Herz nicht nach der Freiheit begehren? Geht der Kopf nicht auf vernünftige Einsicht aus? Herz, Kopf und Glieder sind Werkzeuge des Menschen. Alle haben ihre Aufgabe. Alle empören sich,wenn diese Aufgabe verfehlt wird oder gänzlich fehlt. Aber wer wollte entscheiden, ob der Kopf,das Herz,die Glieder eher entbehrlich seien? Selbst der größte Einheitssucher muß vor der Unentbehrlichkeit aller drei Organe halt machen. Darum ist es ein müßiges Spiel,das eine gegen das andere auszuspielen. Vielleicht im nächsten Augenblick muß ein Volk schon das Organ herbeiflehen,das es eben abgeschafft hat.

Trotzdem jeder Mensch an seinem eigenen Leibe Kopf, Brust und Glieder leibhaftig greifen kann, wird diese Gliederung fast nie begriffen. Irgend etwas scheint sich in den Menschen dagegen zu sträuben,daß dem so sei. Wir stehen also vor einer doppelten Tatsache. Erstens ist nicht zu zweifeln,daß Arbeit,Freiheit und Wahrheit alle ihr Recht an uns haben. Jedes hat seine Zeit,in der es Anspruch auf den Vorzug vor allen anderen hat. Die Selbständigkeit der Triebe steht fest,und

daß sie alle zu wahren Leidenschaftsstürmen anschwellen können und zu ihrer Stunde müssen.

Zweitens zeigt ein Blick in jede Zeitung, in die Bücher, in die Politik, daß gerade diese Tatsache hartnäckig geleugnet wird. Der Idealist würde am liebsten den Materialisten ins Idiotenheim stecken lassen; der Materialist verhöhnt den Idealisten als mondsüchtigen Phantasten. Der Realpolitiker hält fest, was er hat und kümmert sich um beide gleich wenig. Was kümmert den Wahrheit oder leibliches Bedürfnis, der seine Ehre verteidigt? Und wir alle kommen im Laufe des Lebens in solche Lagen, entweder andere zu verachten oder aber von anderen verachtet zu werden für solche vermeintliche Einseitigkeiten. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, sagt das Sprichwort. Wir aber sitzen alle im Glashaus und werfen alle mit Steinen. Und ohne das wäre kein Leben auch nur einen Augenblick möglich. Denn was hieße das anderes, als daß wirtschaftliche Forderungen nicht mehr mit Berserkerwut verteidigt werden sollten, als daß politische Ziele nur noch Gähnen hervorrufen dürften, daß große Wahrheiten nur noch als Gedankensplitter gewertet würden? Das Leben würde erlöschen ohne diesen Widerspruch, den jede Richtung des Lebens gegen jede andere erhebt. Was ist das aber für eine Welt, in die „eine solche Produktionskraft gelegt ist, daß wenn nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts

anzuhaben vermögen" (Goethe).

Sollten nicht den Menschen im Grunde ganz andere Kräfte regieren als die, in denen sein Leben sich öffentlich darstellt? Ist Ökonomie, Politik, Philosophie nicht alles nur ein großer Mummenschanz, den die Menschen sich gegenseitig vorführen, weil sie sich öffentlich notgedrungen in einer dieser Richtungen bewegen müssen? Draußen in der Welt, sichtbar auf dem Markte und in den Straßen der Stadt kann ich nur als Praktiker oder Theoretiker, als Privatmann oder Politiker untergebracht werden. Man stößt mich dort in irgend eine der drei Ordnungen hinein oder in alle drei. Ein Gewerbe muß jeder treiben, einer Nationalität jeder angehören, eine Weltanschauung wird selbst dort von dir verlangt, wo dir der Taufschein nicht mehr abverlangt wird. Aber ist das nun die Wirklichkeit, die irgend einen Menschen innerlich bestimmt und vorantreibt? So gewaltig diese Kräfte auf der Straße explodieren, wenn Huß verbrannt wird, wenn Blücher siegt, wenn Lenin ins Kreml einzieht - wissen wir im Grunde, was diese Menschen bewogen hat? Die Wahrheit, die Materie, das Vaterland? Bleibt nicht die Frage offen, welche Kraft gerade diese Menschen an diese Ziele bindet? Welcher Kitt bindet den Genius eines Führers so an sein Werk, daß er mit diesem Werke fällt und stirbt? Wirkt das Dasein des Verbannten von Haus Doorn nicht deshalb so unbeschreiblich blutlos und gespenstisch, weil hier dieser Zusammenhang von Person und Sache

sich nicht bewährt hat? Etwas Unheimliches scheint es, daß ein Fürst so ohne Kampf, so ohne ernsthafte Leidenschaft einfach nun als Privatmann seine Krone und seine Orden weiterträgt. Irgend eine Kraft zum echten, wirklichen Leben muß da abhanden gekommen sein, wo man sich mit einem Puppendasein zufrieden gibt statt eines echten.

Und diese Kraft müßte also das Volk in all jene Ausbrüche und Tätigkeiten hineintreiben, von denen bisher die Rede war. Sie müßte die Hochspannung liefern, durch die das Schauspiel des öffentlichen Lebens erst so furchtbar ernsthaft, das Leben erst so lebensgefährlich wird, wie es ist.

Helfen kann auch bei diesem vierten Versuch, einem Element des Volks auf die Spur zu kommen, die Erinnerung an den 9. November. Auf den ersten Blick scheinen wir das Repertoire des Tages, seinen Inhalt, bereits erschöpft zu haben. Alles was in jenem Augenblick durch die Straßen gellte und die Köpfe durchblitzte, ist von uns aufgezählt. Aber jene Kraft, die wir suchen, ist ja auch keine des Augenblicks. Man kann sie nicht mit den Augen sehen. Es ist damals nicht von ihr gesprochen worden. Sie bleibt im Hintergrunde. Aber sie stößt die Menschen auf die Bühne, gibt ihnen Mut, dort ihre einseitige Rolle zu spielen, ob nun schlecht oder recht, gleichviel. Diese ewige Triebfeder des Lebens, die hinter allen Augenblicken steht, muß auch am 9. November

wahrnehmbar sein. Aber freilich, sie ist dort schwerer zu entdecken als an anderen Tagen der Geschichte. Die großen Daten des Kalenders der Menschheit tragen meistens den Namen eines Menschen an der Stirn, sie empfangen ihren Prägestempel durch einen Heros, einen Helden, eine Persönlichkeit oder einen Führer.
An diesem namentlichen Träger des Geschehens wird uns der Urstoff deutlich, ohne den die Probleme der Welt langweilig und zu Wasser werden würden. Gerade das fehlt dem 9. November. Niemanden in Deutschland interessieren die Namen der Matrosen, die in Kiel zuerst gemeutert haben, niemanden die Namen der Knaben, die in all den Heimatgarnisonen den Zusammenbruch erzwungen haben. Die Jahrgänge 1898-1900 haben ja den Ausschlag gegeben. Daß die 17- und 18-jährigen Kinder nicht mehr ausrücken wollten, ist das Geheimnis des 9. November. Die Rekruten sind es, die sich verbaten, in das ungeheure Schlachten auch noch einbezogen zu werden. Die „dummen Jungen" sind die Helden des 9. November. Sie machten einfach nicht mehr mit. Das allein war ihr Interesse. Sie standen weder hinter Scheidemann noch hinter Paasche oder Liebknecht. Denn sie interessierte einzig, daß sie nicht mehr in den Krieg ziehen wollten. Sie wollten nicht. Punktum. Was etwa jeder von ihnen wollte, wußte damals keiner. Aber daß sie alle nicht hinter denen standen, die später ihre Ziele dem 9. November als Gehalt unterschieben wollten, ergibt sich daraus, daß diese späteren ungestraft im Bürgerkrieg erschlagen werden konnten. Daß das ungestraft blieb, bleiben konnte,

ist nicht einfach mit dem „Übermut der Reaktion" zu erklären. Denn das einzige wahre Ziel des 9. November selber: Schluß mit dem Kriege, ist ohne Mühe bis heute durchgesetzt worden. Und ein Abirren oder ein Vergehen gegen dies Ziel würde heute noch den Bürgerkrieg entfesseln. Aber diese später erschlagenen Führer haben sich alle nur für Führer gehalten. Jedoch hinter ihnen standen wohl irgendwelche Gruppen, nur nicht die, auf die es angekommen wäre nach der unerbittlichen Logik der Geschichte: die Knaben und Rekruten des 9. November. Wer eine Sache wirklich macht, der muß bei ihrer Durchführung berücksichtigt werden, niemand sonst. Die sogenannten Unabhängigen z.B. haben den 9.November nicht gemacht. Nicht darauf kommt es an, daß Ledebour es Scheidemann nicht verzeiht, weil er statt seiner die Republik ausgerufen habe. Nicht darauf, daß die ~~Militärs~~ Feldgrauen von draußen, die nicht dabei gewesen sind, nachträglich diesen braven Leuten zutrauen, sie hätten zweiundzwanzig Fürsten abgesetzt. Einer der ersten Führer der Unabhängigen hat noch im letzten Oktoberdrittel dem Prinzen Max sechs Monate Regierungsdauer zugemessen.

Ebensowenig wie der Sozialismus ist der Pazifismus am 9. November wesentlich beteiligt. Denn so wenig wie hinter Spartakus stand hinter Beerfeldes Zielen das Jungvolk, das am 9. November dem Krieg entlief und damit allen seinen bisherig en Führern entlief. Diese Führer sind deshalb an jenem Tage sämtlich gleicherweise depossediert worden:

Fürst und „Bonze", Offizier wie Abgeordneter, Beamter wie Intellektueller, Pfarrer wie Monist. Die Reichstagsmehrheit ist am 9. November gerade so weggefegt gewesen wie der Militarismus. Weder vom deutschen Staat der Vaterlandspartei noch vom deutschen Volk des „Schwarz-Rot-Gold" wollte der Vorgang etwas wissen. Sondern die Kriegsbeendiger rochen die Verwesung des Todes. Krieg, Hunger und Pestilenz vereinigten sich 1918 zu einem wütenden Angriff auf die Volkskraft. Da war jedes Leben plötzlich heilig, nur weil es lebte, jeder Tropfen Blut unerträglich, nur weil Blut damit verloren ging. Die Kriegsbeendiger vollstreckten den Willen des ganzen Volkes in ihrer Naivität. Die völlige Widerstandslosigkeit erweist sie als Vollstrecker einer viel größeren Mehrheit als der des Reichstags, eines ganz anderen Willens als des von ein paar Marxisten. Der Kommandant von Berlin, der keinen Schuß abgeben ließ, die Chefs der Stäbe, die bei keinem einzigen Generalkommando die aufgefahrenen Maschinengewehre zum Feuern brachten, alle Fürsten, die lautlos abdankten, standen mit ihrer innersten Überzeugung wider Willen im Banne dieses Abscheus vor dem Krieg.

Die Geschichte seit jenem Tage beweist das. Die alten Führer haben seit dem Samstag Vormittag um 11, wo es sich herumsprach, die Kasernen in Berlin seien leer geworden, sachte, sachte die Zügel wieder an sich genommen, haben, Schritt für Schritt ins alte Gedankenreich zurückversinkend, ihre

alten Ladenhüter hervorgeholt und als Mode des 9. November ausgegeben. Schritt für Schritt! Erst kamen die Volksbeauftragten nach rüssischem Muster,dann der Tarifvertrag, was Spartakus mit Recht als Rückschritt empfand und blutig rächte,dann die Weimarer Verfassung,was die Bergarbeiter wieder als Preisgabe ihres Ideals „Sozialisierung" empörte,dann der Aufbau der Reichswehr, der zwar mit einer glatten Niederlage Kapps geendet hat,aber das Dasein der Reichswehr selber erst endgültig sicherstellte. Selbst die Präsidentenwahl, dies Ideal der wahren Republikaner,haben diese 1922 für die Erhaltung der Ruhe aufgeopfert. Also ein Kernstück des Demokraten wurde für das Linsengericht des nackten Daseins des Staates fallen gelassen. Eberts Wahl 1922 hätte aus der Zufallsrepublik des 9. November eine wahre „gewählte", weil zur Tatsache gewordene Republik gemacht. Gerade die Republikaner haben auf diese Gelegenheit zum Kampf um ihr Ideal ohne viel Besinnen verzichtet und damit für alle Zukunft eine einzigartige Chance aus der Hand gegeben. Nachher fiel sogar endgültig die Grundlage des Staates: Mehrheitsregierung. Und die stärkste Partei des Reichstags, 170 Abgeordnete, atmete erleichtert auf,als ihr angeblicher Gegner Cuno ohne Mehrheit zu regieren anfing.

Denn zwischen Prinz Max und Cuno hatte niemand ein Mandat vom Volk,von den aktiven Teilen des Volkes,um nun gerade seine alten Ideale ausge-

rechnet jetzt auszuführen. Man ließ Sozialismus, Republikanismus, Demokratismus gewähren, vier Jahre lang, wie man Militarismus, Monarchismus, Bürokratismus vorher vier Jahre hatte gewähren lassen. Denn so und nicht anders hatte das Mandat des 9. November gelautet: Schluß mit dem Krieg! Gerade so hatte im August 1914 der Instinkt des Volkes gelautet: Schluß mit dem Frieden! Zwei Millionen Kriegsfreiwillige bezeugten damals dies Votum, wie am 9. November das Gegenvotum wieder von der Jugend kam. Die alten sind getragen von den Wellen 1914 in den Krieg hineingeschlittert und 1918 in den Frieden. Kriegsziele haben sie so wenig gehabt im Kriege wie Friedensziele im Frieden. Deshalb hat man im Kriege ganz naiv die Ziele, die man haben müßte und dürfte oder sollte, nacheinander durchprobiert: von der Annexion der Welt bis zu Wilsons Vierzehn Punkten. Die Annexionspläne hatten so wenig innere Wahrheit wie die Vierzehn Punkte von Wilson. Man probierte es halt, als=ob sie innere Wahrheit hätten. Das Wesen dieses Kriegs war ja die völlige Zukunftsleere auf deutscher Seite. „Der tumbe Siegfried" hat diesen Krieg befohlen und geführt. Das Volk, das fühlte, es müsse sich aus einer unhaltbaren, furchtbaren Lage wie auch immer befreien, zog mit dem ganzen Jubel der Freiwilligkeit in diesen Krieg, in dem der Mann, der damals für den Kaiser des Reichs von uns gehalten wurde, bereits am 1. August nur ein Verbluten sah!

So mutlos wie die Staatsmänner der Zukunft des Krieges, sind die Steuerleute des Friedens von 1918-1922 ihren angeblichen Zielen entgegengefahren. Sie haben sie durchprobiert, weil sie auf Lager waren. Sie haben nicht an sie geglaubt. Denn sie kamen nicht aus der Pistole des Tages geschossen. Einzig mit solchen Zielen aber kann der Mensch wirklich schießen. Begeisterung ist keine Heringsware,

Die man einpökelt für lange Jahre.

Es gibt einen Materialismus im zeitlichen Festsitzen an Dingen, aus denen das Leben geflohen ist, wie es einen Materialismus im Räumlichen gibt, der beim Anblick jedes Ortes auf der Landkarte ausrufen muß: Das auch, das auch. Beides ist steril, weil es bar jeder Berührung mit der Wirklichkeit ist. Für die Ziele der Paulskirche von 1848 lassen sich Schützenfeste und Tagungen organisieren, genau wie sich für den Appetit, der auf der Landkarte von Europa reist, Kohlenbecken und Küsten und Randstaaten abgrenzen lassen. Beides ist gleich äußerlich und wirkungslos. Wenn ich auf der Speisekarte bestelle, so kontrolliert mein Magen, wie viele Gänge ich verdauen kann. Erst ist da deutlich Hunger da, und dann erst Speise. Lag denn irgend einem Menschen in Deutschland Briey oder Polen oder Bagdad als Alpdruck auf der Seele? Räumlich und statistisch und finanziell hat man diese Ziele sich ausgedacht, als ob man sie im Herzen empfunden hätte. Das Volk hat von ihnen allen nichts gewußt noch wissen wollen. Das Volk hatte nur einen Befehl erteilt: Krieg. Und

zu den Mitteln des Kriegs selber hat es seine Zustimmung gegeben: Brotkarte, Hilfsdienst, U-Bootkrieg. Das sind die drei großen Bejahungen des August 1914 in den nächsten drei Jahren 1915, 1916 und 1917. Die letzte (vierte) Bejahung allerdings war schon keine volle Bejahung mehr. Denn inzwischen war der Sinn des Krieges für uns erreicht: Rußland war vernichtet. Die letzte Bejahung war die große Offensive von 1918, die ein Versuch war, die falsche Front des ganzen Krieges nach Westen doch noch zu rechtfertigen. Hierbei aber rissen der Wille der Westfront und der Wille des Volkes notwendig auseinander.

Überall dort klarer Volksentscheid, wo Krieg oder Frieden auf dem Spiele standen. Überall dort Weigerung und Spaltung, wo über nicht vorhandene Ziele so, als ob sie vorhanden seien, gestritten wurde. Wie weit die Verbindung zwischen Volk und Führern gerissen war, zeigt der Auftrag des großen Generalstabs vom Oktober 1918 an einen jungen Hauptmann: Eine werbende Idee ist zu ersinnen, durch die das Volk den Krieg noch sechs Monate erträgt! Als ob ein Volk für die Ideen eines Subalternoffiziers Krieg führte! Aber dies blinde Leben des leeren Kriegswillens, dem niemand Inhalt gab, dessen Leere sich erschütternd gerade aus den reinsten Stimmen von jungen Kriegsteilnehmern nachweisen läßt (vor allem der Brüder von Rohden), wurde nun aufgewogen durch ein abermaliges, ebenso leidenschaftliches und ebenso blindes Volksgebot. Von 1918-1922 haben wir ebenso gelebt, einzig mit umgekehrtem Gebot zum Nicht-

krieg. Dort, wo Führer sich vermaßen, ihre Ideale für die Ideale des Volkes auszugeben, sind sie sofort gescheitert: Liebknecht, Paasche, Rosa Luxemburg, Eisner, Erzberger, Rathenau. In der Politik bedeutet der Mann ein Ziel, der Führer ein Programm. Rathenau ist nicht gefallen, nur weil er ein genialer und reiner Mensch war, oder nur weil er Jude war. Sondern weil er - gegen seinen Willen - als Demokrat galt. Bekanntlich hat er sich nur schweren Herzens im letzten Augenblick in Reih und Glied der demokratischen Partei begeben, erst als Minister, nachdem er noch Tags zuvor im geheimen erklärt hatte: „Ich bin alles andere, nur nicht Demokrat". Aber er ist zum Opfer von Schwarz-Rot-Gold geworden. Er hat, wie jedes Opfer, ein Stück dieses Zieles, das lebenskräftige Stück, geadelt. Er fiel nicht als der, der er war, sondern weil die Echtheit des Zieles, das er mitzutragen schien, durch einen solchen Führer einen ungeheuren Nachdruck bekam. So wie Ludendorffs Name für Belgien und Briey, so ist Rathenaus Name für die Parlamentsherrschaft von seinen Gegnern annektiert worden, beides fälschlich. Aber beide Mal sollten Ziele dadurch verhindert werden, daß man sie bestimmten Menschen anhing und nunmehr in Gestalt dieser Menschen bekämpfen und zum Teufel jagen konnte.

Denn man kann nur Menschen zum Teufel jagen. Nur am Menschen entzündet sich der Mensch. Hier sind wir schon an der Scheidelinie, die wir suchen, zwischen bloßen Äußerungen und Erscheinungs-

formen des Lebens und dem Leben selbst. Das Volk schreit nur auf, wenn es Persönlichkeiten wittert, Menschen von Rang, sobald die Menschen Dinge, die es nicht will, zu fördern scheinen. Dinge bringen es nicht in Harnisch, selbst Papier erträgt es. Nur nicht Menschen, in deren Fleisch und Blut die Gefahr verkörpert scheint.

Das Volk wollte weder Annexionen noch Demokratie. Es wollte Krieg und Frieden. Männer, die aus dieser Linie wichen und eigene Ideale hatten, eigene Ziele, erlagen. Hingegen erzwang sich dies Volk den Frieden immer wieder aufs neue. Neben die großen Bejahungen des Krieges treten ebensolche des Friedenswillens: beim Versailler Frieden, beim Kapp-Putsch und beim Londoner Ultimatum: Dreimal wußten die, in deren schwachen Händen das Steuerruder lahnte, nicht was zu tun sei. Jedesmal gab kein Staatsmann Auskunft. Das Volk erzwang sich - einmal mit einer halben Stunde Frist! - den Frieden und die dazu erforderte Gebärde, während die Regierung mitten in der Krise war.

Kriegsfreiwillige, Kriegsbeendiger, namenlos wie sie sind und bleiben werden, haben dem Geschehen Blut und Farbe geliehen, sie allein. Nicht die Farbe, die in der Geschichte aufleuchtet, nicht des geistgetragenen Genius, des Günstlings des Geschicks, der Persönlichkeit tragen diese Massen, aber immerhin: in ihnen kreist das Blut des Lebens.

Und beidemal lieben diese Jahrgänge

leidenschaftlich, beidemal das Gegenteil: zuerst den Tod, hernach das Leben. Aber nicht das allein. Denn sie wählen im Tod,wie die Kriegsfreiwilligen vor Ypern und bei Langemarck, den gemeinsamen Tod, und mit dem 9. November das eigene Leben, die Rückkehr zu sich selbst.

Beidemal besteht aber das Ziel,das sie verfolgen, nicht in Wirtschaft, Staat oder Religion; es zielt, obwohl es einmal Tod und einmal Leben lautet, auf ein und dasselbe, eben jenen Urstoff,der den Menschen ebensogut in den Tod schickt,wie er ihn ins Leben ruft.

Die Kriegsfreiwilligen wußten um den Tod, aber er schien ihnen Deutschlands Leben zu verbürgen. Und so jauchzten sie ihm entgegen. Die Kriegsbeendiger wußten nichts, garnichts vom Leben, aber es stand ihnen höher als alles, alles andere. Und so jauchzten sie ihm entgegen. In beiden aber haust und herrscht derselbe Mensch. Dies ist der Mensch, von dem wir oben sagten,daß er liebt und leidet,geboren wird und stirbt,daß er der Mensch sei,wie er leibt und lebt.

Was taten Hunderttausend jener Kriegsfreiwilligen? Sie ließen sich kriegstrauen. Sie banden ein weibliches Wesen endgültig an ihr männliches, wollten den Schlußstrich unter ihre Liebe gezogen haben und die Konsequenz, ehe sie starben. Der Mensch ist Art- und Gattungswesen. Und er kommt nicht eher zur Ruhe,ehe er dieses Wesen nicht erfüllt hat und der Art sich zurückgegeben hat.

Wohin taumelten die Knaben des 9. November? In die Leidenschaften der Sinne, in die Kämpfe der Geschlechter um Gunst und Gewährung. Sie, mit ihren achtzehn Jahren, fingen an zu leben, ließen sich von dem aufwachenden Trieb verführen, erfuhren zum ersten Mal vielleicht die Grundkraft, die das Dasein trägt, die Liebe. Der Mensch ist eigener Art und Einzelwesen. Und er kommt nicht eher zur Ruhe, ehe ihm diese Liebe nicht auch zu teil geworden ist und er Erhörung gefunden hat.

Diese beiden Leidenschaften beherrschen jeden einzelnen von uns. Der Überfall der Liebe macht den Menschen das Unmögliche begehren, die Kraft der Hingabe macht denselben Menschen zu jedem Leiden fähig. Mit beidem aber spottet er aller Theorie und Regel und Begründung. Derselbe Mensch geizt hier, wo er nicht liebt, und ist verschwenderisch dort, wo er liebt. Derselbe Mensch hat hier tötliche Furcht und kämpft dort mit Todesverachtung. Ehen stiften dauernd Frieden und Unfrieden in der Welt. Aber von ihnen allein gehen alle Wirkungen von bleibendem Gehalt auf Erden aus. Ehe dieses Stiftungsvermögen ganz gewürdigt werden kann, muß erst erkannt sein, wie die Leidenschaften wüten, die noch nicht gebunden werden durch eine dauernde Bestimmung.

Millionen fallen jährlich der Lustseuche zum Opfer. Noch mehr Frauen siechen an den Geschlechtskrankheiten ihrer Männer. Es sind die ärg-

sten Schlappschwänze, die nur aus hygienisch-medizinischer Angst die Unkeuschheit meiden. Es sind nicht die schlechtesten, sondern die besten Kräfte, die sich von Weibern ruinieren lassen. Die Lust und das Gebot der Lust sind viel zu ungeheuer, um durch Fäden von „Aufklärung" und „Moral" eingezäunt zu werden. Aus den sogenannten „tugendhaften" Häusern schlagen die Nachkommen am wildesten über die Stränge. Niemand rast so wie der Jude, weil er aus einem Volke von strengster geschlechtlicher Sittsamkeit plötzlich in die Großstadt und ihre täglichen Erregungen sich hineingeworfen sieht.

Wieviel Energien gehen darauf, die Eltern zu hintergehen, den Gatten zu betrügen, die Geliebte zu verführen! Alles ordnet sich diesem Streben unter. Arbeiten werden spielend bewältigt, Reisen gewagt, Nebenbuhler beseitigt, Examina bestanden, Berufsgeschäfte versäumt, Weltanschauungen geopfert, Klassenbande verleugnet. Und materiell hört jede Wirtschaftsführung auf. Wer liebt, stürzt sich in Schulden:

Solch ein verliebter Tor verpufft am Ende
Sonne, Mond und Sterne als Feuerwerk dem
Liebchen in die Luft.

So ist der Einzelne ein anarchisches Wesen, ungeheurer Taten im Guten wie im Bösen gleich fähig. „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu

Grunde zu richten", hat der achtzigjährige Goethe von sich gesagt. Und das Volk als Ganzes steht in jedem Augenblick so vor dem Hereinbruch der „Anarchie des Eros", wie man das genannt hat, vor dem Ausbruch der menschlichen Natur. „Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an,und jede Gestalt wird ein unerwarteter Feind für die gute,sich immer gleiche Vernunft".

Diese ewig neue Gestalt des Menschen zeigt sich in immer neuen Verbindungen, die er anstrebt, immer neuen Ergänzungen seines Wesens, in die er sich leidenschaftlich verliebt.

Und dies zerstört und baut im Leiblichen wie in allem andern jeden Tag alle Ordnungen neu. Klassen und Völker werden durch die Wahlverwandtschaft zwischen Mann und Weib dauernd durcheinander gerüttelt. Wo in alter Zeit zwischen Völkern Ehen sich anspannen, wo das sogenannte „connubium" bestand, war der erste Schritt zur ökonomischen und politischen Verbindung hergestellt. Es ist der Mensch,der Heimat, Freunde, Sitte mit sich bringt. Iphigenie lehrt die Skythen freundliches Gesetz, weil sie die Liebe und Verehrung ihres Königs sich erringt. Theophanu bringt von Byzanz die Muster, und eine Goldschmiedekunst erblüht in Sachsen. Judiths Rache und das Haupt des Täufers sind nicht die einzigen Entscheidungen der Geschichte, die der Leidenschaft der Geschlechter entsprungen sind. Denn nur wo Frauen sind, ist Leidenschaft. Cherchez la femme;

steckt keine Frau dahinter? ist keine Nebenfrage in der Politik. Es sähe in der deutschen Politik interessanter aus, sie wäre menschlicher und leidenschaftlicher, wenn Frauen „dahintersteckten". Freilich fragt der Franzose nicht nach einer Frau in seinem Spruche. Er nennt das Weib. Und eben in diesem Unterschiede spalten sich die Leidenschaften auf.

Nicht alle Leidenschaften in uns können ihr Ziel erreichen. Die, die ihr Ziel verfehlen, diese allein richten die mörderischen Verheerungen an: Aber die Ziele, zu denen uns das Dämon fortreißt, sind oft unbekannt. Es sind geahnte Erfüllungen unseres Wesens, nicht ausgedachte Ziele. Jede Leidenschaft trägt ein Stück Gestaltungskraft in sich, wir sollen uns zu dem voll=enden, was in uns angefangen ist: Wir selbst. Und zu diesem Selbst gehört nun beides: Art und Eigenart. Wir sind eine Ausprägung der Art, eine Abart, und sind zugleich ihr Glied.

Und unsere Leidenschaften werden dadurch zwiespältig, aber sie werden auch beide mit gleicher Gewalt hingerichtet. Was weder Art noch Eigenart zu gute kommt, entartet. Eine unausgesprochene, unerfüllte Liebe, dazu noch Heimweh nach der geliebten Heimat können den Menschen zum Wüstling machen. Er verzagt an seiner Zukunft, wirft sich den Dirnen in die Arme. Die Bordelle sehen ihn des Nachts, die Sprechzimmer der Quacksalber bei Tage. Er

reiht sich in die unabsehbare Schar derer, die zwischen dem Glück des Kindes, dem Geliebtwerden von Eltern und Geschwistern und dem Glück des Selberliebens ausgestoßen hin und her irren und nur die Lust, doch nie den Sinn der Lust, die Artvollendung, verspüren. Wie soll Frieden in einem Volke sein, wo täglich Hunderttausende körperlich geschlagen, seelisch blutend, geistig ohne Gegenliebe der Arbeit entgegengehen?

Doch jener selbe Mann kann mit jähem Entschluß aus seinem Dämon die große Leidenschaft aufsteigern, die ihn zum Bahnbrecher der Menschheit macht. Eben jenes Unglück, das heut den Großstädter zu einer frühen Ruine macht, führt Dante in des Lebensweges Mitte zur Entscheidung über seine Eigenart. Der Genius des Sängers wird zum Herrn eingesetzt über die Vulkane der Leidenschaft von Liebe, Haß und Rache, die ihn durchbluten. Und eine neue Art Mensch wird in Dante in die Menschheit hineingeboren. Solche neuen Arten Menschen kommen nie aus Theorie und Vereinsstatuten. Sie brechen hervor, wenn die Sinne des Menschen, zur Verzweiflung getrieben, ihren Sinn nicht mehr im gewöhnlichen Lauf des Lebens zu finden hoffen, wenn der Mensch sein Wesen in Lebensgefahr fühlt und nun mit allen Sinnen, mit aller Leidenschaft einen, seinen Weg einschlägt. Was wir Genius nennen, ist solche Zeugungskraft, die sich nur in Geistestaten vollenden kann. Auf solche Geistestaten ist das Leben angewiesen. Denn sie allein als

die „übernormale",übermenschliche Leidenschaft können das unternormale aufwiegen,was die Ungebundenheit des Menschen ebenfalls zur Folge hat, wenn einmal die glatte Bahn der Vollendung verfehlt worden ist. Die Unternormale ist ja ein Vorliebnehmen mit gemeinerem,als man sich nach seiner Eigenart,wie die Sprache sehr deutlich sagt,eigentlich wünscht. Deshalb ist die Dirne ein gemeines Weib, weil sie sich ohne Herz und Kopf und tägliche Arbeit für sie lieben läßt. Der Mann braucht sie nicht unter Tausenden erwählt zu haben. Es braucht ihn nicht der heilige Wetterstrahl der Liebe angerührt zu haben: „diese oder keine", mit der sich das Herz entscheidet. Nicht die Stimme der Vernunft braucht hier zu sprechen, due bestätigende, die über den Zug des Herzens nachsinnt und urteilt: „so ist's. Dies ist die Rechte". Und es brauchen sich die Arme und Füße nicht in Gang zu setzen, um für das geliebte Wesen alle Güter reichlich herbeizuschaffen, damit er unabhängig sagen kann: „Sie ist mein."

Alle diese drei Sätze: Dies und sonst nichts; dies ist das einzig Vernünftige; dies ist meine Sache, wachsen als Zweige aus dem einen großen Vorgang der Leidenschaft hervor. Und sie drücken jene Mitarbeit der Organe unseres Lebens an seinem Aufbau aus, die wir in Wirtschaft, Politik und Kultur täglich am Werke sehen. Die Mitwirkung,die Indienststellung dieser drei Werkzeuge in den Dienst des Lebens der Art, ist also das Normale. Die nackte Sinn-

lichkeit wirft diese Gewänder ab. Und wo einmal das Herz den Sinnen nicht folgt,wo die Vernunft sich trauernd abwendet und das Haupt verhüllt,wo die Arbeit nicht dem,was man liebt, zu Gute kommt,da ist kein Halten mehr. Denn an sich ist der Mensch rastlos unterwegs nach der Einheit zwischen alle diesem. Die Triebe pervertieren, sie kehren sich sinnlos um, wo sie alleingelassen werden von ihren helfenden Geschwistern. Knabenliebe,die unfruchtbare,steht so neben der Liebe zwischen Mann und Weib, um anzudeuten,daß die Gleichung des Lebens nie stimme. Denn die einfachste Vollendungsmöglichkeit wird hier garnicht mehr aufgesucht, die aus der Natur des Zwiespalts herausführt und so jedem Menschen sein eigenes Geheimnis, jedem Säemann seinen Garten,jedem Liebenden die Leidensgefährtin verheißen hat.

Aber leibliche Perversitäten sind nur ein kleiner Teil der Umwege,die täglich von den Leidenschaften eingeschlagen werden. Und obwohl Seuchen, Erpressungen, Kummer und Haß aus alle dem heraufsteigen und jede Ordnung der Dinge dadurch allein schon binnen kurzem angegriffen, vergiftet und untergraben wird, daß im Geschlechtlichen zu vieles einer dem andern nachzutragen oder zu verzeihen hat, so gilt doch zum Teil mit Recht das weise Wort (Franz von Assisi) für alle öffentliche Erörterung: „Was unterhalb des Nabels geschieht, ist Privatsache".

Aber gerade dies ist die wichtigste Erkennt-

nis: daß die Natur hier jedem Menschen sein einzelnes Geheimnis vorbehalten hat. Die Leidenschaft ist seine Sache. Ein Vorhang trennt das,was den Einzelnen bewegt, von den Bewegungen, an denen er öffentlich sichtbar teil nimmt. „Die Rechte meines Fürsten erlöschen vor dem Schlafzimmer meiner Frau". Der Tag unterliegt der Prüfung durch die Welt. Die Nacht gehört der Verjüngung und Erneuerung des Lebens. Die Nacht ist nur des Menschen Feind,der allein ist. Das Volksleben teilt sich in zwei ewig geschiedene Hälften: Es ist nutzlos, von den öffentlichen Angelegenheiten zu reden,ehe nicht das innerste Anliegen des Lebens abgegrenzt ist. Hier ist erst das Urgestein, Urstoff und Urkraft,aufgefunden, auf dem alles andere sich erhebt. Es ist ebenso nutzlos, dies Geheimnis entblößen zu wollen. Es stellt sich immer wieder her. Es spottet jeder Regel,die es öffentlich reglementieren will. Es bleibt geheim. Wir sollen nur das Geheimnis kennen und ehren und nichts Fremdes sich einmischen lassen.

Mit einem dichten Mantel der Diskretion,einer Hülle des Geheimnisses wird jede aufkeimende Liebe umgeben. Wer kennt das „Vorleben" eines Menschen, wie die Sprache dies zum Leben Erwachen unserer Leidenschaften nennt? Es ist ein Vor-leben. Denn es ist ein schüchternes Hineintasten, Hineinfühlen in die Welt, um zu erproben,was wohl dort dem Liebenden zu lieben aufgetragen sei. Dies Vorleben hat mit der einzelnen Liebesnacht darum das Unverbindliche, Private gemeinsam. Das Liebesaben-

teuer der Jugend bindet noch nicht ewig. Es verpflichtet nicht. Es ist ein riesiger, oft lebengefährdender, oft glückzerstörender, nie endgültiger Versuch. Und diese Liebesabenteuer schlagen nun von vornherein alle möglichen Umwege ein. Das Abenteuer richtet sich ja nicht plump auf den flüchtigen Genuß einer Nacht. Es richtet sich auf den Kampf und die Eroberung des Genusses. Es richtet sich auf Weisheit, Können, Titel, Besitz und Einfluß, die man vielleicht nicht einmal dereinst einer geliebten Seele zu Füßen legen kann. Trotzdem entspringen alle die Leidenschaften, mit denen philosophiert, studiert, examiniert, spekuliert und antichambriert wird in der Welt, diesem letzten Quell des Lebens, dem punctum puncti.

Wenn wir die Lebensordnungen der europäischen Völker überblicken, so erkennen wir diese Gemeinsamkeit bei ihnen allen, daß sie den „Überfall der Liebe" und die Anarchie, die daraus täglich entsteht, alle mindestens beim männlichen Geschlechte als großes Wagnis mit in Kauf nehmen und also wollen.

Das Jahrzehnt der großen Experimente, vom zwanzigsten bis dreißigsten Lebensjahre, scheiden den Okzident vom Orient. Schon bei Hesiod wird dem griechischen Bauern die Ehe erst mit dreißig Jahren angeraten. Die Frühehe des Orients reißt den Spalt zwischen Leidenschaft und Erfüllung nicht erst auf, indem der Einzelne sein eigenes Herz, seine Wünsche und Bedürfnisse erst ganz erforscht und deshalb mit

allseitiger Ausbildung alles, was er lieben kann, in sich einbezieht. Europa ruht auf dem Fundament der W a n d e r j a h r e , eines treulosen Schweifens durch alles, was sich lieben läßt, ehe sich der Einzelne entscheidet. Die Fruchtbarkeit der Leidenschaft wird dadurch anerkannt. „Mein Leben ein einzig Abenteuer. Kein Abenteuer durch Streben nach Ausbildung dessen, was die Natur in mich gelegt hatte. Ebensoviel wahre als falsche Tendenzen. Deshalb ewige Marter ohne eigentlichen Genuß".

So hat Goethe sein in riesenhaften Ausmaßen ertragenes Wandern geschildert. Aber jeder Europäer, der zum eigenen, einzelnen Leben erwacht, findet in diesen Worten mindestens einen Augenblick, einen kurzen Abschnitt seines Lebens wieder.

Die Verlängerung der Liebeszeit, der Zeit der Abenteuer, wissentlich und willentlich, ist der Urgrund all unserer Lebenssteigerung. Denn hier breitet sich das eigentliche Versuchsfeld der Menschheit aus; hier martert sich der Mensch und wird gemartert, und dies Martern, Wandern, Lieben, Rasen, Leiden verwandelt die Menschenart und gibt ihr jeweils eine neue Wendung. Die Freigabe der Leidenschaften entzündet den Genius, bildet den Bahnbrecher, ruft den Berufenen. Die Völker zahlen dafür einen ungeheuren Preis in all den Opfern und Verheerungen, die durch die falsche Wahl, den Fehlschlag so vieler Lebensläufe, das Mißglücken so vieler Leidenschaft angerichtet werden. Wieviele Studenten gehen durch die

akademische Freiheit bei uns jahraus jahrein moralisch und körperlich wie geistig vor die Hunde! Aber nirgends liegt so deutlich eins beim andern: der einzigartige Erfolg neben dem furchtbaren Kaufpreis. Wo an den Erfolg nicht mehr geglaubt wird, da gibt man gern den Sinn der Wanderjahre des europäischen Menschen preis und predigt leichten Herzens - ohne zu wissen, was man damit tut, - die Frühehe.

Anarchismus.

Begreiflich ist eine solche Angst vor der Anarchie der Triebe, wenn selbst der Politik, dem öffentlichen Leben selber die reine Leidenschaft als einzig wahre Lebensform auferlegt werden soll. Und in der Tat treffen wir auf eine solche gefährliche Überspannung. Die Verführungsform, in der das große Wagnis der Leidenschaft zum Selbstzweck erhoben wird, ist der Anarchismus. In ihm läßt sich das Individuum von der schweren Bürde des Gattungswesens lossprechen. Und so erstarrt hier die Anarchie der Liebe aus einer überleitenden Kraft zu einer unfruchtbaren Leidenschaft.

Wir nennen eine solche Erstarrungsform ein Laster. Während der Mensch die Kraft hat, hat das Laster den Menschen. Und es sind uns in jedem Abschnitt solche Überspannungen einer lebendigen Kraft in ein erstarrtes Laster begegnet. Es ist jetzt möglich, sie alle als einheitliche Entartung zu erfassen. Vom Fascismus, vom Kommunismus und vom Idealismus war schon die Rede. In jedem Falle - so auch beim

Anarchismus - wird eine echte Volkskraft auf den Schild erhoben. Jedesmal wird sie gegen fremde Anmaßung mit Recht verteidigt. Jedesmal wird ihre Ursprünglichkeit mit Erfolg erwiesen. Soweit ist der Kampf verdienstlich.

Aber dann entsteht das Laster dadurch, daß der Kraft die Erreichung ihres eigenen Zieles untersagt wird. Die Ideale z.B. brauchen nicht Wirklichkeit zu werden, weil sie es angeblich doch nie können. Sie bleiben unerreichbare Ideale, ewige Zielpunkte, vor denen das Erreichbare zu lächerlich geringen Endlichkeiten zusammenschrumpft. Der Kommunismus erhebt die Revolution zum Selbstzweck. Sie hat kein anderes Gesetz als das des Kampfes um die Krippe selber. Und so wird der Kampf in Permanenz erklärt. Pazifismus und Fascisten finden im Frieden oder Kriegen selbständige Werte, deren Sinn nicht im bestimmten Sinne gerade dieses Krieges, dieses Friedens sich erschließen muß. Sie alle können das Vorübergehende ihres Zieles, das Verhältnis zu anderen Zielen nicht ertragen. Sie beben vor der Verwandlung, vor dem Stirb und Werde jeder Leidenschaft und aller Völkerkräfte zurück. Gerade so tut auch der Anarchismus alles Wurzelschlagen der Liebe, alles Früchtetragen mit einer Handbewegung ab. Nur wo das Herz entfesselt in freier Neigung schlägt, sei echtes Leben. Soweit ist er echt. Aber die freie Neigung schlägt sich in Verbindungen und Pflichten selber nieder! Sie sucht nach dem Gesetz, das ihren Kräften Bestand und Wirkung gibt. Dies haßt der Anarchist

oder es ist ihm gleichgültig. Alle Triebe der Vergangenheit streicht er mit einem Federstrich. Das ganze Konto an Ehe, Haus, Gesetz und Wirtschaft, Überlieferung und Ordnung, das die Leidenschaften, die sich gefunden haben, eingezahlt und aufgehäuft haben, ist ihm ein abgeschlossenes Konto. Er will sein kleines Konto für sich behalten, weil ihm nur an der Anarchie, nicht an der Anarchie-erzeugten Ordnung gelegen ist.

Aber die Prüfungen der Liebe dienen demselben großen Zwecke wie die Ehe: Beide haben den einen großen Sinn der Verjüngung und Erneuerung des Lebens. Hier soll die leibliche Verjüngung, die Fortpflanzung, die Art verjüngen. Dort soll durch Auswahl, Auslese, Versuch eine Zuchtwahl vorbereitet werden. Der Einzelne soll wählen l e r n e n. Die Umwege sollen die Sehnsucht „nach dem Erwerb dessen, was die Natur in mich gelegt hat", so sehr steigern, daß der Kreismesser des Bereichs, in dem ich wähle, anwächst. Nur aus Liebesleidenschaft wird der Radius der Gewohnheit gesprengt, wird das Ergänzende weither geholt, wird aus Inzucht eine Zuchtwahl. Die Sprengung der Gewohnheit ist die Aufgabe der Leidenschaft. Denn die Fesseln der Gewohnheit dämpfen die Kraft zum Leben. Deshalb seit uralter Zeit jenes Meiden der Verwandtenehen, deshalb die Pflege der Empfindungen, durch die der Mensch das Fragmentarische seines Wesens recht fühlen lernt. Denn er soll Vater und Mutter verlassen und

dem Weibe anhangen. Dieser Hang ist kein bloßes Verhängnis. Hier wird vielmehr ein neuer Zusammenhang hergestellt, der bisher noch nie riskiert worden war. Jede Ehe ist ein neuer Zuchtversuch, das Wagnis einer neuen Menschenart. Die Leidenschaften entfalten sich, um zu solchem Beginnen Mut zu machen. Denn die Verjüngung des Einzelnen soll nicht nur bedeuten, daß er in seinen Kindern fortlebt. Gleicherweise ist eine Regeneration der Rasse selbst die Hoffnung. Denn Ergänzung mildert und heilt die Übertreibung, in die jeder Menschentypus verfällt. Inzucht steigert unsere Eigenschaften. Das ist ihre Kraft. Aber jede Steigerung einer bestimmten Eigenschaft zerstört die Lebensbreite des Geschlechts. Die Verjüngung besteht ja im „Ent-werden" der allzu starren Formen. Erneuerung ist ohne ein Von-vorn-anfangen nicht möglich. Sprossen alter Geschlechter tragen schon bei der Geburt die starre Maske ihrer bestimmten Sippe. Die Wirkungen der Inzucht sind Summierungen. Es sind automatische Wirkungen wie die Inzucht selbst eine Wirkung der Gewohnheit ist, der größten Nähe, [illegible].

Inzucht ist die Politik des geringsten Widerstandes, ist Kraftersparnis.

Rassenfrage.

Zuchtwahl verlangt die Einschaltung der größten Widerstände, die noch eben fruchtbar und wirksam sind, ist Kräftespannung.

In diesen Sätzen liegt der Maßstab

für die Rassenfrage. Wie Klassen,Staaten,Kirchen die Menschheit spalten, so gliedert sich das Geschlecht in unabsehbar viele Sippen. Aber so wenig Klsaasn, Staaten,Religionen mehr sind als Übergänge und Vorgänge,große Versuche der Gliederung, Einteilung und Verbindung, so wenig auch die Rassen.

Überall wo die Liebeskraft erlischt, wo sich der Mensch nicht mehr mit klammernden Organen an die Welt hält,um ihr seine bessere Hälfte zu entreißen, wird die Rasse stationär werden und bleiben. Wer ohne besondere Leidenschaft den Kreis sprengte, in dem seinesgleichen die Gefährtin gewöhnlich sucht und findet,der handelte sinnlos und aussichtslos. Der Bauer,der aus Eitelkeit ein Stadtkind freien wollte,wird es schwer bereuen. Denn Eitelkeit ist Willkür und Schwäche. Ebenso versagt die bloße Glut der Sinne, wo das Gesetz der eigenen Art allein entscheiden darf. Der Weiße, der aus Brunst bei einer Schwarzen schläft,verdirbt die Rasse. Der Jude,der aus Rassentheorie eine Nichtjüdin heiraten wollte, versündigte sich. Der Deutsche, der draußen mit einer Malayin als Mitarbeiterin haushält,übt keine Zuchtwahl.

Doch das ändert sich mit einem Schlage, wenn das Innerste erregt ist und der Mensch, so weit herausgetreten ist aus der Gewohnheit,daß die Erschütterung nur durch eine wirkliche Ergänzung und Begegnung sich legen kann. Hier schlägt allerdings mit einem Schlage,mit dem Schlag der Herzen,das Neue,

was in den Wanderjahren Schritt für Schritt erwacht ist,endgültig ein in den alten Adam. Hier empfängt der Mensch nur die Bestätigung der Veränderung,die in ihm vorgeht.

Und so können zwei Brüder heiraten,der eine die Nachbarstochter und der andere eine Japanerin, und beide haben nach ihrem „Vorleben" ein Recht auf ihre Wahl.

Unerbittlich wird freilich die Wahl hernach geprüft im Leben. Ob Rassenkreuzung oder Inzucht im Einzelfalle geboten war, ob er die Grenze einhielt, das muß sich bewähren.

Nur soviel ist offenbar. Weder lassen sich die Rassenriegel ohne das Dynamit echter Leidenschaft zersprengen, noch sind sie als unverschiebbar gedacht. Die Art,wie heut über Rasse des Menschen theoretisiert wird, ist ein ewiger Zirkel. Die Zuchtwahl,die der Mensch für sein Leben aus Liebe trifft, hat er allmählich auf alle Tiere übertragen. Dort mischt er auch,so gut er kann, ein Halbgott,Rassen und Arten und versucht durch Kreuzungen zu züchten. So wird der Mensch zum Schöpfer einer erneuerten Tierwelt. Aber nun läßt er sich gern verführen,diese Wissenschaft zum zweiten Male auf sich selber zurückzuübertragen. Dabei scheitert er ganz kläglich. Denn die Tierzucht ist ein schwaches Abbild der Ehen, die unter Menschen die Liebe und Neigung stiftet, ist das Abbild ohne den Urquell,der im Urbild quillt! So wird nun dem Menschen abverlangt, er solle sich und seinesgleichen züchten. Während das Be-

wußtsein doch nur da wirken kann, wo Kräfte erst lodern. Das Bewußtsein berichtigt ja nur die Leidenschaft. Neunzig Mal am Tage, wie heut ~~zorn~~ wörtlich gefordert wird, „so handeln, daß du die Richtung deines Willens jederzeit als Grundrichtung einer nordrassischen Gesetzgebung denken könntest" (Hans Günther), heißt die Liebe neunzigmal am Tage in der Schlinge des Rechts, des Denkens und der Berechnung erdrosseln. Wenn die Rasse zustande kommt, so wird's ein klägliches Gemächte werden. Denn sie stammt nicht aus dem Geheimnis, das ewig ursprünglich in uns tiefverborgen rauscht, sondern aus bloßen Kopfleidenschaften und Antlitzeitelkeiten. Das ist der Unterschied von Mensch und Tier, dass es den Menschen zieht, das Tier gezüchtet wird. Der Zug des Herzens ist das Urwort, Zucht ist bloße Übertragung auf die Tierwelt.

Für den, der theoretisch prüft, sind die Rassen ewig, so wie die Klassen ewig sind. Aber der Revolutionär ruft trotzdem nach der klassenlosen Gesellschaft. Für den, der theoretisch prüft, sind die Staaten ewig. Aber der Krieger ruft trotzdem nach dem Sieg, und die Welt führt wegen der Überwindung der Staaten Krieg. Die Geister sind alle unterschiedlich, unverträglich. Aber der Gläubige ruft trotzdem nach der Einheit über allen Geistern, und die Kultur ringt mit der Barbarei um diese Einheit.

So scheinen der Kampf der Geschlechter, die Verschiedenheiten des Bluts, kraft dessen einer den andern nicht riechen kann, ewig. Aber der Liebende setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um die Geliebte zu erobern, und siehe da, der Bund gelingt. Und er gelingt in unerschöpflicher Fülle täglich neu.

Aber er gelingt nur dort, wo aus der Eroberung Besitz wird, wo die Verbindung ernst genommen wird, wo sie am Ende als Entscheidung fällt, der sich der Mensch mit Haut und Haaren, das heißt mit allen seinen Leidenschaften unterwirft. Dieselbe Weisheit, die dem Menschen die Verwandlung durch Leidenschaft anrät, verlangt von dem Verwandelten das Gegenteil der Leidenschaft: die Pflicht und Pflege; an die Stelle der Ausnahme tritt die Regel, an den Platz der Überraschung jedes neuen Tages tritt „die süße Gewohnheit des Lebens".

Um die Eroberung wertvoll zu gestalten, mußt du sie zuerst einmal ernsthaft nehmen. Um das Weibliche, um die Leidenschaft, für das man sich entscheidet, muß nun alles sich ordnen und drehen, was die Werkzeuge dem Menschen herbeischaffen können. Da wo die Liebe den schweren Schritt tut, der aus ihr ein Gesetz, das Gesetz des Lebens macht, wo sie Ehe wird, verlangt sie Raum um sich, ein Haus. Für heiraten sagt man auch: einen Hausstand gründen. Der Ledige ist dieser Pflicht noch ledig. Aber er hat dafür auch keine eigene Wirtschaft, keinen Haushalt, er stellt keine ökonomische Volkszelle dar. Er macht kein Haus aus in der Gemeinde und im Staat, mit Ansprüchen und Pflichten für Weib und Kinder, von der Hebamme bis zum Staatsstipendium des Kindes, von der Einquartierungslast bis zum Militärjahr des Sohnes. Und der Ledige ist auch jeder Bekenntnispflicht ledig. Nur des Kindes wegen muß sich ja der

Vater zu einem Glauben, einer Weltanschauung bekennen. Nur weil in seinem Haus Einheit sein muß, weil dort Kinder und Eltern dasselbe glauben sollen, muß in Worten davon die Rede sein. Wie käme sonst der Mann dazu sich zu binden an irgend eine Wahrheit, er, der ewige Wanderer und Sucher? Nur aus der verpflichtenden Liebe heraus muß er sich verbindlich machen.

Der Ledige steht noch im „Vorleben". Erst der Gebundene, der sich gebunden fühlt, hat für das Volksleben Gewicht. Denn erst mit ihm kann das Volksleben als mit einer gleichbleibenden Größe rechnen. Diese Tatsache ist uns heut schlechthin verloren gegangen. Bis 1869 hatte in England nur Wahlrecht, wer einen eigenen Hausstand hatte. Im deutschen Recht pflegte der eigene Rauch die Vorbedingung der Genossenstellung in der Gemeinde zu sein. Für Aristoteles besteht das Volk aus Hausständen. Nach Haushaltungen wurde früher das Volk gezählt.

Ein Denker, der die Philosophie zur einzigen Geliebten seines Lebens erkoren hat, spricht bitter von der geschlechtlichen Leidenschaft. Schopenhauer fragt, wozu denn all die Not und Angst in der Welt einzig diene, doch einzig, damit jeder Hans seine Grete finde. Er glaubte damit, eine tiefe Wahrheit zu entdecken. Aber die gesamte Welt - mit Ausnahme der Philosophen - hat nie etwas anderes angenommen. Es ist in der Tat so, daß jeder Topf seinen Deckel finden will, nur so und garnichts weiter. Und die

Völker haben daher früher erst den für ein eigenes Glied des Volkes angesehen, der sich soweit zurechtgefunden hatte, daß sich sein Platz in der Welt deutlich erkennbar bezeichnen ließ.

Aber das ungeheure Pathos dieser Liebesentscheidung liegt darin, daß nun aus dieser Wurzel auch alles wieder neu erwächst und erzeugt wird, was die menschliche Art braucht. Das Haus ist jener Schauplatz, auf dem das Liebesgeheimnis, das immer Geheimnis bleibt und bleiben muß, nach außen greifbare Gestalt gewinnt. Hier darf es Früchte tragen. Hier wird es öffentlich. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Die Liebe darf nur in ihren Wirkungen bekannt werden. Von ihr selber spricht man nicht. Man spricht um sie herum. So verlangt es jedes rechte Weib. Und man spricht davon wenn das Haus steht, wo dem, nicht von der Hausfrau.

Aber eben hierin hat sich heute das Verhältnis zwischen Liebe und Ehe umgekehrt. Die Anarchie der Liebe, die der Steigerung der Ehe vorbereitend dienen sollte, ist heute Maßstab der Ehe geworden. Die Ehe tritt unter die Frohn der Leidenschaft. Die Zeit des Hauses wird der des Wanderns angeähnelt. Die Ehe wird eine Wanderschaft zu zweien. Die Treulosigkeit wird durch Befristung und Scheidung ein Merkmal der Ehe, statt ein Merkmal des Vorlebens zu bleiben.

Der Ledige steht im Volke wie der Ehemann, das Mädchen wie die Hausfrau da. Von den Wir-

nur solange den Ernst, als sie alles zu wagen oder zu verlieren hat.. Ohne Folgen wird alles ein schales Spiel. „Was ist Liebe, was ist Glück, was ist Stern"? wenn doch morgen die Liebe und das Glück von vorn beginnen, wenn doch nirgends die Abenteurer sich in den bleibenden Besitz des Lebens setzen wollen? Alsdann wandelt sich der große Versuch zu leben in ein unschädliches Experiment im Schulzimmer der Gesell = schaft, während dessen man über seine eigene Verliebtheit ironisch lächelt. Mit diesem Lächeln erstirbt das Leben. Denn es reißt in Stücke, sobald der Liebende sich nicht mehr der Herrschaft über seine Werkzeuge, zu denen auch die Vernunft gehört, rühmen kann, sobald diese Werkzeuge sich über ihren Ursprung, die Leidenschaft, erhaben dünken und diese zerkritisieren.

Der Staat, der das Kinderkriegen zu einer Art Patriotismus gesetzlich stempeln möchte, die Wirtschaft, die mit der Leidenschaft Menschenökonomie treiben will, die Kultur, die die eine freie Liebe predigt, zeugen alle drei in ihrer Weise von der Armut und dem Frost, der hier die Gattung schon befallen haben muß. Denn in all diesem ist das punctum saliens, der Welterneuerungspunkt, nicht mehr die Stelle, wo die Art der Eigenart verjüngt entsteigt sondern bloße Zwecke der Art, wie Essen, Schützen, Denken, werden zu Richtern ihres Daseins. Bevölkerungspolitik ist ein Symptom für eine Erschöpfung der Volkskräfte.

Der widerstandslose Sieg der unfruchtbaren Leidenschaft über die Ehe und diese Vorherrschaft der Volkszwecke über die Volkskräfte sind nur zwei Seiten derselben Sache. Die Leidenschaft, der man den Widerstand nimmt, verebbt. Wird der Leib zur Dirne, die Vernunft zur Hure, die heute dem und morgen jenem dienen, so wird es eine Sache der Berechnung,wieviel „Liebe" und wieviel „Kultur" jedem zustehen. Dann erwacht der Neid. Denn dann hört das bestimmte Einzelschicksal auf,ein einzelnes und eigenes zu sein. Liebe ist ja nur durch ihre Früchte etwas Eigenartiges. Ein Paar wird erst durch seinen Haushalt etwas Besonderes. Eine Leidenschaft wird nur durch ihre Wirkungen seltsam und einzig. Nun werden Früchte, Haushalt und Wirkungen gekappt. Der kahle Vorgang des Genusses ist allen Menschen gleich. Nun wird ein allgemeines Gut und Anspruch der Allgemeinheit leicht daraus. Neid entsteht nur, wo verglichen wird. Das Wesen der Liebe ist ihre Unvergleichlichkeit. Sie ist in jedem und für jeden Fall ganz anders. Wird das Geschlechtsleben und die Fortpflanzung zu einem Sexualproblem für Ökonomen,so müssen Neid, Berechnung und Bequemlichkeit an die Stelle des Haushalts die unfruchtbare Wüste des Genusses setzen. Die Zerstörung der Privilegien des Hauses und der Haushaltungen zu Gunsten aller Individuen,die wir heut finden, hatte bessere Gründe und tiefere,als in der sexuellen Emanzipation und Aufklärung und der Rassenhygiene,die sie heut ad absurdum zu Ende den-

ken, gebahnt wird. Es war die Rücksicht auf die Genialität der Liebe, die dem großen Einzelnen den Weg zu neuer Artung des Geschlechts freigeben wollte. Das Beispiel Dantes wurde schon erwähnt, wo Leidenschaft aus weltlichem Minnedrang und Glaubensgluten ein unerhörtes neues Ziel hervorbildet und erreicht. Solche Bahnen wie Goethe, wie Napoleon sie gebrochen, führen über das Fortleben der Art zu neuen Typen der Menschheit. Und jeder neue Beruf: vom Helden und Sänger und Fürsten bis zum Volksbildner, Ingenieur und Arbeitersekretär legt den Keim zu einer neuen Art, zu einem Erbsystem. Die Leidenschaft trägt hier eine Frucht, die weit vom körperlichen Stamm fällt: Der Mensch sät nicht leiblich, sondern geistig seine Form unter die Nachkommen aus.

Dem hat die Zeit gehuldigt, als sie dem Individuum die Rechte gab, die sonst nur der Haushaltvorstand besaß. Deshalb zertrach sie alle patriarchalischen Formen, das heißt Väter- und Mütterprivilegien, weil sie eine neue Vererbung der Individuen auf neuen Bahnen brauchte für ein neues Dasein. Sie brauchte den Selfmade-man, den Politiker, den Techniker, den hochgelernten Arbeiter. Sie brauchte neue Typen, eine Verjüngung also der Art und Gattung Mensch. Und nun machte sie sich zunutze, daß der Mensch nicht nur in seinen Kindern sich verjüngt, sondern daß diese Verjüngung - wenn auch nicht so

radikal - ihm selber im Lauf des eigenen Lebens möglich ist. Die Zeugungskraft und Leidenschaft ermöglichen dem Individuum ein Stirb und Werde wie der Gattung. Und so kann der Bauernsohn Arbeiter oder Pfarrer werden, Lloyd George Premierminister, Goethe der unbestrittene Dichterfürst, Napoleon nicht nur selber Kaiser, sondern auch Eidam eines Kaisers. Hier also liegt das Recht des Individuums begründet. Weil man neue Artung dringend für eine veränderte Welt brauchte, deshalb mußte man Millionen Keimen den Weg von den Ahnen weg freigeben in unbekannte Formen. Also auch hier dient das Individuum der Art. Es stellt eine neue Eigenart in die Welt, es verjüngt seine Eigenart zu einer neuen Abart noch innerhalb des eigenen Lebens.

Das Maß des Individuums, des Einzelnen bleibt dabei aber immer der Ernst, mit dem er liebt und leidet. Also ist dieselbe Grundkraft des Artgefühls und Gattungswillens der Grund auch seines Anspruchs. Nur weil sich auch der Einzelne verjüngen kann, und in sich selbst einen ganzen Seelenhaushalt darstellt, sein eigenes Königreich, seine eigene Kirche, das ganze Universum in ihm wohnt, nur deshalb gibt das Volk ihm Freiheit. Nur solange kann es ihm Freiheit lassen. Nur solange das Individuum universal bleibt, ist ja Hoffnung, daß die Art aus ihm erneuert und in ihm verjüngt wird. Ein ausgeblasenes, taubes Individuum ist für die Menschheit ein Schädling, der nicht schnell genug zertreten werden kann. Menschen ohne Liebes- noch Leidenskraft wären freilich

besser nie geboren. Denn sie werden ja nie lebendig. Sie enthalten nie in sich das tiefe Geheimnis der Art, das Stirb und Werde, die Leidenschaft, die zur Entsagung, die Liebe, die zur Ehe geläutert werden. Sie sind gleichgültige Formen, die essen, trinken und die Nachts gut schlafen.

Volk.

Das Volk aber ist und bleibt nur der lebendigen und todesmutigen, der liebenden und leidenden, der das Geheimnis der Nacht wahrenden und die Aufgaben des Tages gestaltenden, der geboren werdenden und sterbenden, der heut schon ihren Mann stellenden und morgen noch voran gehenden Menschen Inbegriff. Es erträgt und zählt zu sich nur die, die gebunden sind oder sich binden werden, die Söhne und die Stammväter, die Töchter und die Stamm-Mütter, und die Knaben und Mädchen, die aus einem zum andern werden. Individuen ohne jenen Artkern, ohne Eigenart zum mindesten, also Menschen, die weder geliebt werden noch selber lieben, die darum auch nicht mehr leiden können, fallen als Schlacke aus dem Volke heraus. Aber jedes Wesen, das erzeugt ist, sollte ja in Liebe gezeugt worden sein. Jeder Säugling erfährt Liebe. Wie würde er sonst groß? Es gibt kein Menschenkind, das ohne jede Liebe entstünde. Und so hält mit irgend einer Liebe das Volk noch jeden Sprossen umklammert. Aber freilich: es kann zu wenig Liebe diesen Sprossen halten. Und er kann so der wenigen Liebe, die ihn trug, vergessen und wähnen, frei.

besser nie geboren. Denn sie werden ja nie lebendig. Sie enthalten nie in sich das tiefe Geheimnis der Art, das Stirb und Werde,die Leidenschaft, die zur Entsagung, die Liebe, die zur Ehe geläutert werden. Sie sind gleichgültige Formen, die essen,trinken und die Nachts gut schlafen.

Volk.

Das Volk aber ist und bleibt nur der lebendigen und todesmutigen,der liebenden und leidenden, der das Geheimnis der Nacht wahrenden und die Aufgaben des Tages gestaltenden, der geboren werdenden und sterbenden, der heut schon ihren Mann stellenden und morgen noch voran gehenden Menschen Inbegriff. Es erträgt und zählt zu sich nur die,die gebunden sind oder sich binden werden, die Söhne und die Stammväter,die Töchter und die Stamm=Mütter,und die Knaben und Mädchen, die aus einem zum andern werden. Individuen ohne jenen Artkern, ohne Eigenart zum mindesten,also Menschen, die weder geliebt werden noch selber lieben, die darum auch nicht mehr leiden können,fallen als Schlacke aus dem Volke heraus. Aber jedes Wesen,das erzeugt ist,sollte ja in Liebe gezeugt worden sein. Jeder Säugling erfährt Liebe. Wie würde er sonst groß? Es gibt kein Menschenkind,das ohne jede Liebe entstünde. Und so hält mit irgend einer Liebe das Volk noch jeden Sprossen umklammert. Aber freilich: es kann zu wenig Liebe diesen Sprossen halten. Und er kann so der wenigen Liebe,die ihn trug,vergessen und wähnen,frei.

als Individuum,im Weltraum unverpflichtet dazustehen.

Der Fluch der Ahnen.

Die Liebe kann vergessen werden,verdunkelt und durch Böses in Haß umgebogen scheinen. Der lieblos Gezeugte,dessen Keimen die Eltern mit Verdruß entdecken,der Sohn aus einem bloßen Rausch,aus einem Verhältnis, von dem man keine Folgen wünschte,muß den Eltern fluchen,weil sie nicht eigentlich geliebt, nicht ihrer Liebe vertrauen wollten,sondern nur die Leidenschaft gemeint haben. Der Schwachgeborene, dessen Eltern sich nicht ergänzen wollten, sondern nur aus Klugheitsgründen zusammengingen,sieht sich um den Anspruch betrogen,ein Verjünger des Stammes zu sein. Der Nachkomme aus verfluchtem Samen spricht trauernd: Wohl dem,der seiner Väter gern gedenkt! Krankheit fesselt das Kind des Syphilitikers, des Schwindsüchtigen, Verkümmerung den Nachwuchs des Säufers. Und selbst dort,wo die Art unverderbt bleibt,rüsten die Eltern das Kind vielleicht für den neuen Lebenskampf nicht aus,weil sie ihm fremd sind, und diese neue Lage des Kindes nicht übersehen können.

Und so hängt über den ins Fleisch Geborenen der Fluch der Ahnen. Die Vererbung und ihre Regeln werden deshalb von denen so gern studiert,die unter dem Verhängnis der Vererbung stehen. Wer „in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig" war,pflegt unnachsichtig nur der Kette zu fluchen,an der er zeit-

lebens zerren muß: der Kette der Entartung. Das Wesen der Vererbung wird dort entdeckt,wo es das Leiden des Erben ausmacht,in einer proletarisierten Zeit,die ihre Kinder widerwillig empfangen hat,und nur mit öffentlichen Einrichtungen, Säuglingsheimen, Fürsorge usw. sie hochzubringen vermag, geboren zu sein.

Der Ahnenstolz.

Alles was nicht als Liebeswirkung an dem Kinde geschieht, beleidigt instinktiv seinen Stolz. Es will mit Freuden empfangen und begrüßt und aufgezogen werden. Nicht was es mitbekommt,entscheidet über seine eigene Liebeskraft, nein,wie es das Seine mitbekommt,das allein gibt ihm selber den Mut zum eigenen Leben,das ja einst wieder freudig aufbrechen muß,um sich in Liebe zu bewähren.

Aller Stolz der Ahnen ist Stolz auf Liebe; diese Liebe kann durch Jahrhunderte sich aufgespeichert haben durch immer neue Rechtschaffenheit der Art, durch immer neue Ergänzungen des Wesens, immer erneute Hingabe der Eltern an die Kinder. Dort wo dieser Stolz zerbrechen muß, weil er Nachlassen der Liebe und infolgedessen an sich selber Vernachlässigung spürt, kehrt sich der Stolz um. Wer seiner Ahnen nicht gern gedenkt,wer sich seines Namens glaubt schämen zu müssen,wer seinem Blute feind ist,der zerbricht die Kette der Geschlechter. Er wird sein eigener Ahnherr. Er versucht es wenigstens

zu werden. An die Stelle des Stolzes tritt der Trotz.

Der Trotz.

Der trotzige Prolet ist der Mensch, der seinen Ahnen und allen Ahnen flucht. Er trotzt auf seine Kraft. Prometheus leugnet seine Ahnen. Er ist Titan. Er weiß nur von sich selbst und seiner Kraft. Der Entwurzelte schließlich ist der schwächere Bruder dieser beiden: er entläuft der Art. Er vergißt ihrer . Und durch dieses Vergessen taucht er unter in der Masse.

Sie alle zerstören das Volk. Dennoch sind sie wohl zu sondern.

Stolz und Trotz sind beides Sicherheiten für ihre Träger. Beide schließen uns nach außen ab. Je schwächer sich ein Mensch als Einzelner fühlt, desto mehr tritt er hinter die harte Rinde des Stolzes. Deshalb wachsen Dummheit und Stolz an einem Holz. Trotz ist Stolzersatz. Er ist vorweggenommener Stolz. Beide trotzen: Prolet und Titan, der in seinen Ahnen verfluchte und der prometheischen Mensch.

Der Prolet.

Aber der Prolet hat sich um die Auflösung des Trotzes, um die Lösung vom Fluch gebracht, weil er dem Ahnen wieder flucht. Er kann seines Lebens nicht wieder froh werden, weil er im Trotz verharren will. Die Waffe, die vorübergehend gut wäre, die Blöße des Plebejers zu bedecken, erstarrt zum

Selbstzweck,schlimmstenfalls sogar zum Proletkult. Der Trotz,hinter dem nicht Liebeskräfte ringen,um den Fluch in Segen zu verwandeln, findet nur die Vergötterung der Unfruchtbarkeit als Inhalt seines Lebens. Denn er hat ja nicht nur seinen bestimmten Ahnen geflucht,sondern dem Wesen der Vererbung selber,der Folge der Liebe und ihrer Frucht an und für sich. Die Lehre vom Individuum und seinem absoluten Recht zwingt ihn,den einzigen Rettungsweg auszuschlagen, der ihm offen stünde: besser,entsagender,das heißt ja: wirkungsvoller als seine Ahnen zu lieben. Die Kette dadurch zu zerbrechen,daß er aus Liebe aus ihr heraustritt. Also daß der Kranke auf die Ehe verzichte,daß der Dekadente sein Blut von weither bessere, daß der Unbegabte in den Stufen der Berufe heruntersteige. Jede solche Entsagung bräche den Fluch der Ahnen. Aber jede solche Liebe spottet der allgemeinen Vorschrift. Denn sie muß und kann nur aus diesem bestimmten Nachkommen heraus dem Haß entgegenspringen,der in ihm frißt. Es gibt kein allgemeines Verhängnis. Jeder hat das Seine. Und jeder kann nur selber das seine durch liebenden Zusammenhang befreien. Bande des Schicksals können nur durch freie Verbindungen gelindert werden. Die Fessel der Verwandtschaft lockert sich einzig durch Wahlverwandtschaft. Dies alles aber versagt sich der Prolet. Wie das gebrannte Kind jedes Feuer scheut,auch jenes, das es wärmen würde,so scheut der Proletet das Schmelzfeuer der Leidenschaft,weil er sich mißraten fühlt.

Hier zeigt sich wieder,was das A und O jeder Erörterung der Leidenschaft bleiben muß ,daß nur wer des Geheimnisses teilhaftig geworden ist,von dem Geheimnis weiß und an das Geheimnis glaubt. Liebe ist zwar jedem durch die Art,wie er gezeugt wird und geboren, zugesichert. Aber wo die Dankbarkeit,die schamhaft in dieser Liebe sich geborgen fühlt,einmal zertreten und zu Haß geworden ist,wo der Mensch sich mit andern Menschen nur noch öffentlich verbinden will,ist er aus der zweiten,tieferen,geheimen Gemeinschaft ausgeschieden. Das Geheimnis des Lebens, da es öffentlich nur an seinen Wirkungen erkannt wird,ist unmitteilbar dem,der nicht unbewußt mehr sich ihm hingeben kann. Der Prolet kann wohl der Menschheit sich verbunden fühlen : der Wirtschaft,dem Zukunftsstaat, der Wahrheit,kurz allen Tagesgöttern. Aus dem zweiten Bunde der Menschen,der dem ersten und sichtbaren der Menschheit allezeit vorangeht und zu Grunde liegt, aus dem,was wir im Gegensatz zur Menschheit als Menschengeschlecht bezeichnen, trennt ihn sein Trotz. Die junge Bolschewistin mit der flachen Brust,rollenden Auge,überschriener Stimme, ist der traurigste Typus dieses Menschen,dessen Kräfte nur noch im Tageslichte der Menschheit verzehrt werden, aber den Frieden des Menschengeschlechts nicht kennen.

Genius.

Anders trotzt der Titan als der Prolet. Er ist wohl auch der Einzelne, sein eigener Ahnherr. Aber er bildet Menschen nach seinem Bilde,er ist„Men-

schenvater", wie Prometheus füglich in der Pandora heißt. Er will Enkel und Urenkel erfreuen mit seinem Genius. Er scheidet sich nur deshalb vom gemeinen Menschengeschlechte, weil seine Taten es zum Ungemeinen emporziehen sollen. Der Titan will „groß beginnen", einen neuen Ursprung legen. Er verschenkt Keime der Nacht in die Reiche des Tages hinein. Sein Genius zeigt der Menschheit die Sternbilder am lichten Tage, die das Menschengeschlecht in stiller Nacht regieren. Er entzündet seine Wahrheitsfackel, seine Kriegerkühnheit, seine Unternehmungslust an dem Feuer, das nächstens und ursprünglich als die Quelle des Lebens in ihm wie in uns allen brennt. Er rechnet stillschweigend auf den Fortgang des gemeinen Menschengeschlechts. Denn wem anders als diesem gelten seine Blitze und Funken und Feuerkugeln? Der Genius der Menschheit begleitet das Menschengeschlecht, er verrät und er zertritt es nicht.

M a s s e.

Der dritte Abtrünnige ist bloß abtrünnig ohne den Trotz zum Fluch und ohne den Trotz zur Tat: Er ist die Masse. „Masse Mensch" ist heute die Masse, die ohne das Geheimnis der fruchtbaren eigenen Leidenschaft dahinlebt. Diese ist ausgeschlossen vom Tische des Lebens, weil sie sich ungläubig selber ausschließt. Es ist der „allgemeine" Mensch, der ängstlich in den Allgemeinheiten seines Standes, der Konvention, der Masse, der Kirche, der zufälligen Gruppe sich bewegt und wohlfühlt, der in allen Stän-

den zu Hause ist. Aus dieser Masse gibt sich der Reiche mit guten Diners und Theaterbesuchen ebenso zufrieden, wie der Arbeiter mit Zigarettenrauchen und Kinobesuch, oder wie mit Kaffeeklatsch und Sonntagsgottesdienst der Mittelstand. Jeder Stand hat sein Theater und seinen Magentrost, den als „Brot und Spiele" schon der Römer für die Ruhe der Massen forderte.

Im Spiel und der Sportleidenschaft hat diese Masse den Leidenschaftsersatz, den Sinnlichkeitenspiegel, weil sie selbst zu ihrer eigenen leidenschaftlichen Entscheidung unfähig ist.

Masse ist ihrer eigenen - von allen übrigens geteilten - Begriffsbestimmung nach stets nur scheinlebendig. Der Schein des Lebens entsteht durch die Vielköpfigkeit und Vielstimmigkeit. Wenn tausend Hände Beifall klatschen, das Parkett in Tränen schwimmt, so meint man freilich Wunders, was getan sei. Im Grunde ist garnichts geschehen, man war im Theater und spielte die Rolle, die im Theater der Masse zugewiesen ist, die Rolle des Publikums. Aber das Liebespaar, das sich beim Wort des Dichters im Winkel plötzlich seiner Liebe gewiß fühlt und verbunden heimgeht, löst sich aus der Masse und findet sich zum Volk erlöst.

Erlösung der Masse.

Masse ist der ungelöste, unangegliederte Teil des Volkes, der entweder den Anschluß schon verloren hat oder auf neuen Anschluß wartet. Dieser Anschluß geschieht durch höhere Gewalt. Diese reißt

Menschen aus der Masse und dem Massendasein los und gliedert sie ins Volk zurück. Denn wo der Ring des Volkstums einmal zerbrochen ist, bedarf es eines Eingriffs, eines Angriffs auf den verstümmelten, vom Leben abgeschnittenen Menschen, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Wer mißmutig vergessen hat, wie er selber geliebt worden ist, wer dies Getragen-werden von den Hüllen fremder, elterlicher Leidenschaft nicht spüren kann, der kann nicht selber in das Leben der Art, in die Leidenschaft hineinwachsen, die Frucht trägt. Denn um zu leben, muß ein jeder aus einem Hafen heraus lieben können, indem er selbst in seinem Kern sich erkannt und anerkannt, geborgen und geliebt weiß. Ohne die Erinnerung an den Liebeshafen, die elterliche Ehe, aus der das eigene Lebensschifflein ausfährt, oder die Auffindung einer neuen solchen Friedensinsel, fällt der Mensch der Betäubung des Alltags anheim. Die Spannweite der großen Figur, die er von der Geburt bis zum Tode ausmachen kann und soll, sinkt zusammen. Ohne diese Spannkraft ist der Mensch ein Spielball seiner und fremder Launen, eben das, was wir Masse nennen.

Darum also gelingt die Wiederherstellung nur durch eine ausdrückliche Anrede, die ihn plötzlich aufweckt, so wie jenes Liebespaar im Theater erst aus dem erlösenden Worte des Dichters den Mut zu seiner eigenen Liebe findet.

Persönlichkeit und Masse.

Aber während Masse dem Volk nur durch ge-

waltige Erschütterungen wieder zugeführt werden kann, stehen Masse und Persönlichkeit, Herdentier und Held sich nicht feindselig gegenüber. Vielmehr gehören beide zusammen, weil der Übermensch der Masse nicht gern enträt. Das Pathos des genialen Redners braucht die Masse, um sich an ihr zu steigern. Die heilige Nüchternheit des Genius lechzt ab und zu nach dem Rauschtrank der Massenbegeisterung. Denn der Genius kann der Masse schneller und leichter seinen Überwert aufzwingen und aufprägen. Er sieht hier schneller den Erfolg, weil sie mit sich machen läßt, was er will. Es hat ja keine Folgen. Es ist der Begeisterungssturm für diesen Abend. Morgen folgt nichts daraus. Es folgt statt dessen darauf etwas, nämlich etwas Neues. Für ein Großstadtauditorium „die Sensation der Saison" zu werden, ist weniger schwer, als in einem Bauerndorf ein Jahr lang mit Anstand und in Frieden sich behaupten. Wenn der geniale Mensch der Masse schmeichelt, so verbindet sie beide ihre Anormalität, ihre geschlechtliche Anderswertigkeit. Masse und Einzelner bedrängen also den lebendigen Volkskörper; durch ihre Absonderung wird seine Kraft eingeschränkt und kann durch ein Übermaß von beiden tötlichen Schaden nehmen. Einzelner Genius und Masse zehren beide am Mark des Volkes. Beide höhlen den Stammbaum aus: jener durch Übermenschentum, diese durch Nichtswürdigkeit. Die Genialität der großen Einzelnen, der Übermenschen, die das Geheimnis der Gattung in ihrer eigenen Individualität durchleben

möchten und auch können, sagt sich von dem gemeinen Herdenmenschen verachtend los. Der Künstler, das Genie trachtet einzig nach seinem Werke. Denn durch sein Werk hofft er eine neue Art Mensch in die Welt zu setzen. Nietzsche hat durch seinen Zarathustra, d.h. durch ein Buch statt durch sich selber, durch geistige Zeugungskraft statt durch leibliche, ein neues Geschlecht in die erkaltende, leidenschaftsleer gewordene Philisterwelt hineinzuzeugen gehofft. Genius heißt ja der Erzeuger. Der Übermensch soll als Frucht unerhörter persönlicher Leiden und einer entsagenden Zuchtwahl Zarathustras „emporgezüchtet" werden.

Liebhaberei.

Die Masse umgekehrt verzichtet auf Zucht und Zeugung. Sie läßt den Einzelnen seinen Liebhabereien nachgehen. Liebhaberei ist das Verkleinerungswort für Liebe. Es ist die Neigung ohne Leidenschaft oder vielmehr mit ungefährlicher Leidenschaft. Denn die Leidenschaft zu leben ist natürlich in uns allen bis zum letzten Atemzug wirksam. Ein Beispiel des ungefährlich Liebenden ist der Sammler, der Liebhaber irgend eines Dings auf Erden, das er in allen seinen Abarten durchaus in seinen Besitz bringen will. Seine eigentliche Leidenschaft sind aber nicht die einzelnen Stücke, sondern der Vorgang der Ergänzung setzt ihn in Spannung. Daß die Sammlung vollständig werde, ist sein Ziel. Stück für Stück vollenden den Stammbaum, jede Abart der Gattung, die er gerade sammelt: ob nun Napoleonsandenken, „Nervö-

se Leidens"=Bücher, Niederländer, Notgeld oder Nußbaumarten sollen vertreten sein. Beschädigte,auch nur winzig verstümmelte Stücke wirft er als Entartungen bei Seite. Der Sammler überträgt so die Vollendungsleidenschaft, die große Liebe zur ewigen Erneuerung der Art auf seine Liebhaberei. Es sind gewöhnlich Menschen, die den Einsatz der Leidenschaft ins Leben selber scheuen odsr nicht nötig haben oder solche, die altern. Sammeln ist eine liebenswürdige Form des Alterns, des Unschädlichwerdens unserer Leidenschaften, eine Abschwächung der Kraft.

Wenn solche Abschwächungen häufig werden - wie z.B. in Frankreich fast auf jedem Dorfe ein solcher sammelnder Rentner oder mehrere sich finden -, so ist das vollwertige Menschentum im Rückgang,das seine Leidenschaft dem Fortgang der eigenen Art von Fleisch und Blut dienstbar macht. Die Sammelwut ist natürlich nur eines der vielen Symptome dafür, wenn in einem Volke die Lüste und Launen des Alltags über die große Linie des Lebens zu triumphieren beginnen.

Der August 1914.

Wie sehr Masse und Genieverehrung zusammenhängen, haben wir 1914 erfahren. Hier brachte der Krieg beiden Ausscheidungen des Volkstums die Kriegserklärung.Denn der Krieger wurde damit zur Ordnung des Volkes gerufen; der Ruf zu den Fahnen des Jahrgangs 1898 oder 1888 ist ja der Ruf in die Geschlechterfolge des Volks, die unerbittliche, zurück. Es

fielen also beide Möglichkeiten fort: die eine, sich nach unten, die andere, sich nach oben dem Volkstum zu entziehen. Der Weg zur großen Vereinzelung, zum genialen eigenen Lebenswerk - und wie viele glaubten sich damals gerade auf ihn wagen zu müssen - entfiel mit einem Schlage und es fiel die Flucht in den platten Alltag fort.

Wie wirkte nun dies Abschneiden beider Möglichkeiten? Die Frage scheint kaum zu beantworten. Es läßt sich wohl das Beispiel eines genialen Menschen von 28 Jahren damals nennen, der in den ersten Augusttagen fiel, und der den Krieg als höchste Begnadigung empfand und wie zur Brautnacht - wie er es geheimnisvoll nannte - in den sicheren Tod zog. Denn er fühlte die ungeheure Zentnerlast des Genies: universal zu sein, ein Individuum, in dem die Art sich spiegelt, plötzlich von sich genommen. - Die Ärzte wissen ferner, wie viele Neurastheniker damals genasen.

Auf der anderen Seite entdeckten die Arbeiter ihr Vaterland, d.h. sie fanden neben der Vorstellung der Masse plötzlich die andere des Volkes in sich energisch wirksam. Indessen die Vereinfachung der Nerven bei den „Einzelnen", die Erfüllung mit einem neuen Inhalt bei der Masse wird über alle persönliche Erfahrung hinaus an einer großen Handlung sichtbar, die damals den Kriegsausbruch begleitet.

Mobil bedeutete damals etwas Doppeltes: Abschluß mit dem bisherigen Leben, Beginn eines neuen.

Wie schließt nun der Mensch mit seinem „Vorleben", mit seinem bisherigen Leben ab, wenn es zur Entscheidung kommt? Er läßt sich kriegstrauen.

Kriegstrauung.

Bei der großen Welle der Kriegstrauungen kommt es nicht darauf an, ob sie im Einzelfalle ein Unglück, oder ein Glück waren, ob z.B. die Braut des Prinzen Adalbert von Preußen besser noch zugewartet hätte, sondern die große Notwendigkeit in ihr, die manche Alten kaum begriffen, ist die Reinigung des Lebens. Erst durch die Trauung werden die Lüste und Launen der Wanderjahre vom Tische gefegt. Sie werden zu dem gestempelt, was sie waren: flüchtige Stunden, Träume, Ansätze und verlorene Liebesmüh. Herausgehoben aber wird der eine entscheidende Entschluß, der dem Leben die Bahn bestimmt. Mit dem Entschluß zur Ehe ist der Jüngling vergangen und der Mann tritt hervor. Die Einberufenen und die Kriegsfreiwilligen gaben sich mit der Kriegstrauung noch die endgültige, die männliche Gestalt. Sie bestimmten ihr besonderes und eigenes Schicksal, bevor sie in das Allgemeine des Krieges aufgingen. Und sie bestimmten es, so wie es weder die genialen noch die Massenindividuen je wahr haben wollen: sie fanden ihre Bestimmung in der Bestimmung der Gattung wieder. Die Kriegsgetrauten aber haben eben dies wahr haben wollen. Denn die Trauung sollte ja nichts als diese Wahrheit öffentlich feststellen und unverrückbar festhalten.

Gerade dort, wo die Kriegstrauung wider die Erwartung plötzlich zwei Menschen vereinigte,wo sie gleichsam über die Köpfe weg sich aus dem Wirbel „von selbst" ergab, bildet sich deutlich die entscheidende Wendung. Das Leben der eigenen Wünsche und Launen,des Schlenderns, Säumens, Planens, Ränkelns, Träumens empfing plötzlich „den entscheidenden Dreh"; es wird nun überhastet in seine Form gegossen, der es längst schon unbewußt zustrebt.

Die Söhne des Volks, die ins Feld zogen, „avanzierten" erst noch zu Männern. Indem sie noch ihr Haus bestellten,dadurch daß sie vor dem „Standesbeamten" nun in den Stand der Ehe traten,hatten sie daheim wirklich Haus und Hof zu verteidigen. Das Haushaltungsprivileg wurde hier ganz von selber wieder in seine Rechte eingesetzt.Daß nämlich meistens erst der eigene Herd dem Manne die innere Selbständigkeit und Sicherheit verleiht,deren er bedarf,um draußen „seinen Mann zu stehen".

Aber diese Mannwerdung durch die Ehe war erst ein Abschluß. Denn das Haus um die Gattin herum,das eigene Heim blieb meist ein Traum. Die jungen Ehemänner fielen zu Tausenden. Das Pathos ihres Eheschlusses sammelte sich allein in ihrem Tode. Ihren kriegsgeborenen Kindern und dem ganzen Volke konnten sie das ganze gesammelte Erbe ihrer Jugend also nur in dieser sozusagen abgekürzten Form vererben. Hingegen der ganze reiche Inhalt eines Lebens

und Wirkens als Vater, reich, weil er aus den Jugend=leidenschaften hinüber ins Alter durch den männlichen Entschluß zur Ehe hindurchverwandelt worden war, blieb ungelebt. Die geistige Erbfolge dieser Väter bleibt unwirksam nach dem verlorenen Kriege. Die Kriegsgetrauten sind Männer und Väter innerlich ge=worden, aber ohne Zeit zu haben, diese Eigenschaften im Laufe eines Menschenalters auszuwirken.

Umgekehrt nun die Menschen nach dem Kriege!

Wieder brach ein Heiratsfieber aus, wieder übereilte Ehe, aber dabei doch ein Bild des Liebes=taumels abenteuerlicher Existenzen, grundloser Will=kür, zuchtloser Schieber. Und hier sehen wir nun das äußere Bild der Ehe sich entfalten. Die Gatten leben zusammen, Kinder werden geboren. Aber ein Gefühl sagt uns in vielen Fällen, daß gerade jene Weihe der Mannwerdung hier fehlt. Die Verantwortung zum Mann und Vater wird hier oft dunkel in der Form betätigt, daß der junge Mann eine Braut heimführt, die älter ist als er. Dann erheiratet er sich mit ihr ein Stück Vätererbe und Volksüberlieferung, das er selber nicht mehr erwerben konnte und nun in diesem zuchtlosen Chaos nach dem Kriege auch schwerlich noch erwerben kann.

Dort also 1914 kommt es zur Zuchtwahl, kommt es zur inneren Formung, aber ohne Wirken. Hier kommt es zur äußerlichen Ehe, zur äußeren Formung, aber ohne jene innere Substanzveränderung, die den Menschen aus der Jugend ins Alter hinüberbefiehlt. Es ist ja

eben diese Markveränderung des Individuums, auf der das Wirken des Genies beruht. Der Mensch durchläuft tatsächlich in seinem Einzelleben Stufen, muß sie durchleben, die jedesmal ein Stirb und Werde, eine Artverjüngung und Verwandlung mit sich bringen. Vor dem Kriege hatten wir nur zu viel einzelnes Bestreben in dieser Richtung. Jeder wollte sich nicht nur durch die eigenen Stufen entwickeln, sondern alle Grade der ganzen Menschheit in sich selber durchkosten. Der Genius, sahen wir, benutzt den Keim zum ganzen Stammbaum, der im Individuum leigt, um mehrere Generationen in sich durchzuleben.

Der Nachkriegsehemann hingegen ist in der Gefahr, nicht einmal seine eigenen Lebensstufen durchzukämpfen. Er ist ohne „Vorleben" Ehemann und Vater. Er trifft nirgends auf jene Widerstände, die das Streben des Jünglings sich verdichten lassen bis zur gesammelten männlichen Tat. Er wird vielmehr schon mit zwanzig Jahren Politiker, Studentenführer, Wandervogelleiter, kurz eine „bekannte", eine öffentliche Person. Die Zeit betrügt ihn um die Unverbindlichkeit der Wanderjahre. Der Knabe versucht direkt Mann zu werden.

Der Krieger von 1914 wurde im letzten Augenblicke Mann. Der Jugendliche von 1920 wird vom ersten Augenblicke an als Mann behandelt. Jener entbehrt des Mannesalters zum Auswirken - denn er fiel. Dieser entbehrt der Wanderjahre zur Vorbereitung - denn er ist zu früh ins Leben eingetreten.

Dadurch wird das Volk um die große Wende betrogen,die sonst im Ablauf der Jahre unablässig aus seinen Söhnen Väter macht. Heute werden diejenigen leiblich Väter, die noch nichts geerbt,noch nichts erwandert, nichts verwandelt haben. Und damit droht ein Geschlecht heranzuwachsen, dessen Leben, Elternhaus, Erziehung nicht die Früchte großer Leidenschaften darstellen, in dessen Leben nicht die Gesamtwirkung eines Mannesdaseins hineinwirken kann, weil sein Vater von dieser großen Aufgabe und Bahn nie etwas erfahren hat. Fehlt nicht überall der letzte Enst? Woher soll er kommen, wenn nirgends sparen, bauen, gründen in dem Geschiebe, Geruder und Gewirre des Alltags möglich scheint.

Vaterschaft.

Eine Lehre der Väter und für Väter täte not,in die das Lebenserbe aller der im Krieg Gefallenen eingegangen wäre und verwandelt würde, um in den nach dem Krieg Lebenden den großen Nachdruck und die Leidenschaft der Verwandlung des Knaben in den Jüngling und den Mann neu zu erregen,da die äußeren Ordnungen nicht dazu angetan sind,das zu leisten. Dort wo die greifbare Gewalt versagt,greifen ja Geisteskräfte ein. Die große Leidenschaft des Geistes darf heute nicht dem Kulte der Jugend gelten oder einem Kulte der Ahnen, sondern der Erzeugung dieses Lebensweges,der heut den bartlosen Kindern fehlt,der aber durch den Krieg auch von den

Alten ungelebt geblieben ist: zwischen Masse und Einzelmenschen, zwischen Herdentier und Persönlichkeit, zwischen Führer und Gefolgschaft geht der schmale Weg der Söhne eines Volkes, die zu Vätern werden wollen.

Väter im Vollgewicht des Wortes werden nicht in seiner Eigenart mißachten noch die Art verkennen und ihr ewiges Gesetz. Die Kräfte des Überfalls der großen Leidenschaft, die eigene Wanderung und Wandlung sind ihnen gleich heilig wie die Friedensstätten und Häuser, denen sich die reife Leidenschaft freiwillig hingibt, denen sie sich männlich verbindet. Aber sie werden die beiden großen Gefahren für die Tragweite des Lebens meiden: Anarchie der bloßen und großen Individuen, Individualismus=Bequemlichkeit der Masse. Denn der Vater und Mann denkt nicht nur des eigenen Geschlechts. Er unterscheidet den Anteil der Geschlechter. Der Vater sieht das Leben zwiespältig, wie es ist, aus Mann und Weib sich aufbauen.

Tochter und Mutter.

Wenn der Liebende zuerst nur die Geliebte besitzen will, wenn ihn erst nur seine eigene Leidenschaft beherrscht, so lernt der Reifere aus dem Wesen des geliebten Wesens denken, er erkennt im Weibe nicht nur das andere Geschlecht. Er sieht auch das Weib auf seiner Verwandlung aus Tochter ihres Vaters in die Mutter ihrer Kinder. Und er, als

Vater, ist ja das Zwischenglied in dieser Wandlung, so wichtig und einflußreich, wie es in seinem Leben die Wanderjahre sind. Die Liebe des Mannes ist die große Verjüngungsstufe, die der Frau die Erfahrung des eigenen Lebens, der Leidenschaft, des „Vorlebens" vor dem endgültigen Leben als Frau und Mutter gewährt. Dort wo der Mann sich nicht zur Vaterschaft bekennt, fehlt diese Gewährung. Deshalb droht das Kind, die Frucht, das ein Mann verleugnet, ohne jene Erneuerung seiner Mutter zur Welt zu kommen. Heut, wo die Ehemänner vielfach noch Knaben sind, verwischt sich naturgemäß im Volksbewußtsein die Schranke zwischen Ehe und Nichtehe, zwischen ehelichem und nichtehelichem Kind. Denn nur der Mann kann ein Weib aus ihrer Tochterschaft herausreißen und verwandeln. Die Tochter bedarf des reifen Mannes oder doch wahren männlichen Geisteserbes, um dem eigenen Vaterhause zu entwachsen.

Und so erledigt sich die Frage der Frauen, wo sie denn bei diesem Hergang bleiben. Gewiß tönt in dem Gewirre der alte Hölderlinsche Vers heut an:

Den deutschen Frauen danket! Sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt.
Und sühnet täglich nicht der holde
Friede das böse Gewirre wieder?

Gewiß hält und trägt die deutsche Frau seit 1914 die Zucht des Volks mit übermenschlicher, geduldiger

Kraft. Aber tragbar bleibt diese Last nur,wenn sie wieder gleichmäßig auf die Schultern der Geschlechter verteilt wird,wenn sich Mann und Weib als Elternpaar in einem Geist verbinden. Die Väterlehre ist keine Lehre für Männer oder Weiber, sondern Lehre der Eltern, Zucht und Bild des Lebens der Art. Wenn heut die Blicke der Jungen dumpf verworren halb schamlos und halb trotzig dunkel ahnen,daß ihnen das beste Licht des Lebens fehlt,so ist es eben das stete Widerspiel von Eigenart und Art, von Individuum und Gattung,das heute nicht mehr sicher ineinandergreift. Das Tor,durch das hindurch die Individuen den Weg in die Gattung zurückfinden müssen: die Bindung ihrer Leidenschaft unter das wirksame Gesetz,scheint heute verschüttet. Und wir hören wieder über uns den Fluch der Götter drohen:

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

Aber zwei Worte, die gern lächerlich gemacht werden, gewinnen in solcher Lage umso tröstlichere Bedeutung. Überall, wo Einzelne als „Gatte" und „Gattin" sich vermählen,wird dieser Fluch gehoben. Aus bloßen Einzelnen, aus Individuen wird die Gewalt der Liebe wieder Männer wecken,die all die Leidenschaft

des Geistes,des Genius und Verstandes,die der Kultus der Persönlichkeit bislang verschlungen hat,nun auf die Elternwerdung richten, damit die erste Leidenschaft des Volkes sich fruchtbar löse. Daß das Volk des Weltkriegs im Reigen des Menschengeschlechts Liebe zu ererben und Liebe zu vererben behalte,daß die Nachgeborenen wieder ehrfürchtig zu Eltern,zu leidenschaftserprobten Vätern und Müttern aufblicken können, das ist die große Leidenschaft,die die Überlebenden des Weltkriegs ergreifen muß. Das,was die Kriegsgefallenen beim Auszug gelobt haben,bleibt denen, die überleben,übrig einzulösen: das allein über den Krieg hinüber zu vererben,was aus echter Leidenschaft geboren war und deshalb echte Liebe wecken kann.

Aber schon da wirkte sich das böse Wort aus, das inzwischen die Schulbücher den Gehirnen einge=hämmert hatten: daß die Diplomaten nicht verderben dürften wie 1815, was die Soldaten so wie einst Blü=cher gut gemacht hätten. Und so kam mit dem Elsaß-Lothrin=gen an Deutschland. Der leitende Staatsmann, dem dabei nicht geheuer war, täuschte sich allerdings selber vor, er ~~tue es~~ fordere beides nur aus militäri=schen Gründen und liess deshalb die zwei völlig verschiedenen Provinzen als Festungsglacis unseliger Weise beieinander.

In Wirklichkeit war es der erste Durch=bruch des alten Deiches gegen die Kriegsleidenschaf=ten auch in Deutschland. In Frankreich hatte dieser Dammbruch schon früher eingesetzt und aus jedem staat=lichen Kriege einen solchen der Nation gemacht. Nationalkriege sind Rückfälle in barbarische Zeiten. Sie rufen die Täuschung hervor, als trüge der Geg=ner zeitlebens die staatliche Uniform, als sei Frank=reich, Deutschland, England, Rußland jedes für sich eine undurchdringliche Festung und jedes Bäuerlein aus der Picardie oder der Eifel nichts anderes als ein Ziegelstein staatlicher Prägung.

Damit wurden die Beziehungen zwischen den Staatsmännern verschiedener Nationen plötzlich zerschnitten. Waren die Blutsbande der Fürsten, die Freundschaften der Minister bis dahin Erleichterungen, um zum Frieden zu kommen, so werden alle solche Bindemittel heute plötzlich verpönt. T Die Leidenschaf=ten des Mannes in den Straßen von London und Paris haben den Frieden von Versailles bestimmt. „Während

T Der Englische Admiral Prinz von Battenberg hiess plötzlich Mount-Batton. Und selbst das half ihm nichts. Er musste als Admiral den Abschied nehmen.

II, 1.

Der Alltag der Politik.

Katastrophen wie die des 9. November sind Seltenheiten im Volksleben. Der Alltag greift nicht gleich zu so verzweiflungsvollen Worten wie Anarchie oder Krieg. Aber indem wir jenen stärksten Äußerungen der Leidenschaften nachgingen, haben sich als ihre Triebkräfte alltägliche Bedürfnisse und Bestrebungen herausgestellt. Das Dasein im wirtschaftlichen Kampfe, die Selbständigkeit der Daseinsordnung mittels der Politik, den Kulturzusammenhang mittels der Überlieferung und die Erneuerung des Lebens mittels der Jugendkräfte zu gewinnen und zu erhalten ist jedes sozialen Körpers Bestreben. Wirtschaft, Politik, Überlieferung und Verjüngung sind die vier Kraftfelder, die eins ums andere von jedem kleinen oder großen Kreise erfüllt werden müssen, wenn er sich behaupten soll. Denn Schaffen, Sicherung nach außen, Verknüpfung durch die Zeit und Erneuerung sind alles gleich unerläßliche Bedingungen für jedes in Zeit und Raum eingeschlossene Gemeinwesen. Schaffen (= Produktion) und Sicherung verhalten sich dabei als Bestandteile einer räumlichen Selbstbehauptung; das Schaffen geht auf das eigene und innere Leben, die Sicherung auf die Abgrenzung und Sicherstellung gegen außen. Hingegen Kulturverfall und Anarchie drohen in der Zeit den Lebensfaden abreißen zu lassen. Nach rückwärts oder vorwärts lockert sich die Verbindung. Es ergibt sich

also ein zweiteiliges System der sozialen Aufgaben:

Räumlich gilt es dem eigenen Schaffen und dem Schutz gegen die Außenwelt Genüge zu tun. Zeitlich muß der Zusammenhang nach rückwärts und die Erneuerung nach vorwärts gewährleistet sein. Nur wenn diese vier Aufgaben alle gelöst werden,ist „die soziale Frage" gelöst. Denn in jedem einzigen Gemeinwesen welcher Art immer treten diese selben vier Schwierigkeiten auf: Wie schafft es innen alles,was es zum Dasein braucht?

Wie schützt es sich nach außen gegen alles,was sein Sonderdasein in Frage stellt?

Wie dehnt es sich durch längere Zeiträume zusammenhängend aus?

Wie erneuert es sich rechtzeitig unter Preisgabe des Überlebten?

Indem wir die größten Ausschläge des sozialen Fieberthermometers abgelesen haben, ist uns also ein System der Grundkräfte des sozialen Lebens in den Schoß gefallen. Es ist möglich,dieses System in seinen Vokabeln verschieden zu benennen,aber es ist unmöglich,ihm den Charakter der Vollständigkeit abzusprechen. Es verschlägt nichts,statt Schutz Sicherung zu sagen. Oder dies ganze Gebiet als das eigentlich politische dem Schaffensgebiet des Kampfes ums Dasein, der wirtschaftlichen Naturbeherrschung gegenüberzustellen. Ebenso könnte man statt Erneuerung vielleicht auch Verjüngung oder Wiedergeburt, Renaissance,sagen, und eine solche Häutungsaufgabe, ein solches „Stirb

und Werde" der zweiten großen Zeitaufgabe der Tradition, des Kulturzusammenhangs, der Überlieferung und des geschichtlichen Sinnes, gegenüberstellen. Hier folge nun eine Übersicht solcher Abwandlungsmöglichkeiten, je nach den Seiten der Tatsachen, die man hervorkehren will.

Gebiet:	Wirtschaft	Politik	Geistesleben	Persönliches Leben
Anlässe:	sozialökonomische	geographisch-staatliche	religiöse u. Erziehungsfragen	Genius- u. Führungsfragen
Aufgabe:	Schaffen (Produktion)	Schutz	Überliefern	Verjüngen
Richtung:	Innen	Außen	Rückwärts	Vorwärts
Ziel:	Dasein	Selbständigkeit	Dauer	Ursprünglichkeit
Triebe:	Leistungstrieb	Trotz (Freiheitstrieb)	Vernunft	Gattungstrieb

Diese theoretische Übersicht ist aber erwachsen aus der Betrachtung der vier Krisenzustände, die dann auftreten, wenn auf einem Gebiete die Aufgabe in irgend einer Richtung nicht gelöst und das Ziel also verfehlt wird. Wir erinnern nochmals an sie; dabei seien die Gebiete etwas verändert bezeichnet in Annäherung an ältere Theorien:

Gebiet:	materielles	staatliches	geistiges	geschlechtliches
Ideal	Brot	Frieden	Weisheit	Nachkommenschaft
Mißlingen:	Revolution	Krieg	Barbarei	Unfruchtbarkeit

Für die fertige Theorie dreht sich also die Reihenfolge um. Während wir im Erforschen der so-

zialen Tatbestände von den a u ß e r o r d e n t = l i c h e n Erscheinungen ausgegangen sind, weil sie am meisten in die Augen fallen,kann die Theorie nachträglich die normalen Gebiete,Aufgaben und Ziele in den Vordergrund rücken,wie auf der vorstehenden Tafel.

So spricht sie also vom Gebiet der Wirtschaft, wo wir vom Klassenkampf ausgegangen sind und ausgehen mußten. Wir haben von einem äußersten Grenzfall uns leiten lassen.Die Theorie spricht statt dessen lieber von einem Sammelbegriff für viele regelmäßige Vorgänge: Wirtschaft. Oder sie spricht von Staat und Politik statt vom Kriege usw. Aber diese Sammelbegriffe allein hätten uns niemals die Tafel der sozialen Grundkräfte geliefert,in deren Besitz wir uns durch das Achten auf die Extreme gesetzt haben. Es ist also offenbar beides nötig: ein Ausgehen von den Grenzfällen und hernach ein Ordnen nach Normalfällen.
Ein System der sozialen Kräfte muß diese zwei Schritte in sich enthalten: den Ausgangspunkt vom Außergewöhnlichen und das Begreifen des Gewöhnlichen. Daher genügt nicht das Schema, in dem die Gebiete, Aufgaben, Ziele, Richtungen aufgezählt und dann als Nachtrag die Formen des Mißlingens eingesetzt werden. Denn damit wird diesem Mißlingen sein tieferer Sinn geraubt. Diese Grenzfälle sind ja imstande, das System jederzeit sprengen und auseinanderreißen zu können. Gerade das gab uns ja zu denken,das das Hereinbrechen einer solchen Urkraft wie die des Krieges die ganze Bestie

in der Menschheit entfesselt; der Ausbruch einer Revolution genügt, um „Weiber in Hyänen zu verwandeln"; der Zusammenbruch der Kultur verwandelt die Welt in Barbarei ~~versenkt~~ und der Anbruch einer neuen Zeit die Arbeit der Menschheit zur Unfruchtbarkeit zu verdammen droht. Einbruch, Ausbruch, Zusammenbruch, Anbruch: alle diese Worte haben ja nicht umsonst das „Brechen" mit etwas im Namen. Gebrochen wird mit der Ordnung des Volkes. Der Weg, den wir eingeschlagen haben, um dem Volksleben seine Gesetze abzulauschen, führt also in erster Linie zu der Feststellung, daß die V o l k s = o r d n u n g z e r b r e c h l i c h ist. Sie ist in keinem Augenblick endgültig verbürgte Ordnung. Sie ist jeden Augenblick in Gefahr, in Trümmer zu gehen. Diese ihre Gebrechlichkeit kann von jeder Ecke der vier Winde des Volkslebens an den Tag gebracht werden. Die Ordnung ist a l l s e i t i g , von allen Seiten her, gefährdet. Die Volksordnung ist ein offenes System, in das ebensosehr durch Krieg von außen, wie durch Überschwang der Jugend, wie durch Rückschrittlichkeit des Alters, wie durch Revolution von innen Bresche gelegt werden kann.

Es empfiehlt sich daher - und das ist der erste wissenschaftliche Gewinn aus diesem unseren Verfahren des Ausgehens von den Grenzfällen - die Gebrechlichkeit des Systems klar zum Ausdruck zu bringen. Die Gebiete des Volkslebens: Wirtschaft, Politik, Geistesleben und persönliches Leben sind Risikogebiete.

Sie bilden ein offenes,dem Mißlingen von allen Seiten ausgesetztes System von Kräften. Jedes Mißlingen droht die ganze Ordnung einzureißen.

Zu dieser Erkenntnis gesellt sich als zweiter Grundsatz der von der inneren Einheit aller Volkskraft. Keine der vier Grundkräfte kann ohne die andern gedacht werden. Es ist nicht so,daß die Politik ohne die die Wirtschaft sich irgendwo und irgendwann finden läßt, oder das Geistesleben ohne die Politik. Schon die Tatsache,daß der Zusammenbruch des ganzen Systems aus jeder Ecke des Volkslebens hereinbrechen kann,erweist den unauflöslichen Zusammenhang der Grundkräfte. Und man braucht ja nur die vier Begriffe: Schaffen, Schutz, Überliefern, Verjüngen anzusehen, um zu erkennen,daß es eben nur vier Richtungen des einheitlichen Lebensvorgangs selber sind, die in ihnen ausgedrückt werden. Es muß für jedes Ereignis theoretisch eine Richtung nach innen, nach außen, nach vorwärts und nach rückwärts sich aufweisen lassen. So offen also das System nach allen Seiten steht,so geschlossen ist es in sich. Die vier Grundkräfte bezeichnen die vier unerläßlichen Richtungen, ohne die sich nichts in dieser unserer Welt,die in Zeit und Raum zerfällt, ereignen kann. Andererseits reichen diese vier Bestimmungen aber auch aus,um die Stellung eines Ereignisses in Raum und Zeit eindeutig zu bestimmen. Mehr als dieser vier Beziehungen bedarf es nicht,um die Eigenart eines sozialen Vorgangs festzulegen. Der 9.

November ist durch die vierfache Betrachtung, der wir ihn unterzogen haben, tatsächlich prinzipiell vollständig erfaßt. Jeder einzelne Abschnitt des ersten Teils dieses Buches hätte drei oder viermal so lang gehalten sein können. Aber mehr als diese vier Abschnitte sind theoretisch nicht erforderlich, um dem Ereignis des 9. November gerecht zu werden. Je zwei räumliche und zwei zeitliche Bezeichnungen reichen aus, um den Sinn eines Volksvorgangs erkennbar zu machen. Das System der sozialen Ordnungen ist mithin ein offenes wegen seiner Gefährdung von allen Seiten, es ist aber ein in sich notwendiges und vollständiges wegen seiner Beschränkung auf die vier Grundelemente je zweier Zeit- und zweier Raumqualitäten: Vorwärts, Rückwärts, Innen, Außen. Zwischen Vorwärts und Rückwärts verharrt jeweils das Gegenwärtige. Zwischen Innen und Außen beruht jeweils das Wesen des Gegenstandes. Alle Ereignisse im Volksleben werden zu besonderen Ereignissen, indem sie sich als eine besondere Gegenwart und ein besonderer Gegenstand aus dem unendlichen Zeitstrom und dem unendlichen Raume herausheben lassen.

Die schematische Darstellung dieser zeitlichen und räumlichen Datierung der sozialen Tatsachen muß nun beiden Anforderungen Rechnung tragen: sowohl der Offenheit jeder Ordnung, ihrer Zerbrechlichkeit, als auch der inneren Geschlossenheit dieser Ordnung, ihrer Vollständigkeit. Die gegebene Darstellung einer solchen innen festgelegten, von außen gefährdeten

Wirklichkeit ist das nach allen Seiten offene, in sich aber geschlossene Koordinatensystem, das Kreuz.

Die vier Kraftfelder des Volkslebens würden nach diesem System so aufzutragen sein:

Innen : Außen

Rück= : Vor=
wärts : wärts

Schaffen Schutz

Erhaltung Erneuerung

1. Die vier Beziehungen

2. Die vier Tätigkeiten

3. Das System der Volkskräfte

Dieser Rückblick zieht nicht nur die Folgerung aus den Ergebnissen des ersten Teils. Er erschließt uns auch den Weg in eine positive Lehre vom Volke. Denn mit diesen Feststellungen ist die theoretische Grundlage für die Betrachtung von der bewußten Steuerung und Lenkung des Volkslebens geschaffen. Weil und soweit in einem Volk das Bewußtsein von den vier Gefahren lebt, bemüht es sich, diesen Gefahren entgegenzuwirken. Und man nennt die Gesamttätigkeit eines Volkes in den vier verschiedenen Richtungen Politik. Das Wort Politik erscheint hier in einer erweiterten Bedeutung als in unserer bisherigen Erörterung. Es handelt sich nicht nur um die Absonderung des Vol=

kes durch Grenzziehung und Schutz seiner Selbständigkeit nach außen, also um das politische Gebiet im engeren Sinne, sondern j e d e a b s i c h t l i c h e V e r m e i d u n g d e r v i e r g r o ß e n G e f a h r e n f ü r e i n V o l k w i r d P o l i t i k g e n a n n t . Diese Übertragung des Wortes erscheint verständlich, wenn man bedenkt, daß die Abgrenzung nach außen den höchsten Grad von Bewußtheit und Absichtlichkeit verlangt. Im Kriege z.B. sind alle Kräfte geradezu eingespannt in das eine Ziel und den einen Zweck, der Feinde Herr zu werden. Und so ist der vornehmste Sitz des Bewußtseins dieser Schutzwille gegen den äußeren Feind. Wenn eine der anderen Gefahren auftaucht und ins Bewußtsein tritt, so wird sie nun auch wie die äußere Gefahr als ein Feind betrachtet, und so gilt auch ihre absichtliche Bekämpfung als Bestandteil der Politik, obwohl es sich da um ganz andere Mittel und Wege handelt als im Kriege.

In Revolutionen, Kriege, Anarchie kann ein Volk unabsichtlich „hineinschlittern". Die Politik als die absichtliche Bekämpfung der vier Gefahren ist hingegen immer eine bewußte Volkstätigkeit. Deshalb unterscheidet sich der Alltag der Politik von den großen Volkskatastrophen vor allem dadurch, daß in die Katastrophen das Volk als Ganzes hineingerissen wird, daß hingegen für gewöhnlich nur ein Teil des Volkes die politischen Geschäfte und Aufgaben wahr-

nimmt. Man nennt diesen Teil eines Volkes seine öffentlichen Gewalten. Und das Durchschnittsleben der Politik lernt sich nur aus einer Beschäftigung mit diesen öffentlichen Gewalten verstehen. Es sind die zur bewußten Bekämpfung der Volksgefahren ausgeschiedenen und bereitgestellten Volkskräfte, die als Gewalten bezeichnet werden. Gewalt ist eine absichtlich und zu bestimmtem Zweck bereitgehaltene Kraft, hier also zur Bekämpfung der großen Übel des Volksschicksals.

Sie reichen für gewöhnlich aus, um das Volk „zufrieden", die Gemüter in „Befriedigung", das Land in Frieden zu erhalten. In der Regel wird ein Volk der Gefahren, die es umlauern, Herr. Die Fragen, die vor ihm auftauchen, werden im Normalfalle erfolgreich beantwortet. Das Beachtenswerte am normalen politischen Leben ist daher sein Erfolg. Am außerordentlichen Ereignis beschäftigt uns die Frage nach seinem Ursprung. Hingegen wollen wir am gewöhnlichen politischen Leben ablesen, wie es gemacht werden muß, wie man die andrängenden Tagesfragen bewältigt. Der Inhalt dieses zweiten Teiles wird also ein ganz anderer sein als der des ersten. Der Alltag der Politik interessiert wegen des großen Apparats der B e a n t w o r t u n g, den er aufbaut. In der Ausscheidung von besonderen Gewalten entfaltet sich die ganze Kunst der Übermittlung, Vermittlung, des Ausgleichs, der Bindung und Lösung von Kräften. Die Maschinerie des öffentlichen Lebens bedient sich dabei aller Hilfsmit-

tel, die dem Menschen überhaupt offenstehen. Wie der Mensch seine fünf Sinne spielen läßt, um in die Außenwelt einzudringen, so baut das öffentliche Leben große Gewalten auf, die jede auf besondere Weise zur W a h r n e h m u n g der Vorgänge des Volkslebens bestimmt sind. Die mit der Wahrnehmung der öffentlichen Interessen betrauten Gewalten zerfallen nach den Mitteln, deren sie sich bei dieser Wahrnehmung vorzugsweise bedienen, in verschiedene Zweige. Die Lehre von den öffentlichen Gewalten gliedert sich mithin nicht nach den wirtschaftlichen, außenpolitischen usw. Kräften, die es zu bewältigen gilt, sondern nach den Mitteln, mit denen diese Kräfte wahrgenommen werden können, und wahrgenommen zu werden pflegen. Es läge nahe, diese Gewalten der Politik als politische Gewalten zu bezeichnen. Aber damit wäre bei dem zweideutigen Charakter des Wortes Politik nichts gewonnen. Hingegen ist es ein sachlicher Erkenntnisfortschritt, den Kräften der Volksleidenschaft, deren Ausbrüche im ersten Teile behandelt worden sind, hier die Gewalten des ö f f e n t l i c h e n L e b e n s an die Seite zu stellen. Denn erst damit wird der wesentliche Unterschied bezeichnet, der die politischen Gewalten eines Volkes auf eine besondere Ebene stellt.

Dies eine nämlich ist allen Mitteln des politischen Lebens gemeinsam: Sie müssen öffentlich sein; es handelt sich allemal um ö f f e n t l i =

c h e Angelegenheiten. Man kennt Ausdrücke wie das öffentliche Leben, das öffentliche Recht, die öffentliche Meinung. Alle Beschreibung staatlicher Gewalten, die Staatslehre, die Wissenschaft von der Politik, gebraucht diese Ausdrücke, ohne sie näher zu erörtern. Wir haben uns den Weg zu ihrem Verständnis gebahnt, indem wir vorweg die Ausbrüche der Volksleidenschaft untersucht haben. Solche Ausbrüche sind Vorgänge, für die es noch keine alltäglichen und regulären politischen Behelfe gibt. Sie treten plötzlich als Naturtatsachen auf: Ein Krieg bricht aus, eine Empörung ~~bricht aus,~~ eine Katastrophe tritt ein. Und nun stehen sie plötzlich als fertige Tatsachen vor dem Volk. Demgegenüber handelt es sich beim „öffentlichen" Leben um w e n i g e r . Nicht fertige äußere Ereignisse überraschen hier das Volk, sondern werdende, sich ansoinnende und sich anbahnende Ereignisse werden hier in die Bahnen der Gewalten hineingeleitet, die mit ihrer Wahrnehmung beauftragt sind. Das öffentliche Leben dient ja dem Vermeiden der Katastrophen, es dient der Bearbeitung und Bemeisterung der Kräfte, die ohne das explodieren könnten. Wir sahen schon, das öffentliche Leben spiegelt die großen Augenblicke der Volksleidenschaft abgeschwächt wider. Das „Öffentliche" erscheint damit als eine Abschwächung der „katastrophalen" Elemente des Volkslebens. Nur wenn man die öffentlichen Angelegenheiten als Abschwächungen erkennt, versteht man, weshalb sie gere-

gelt verlaufen können, aber trotzdem öffentlich verlaufen müssen. Sie behandeln die Ausbrüche der Volkskräfte im kleinen. Ausgebrochen und aufgebrochen, offengelegt und offenkundig sind also auch hier die Dinge. Nur überschreiten diese Ausbrüche nicht das gewohnte Maß. Man weiß diesen Kräften zu begegnen, weiß die Bewegungen in geordnete Bahnen zu leiten, weiß sie in eine unschädliche Richtung zu lenken, und wie die Ausdrücke sonst dafür lauten mögen. Im öffentlichen Leben werden Ausbrüche von Volkskräften behandelt, auf die man gefaßt ist. Dies ist also die Grenze des öffentlichen Lebens gegen die großen Naturereignisse im Völkerleben. Nach unten ist die Grenze das, was nicht hervortritt, nicht auftaucht, nicht gewußt wird, nicht bekannt geworden ist. Die Grenze des öffentlichen Lebens ist nach unten die, wo das Stillschweigende, Selbstverständliche beginnt. Dies alles wird meistens zusammenfallen mit dem, was nicht ins Bewußtsein tritt. Um etwas wahrzunehmen, muß ich seiner inne und seiner bewußt werden. Auch um mich vernehmlich zu machen, muß ich mich auf mich selbst besinnen, also mir meiner Absicht, meiner Lage usw. bewußt werden. Wer Anteil am öffentlichen Leben haben will, muß ein Selbstbewußtsein entwickeln (Klassenbewußtsein, politisches, persönliches Bewußtsein usw.). Aber auch dort, wo dies Bewußtsein vorhanden ist, braucht sich noch kein öffentliches Leben zu entwickeln. Ich kann etwas auch „unter der Hand" erledigen. Alles

was unter der Hand geschieht, bleibt der öffentlichen Behandlung entrückt, obwohl es wohlbewußt geschieht. Wie vieles geschieht alltäglich „unter der Han"! Das muß als „Privatsache" zu dem unbewußten Leben hinzugerechnet werden, um es gegen das öffentliche abzugrenzen.

Das „öffentliche Leben" ist also ein Mittelwert zwischen dem überwältigenden Ereignis und dem privaten Leben. Es steht nicht etwa bloß in einem Gegensatz zum privaten Leben, wie die Juristen zu meinen pflegen. Ebensowenig sind aber die Gewalten des öffentlichen Lebens bloß der Niederschlag privater Interessen, wie die Revolutionäre behaupten. Aus dieser Vorstellung heraus bekämpfen die Revolutionäre die bestehenden „Gewalthaber" durch die gewaltsame Revolution, als sei das eine dieselbe Art Gewalt wie das andere. Aber die öffentlichen Gewalten sind nicht bloß gewaltsam, sondern sind Niederschläge der großen überwältigenden Ereignisse des Völkerlebens in den Alltag des Lebens hinein. Sie sind ein Mittelding zwischen dem stillschweigenden Fürsichleben der Menschen und ihren gewalttätigen Zusammenstößen. Von den Katastrophen her behalten sie ihren „öffentlichen", auffallenden, ins Bewußtsein des Volkes tretenden Charakter. Vom Alltag hingegen haben sie den Anstrich des Regelmäßigen, Dauernden, Unentbehrlichen, wodurch sie nicht rohe Gewalt, sondern regelmäßige Gwalten werden. Ein Volk kommt nur durch

seine Katastrophen zum Selbstvewußtsein,und nur aus diesem Selbstbewußtsein heraus schafft es sich seine öffentlichen Gewalten. Für die Gewalten des öffentlichen Lebens läuft also hier die klar erkennbare Grenze ihrer Wirksamkeit. Sie können nur bewältigen,was einmal überwältigend hervorbrach als Gefahr. Hingegen was nicht ins Bewußtsein des Volkes getreten ist, was nicht offenkundig geworden ist,darf auch keinen Bestandteil der Politik bilden. „Privatangelegenheiten" gehören nicht in das öffentliche Leben. Das Gefahrlose gehört nicht in das öffentliche Leben.

Wir werden in den folgenden Abschnitten diese Grenze des Öffentlichen im Auge behalten müssen,um das,was mit öffentlichen Mitteln geleistet und nicht geleistet werden kann, zu verstehen.

Aber zunächst ist noch die Frage aufzuwerfen, ob in Deutschland nach dem 9. November die öffentlichen Gewalten wirklich als Folgen dieser umfassenden Katastrophe aufgebaut worden sind. Man hat im Laufe der letzten Jahre eine Verfassung, ein öffentliches Leben, eine Staatsverwaltung, ein Kulturleben aufrecht zu erhalten gesucht. Man hat so schnell wie möglich aus der Katastrophe in den Alltag der Politik zurückzukehren versucht. Es ist aber bis heute nicht gelungen. Vielleicht liegt das daran,daß der enge Zusammenhang zwischen den großen Katastrophen und der alltäglichen Politik unterschätzt worden ist. Kann Deutschland denn überhaupt noch Politik treiben? Man

erinnere sich unserer Feststellung der Risikoeigen= schaft des Volkslebens. Das Kreuz des Volkslebens steht unausgesetzt unter dem Druck der Gefahr des Ausbruchs einer Katastrophe.

Ausbruch von innen	Einbruch von außen
Zusammen = bruch nach rückwärts	Abbruch nach vorwärts

4. Die vier Gefahren des 9.November.

Je mehr die Ereignisse dem Alltag angehören, desto mehr scheinen sie den Gefahren,wie sie der 9. November aufzeigt, entrückt zu sein. Aber alles be= wußte Handeln eines Volkes setzt sich auch am All= tage aus Vorsichtsmaßregeln gegen diese verschiedenen Gefahren zusammen. Die Lehre vom Gemeinwesen hat zu zeigen, in welcher Weise die Keime zur Revolution,zum Kriege usw. täglich ausgerottet oder unschädlich ge= macht werden können. Ist das System des Volkes seinem Wesen nach zerbrechlich, so erhebt sich das Bemühen, die Gebrechen rechtzeitig zu bekämpfen, ehe noch der volle Zusammenbruch unvermeidlich geworden ist.
Die Erinnerung an ihn und seine Schrecken peitscht das Nachdenken auf,eine Wiederkehr des Furchtbaren zu beschwören. Alle Politik entspringt der Furcht vor dem Hereinbruch der Nacht des Gemeinwesens, vor sei= nem Untergang. Über dem Schrecklichen, das Anarchie

oder Krieg oder Barbarei bedeuten, versucht man eine Ordnung aufzurichten. Die Furcht gibt diesen Ordnungen ihre Wichtigkeit und Nachhaltigkeit. Sie wird durch diese Ordnungen „gnädig bedacht". Die Tagespolitik jedes Gemeinwesens steht unter dem Druck der Furcht vor Schrecklicherem, was ohne Politik drohen würde, und sie wird befeuert und belebt durch die Hoffnung, die verschiedenen Gefahren hintanhalten und abwenden zu können. Stände nicht so jedes Gemeinwesen zwischen Furcht und Hoffnung, so gäbe es kein bewußtes Handeln für das Gemeinwesen. Ein Volk z.B., das ewigem Kriege und ewiger Anarchie sich verfallen wüßte, müßte jedes politische Handeln einstellen. Da wo bare Verzweiflung an einer Ordnung der Dinge einkehrt, da hat der Versuch zur bewußten Handhabung des Schicksals keinen Sinn mehr. Handeln heißt Hoffen. Umgekehrt aber ist auch jede politische Betätigung sinnlos, wenn keinerlei Gefahr droht. Wo weder Hungersnot noch Krieg noch Unfriede drohen, wie im Schlaraffenland, da braucht es auch keinen besonderen politischen Apparat. Ein gefahrloses Leben, das innen wie außen, nach rückwärts und nach vorwärts unzerstörbar wäre, das wäre ein Stück Himmel oder Paradies und brauchte keine irdischen Ordnungen.

Politik hat nur Sinn in dem mittleren Bereich des Lebens auf Erden, wo es noch schlimmer und noch besser werden kann, zwischen Verzweiflung und Seligkeit. Verzweiflung und Seligkeit ragen über

das Wirkungsfeld der bewußten Volkstätigkeit hinaus. Die Politik hat es weder mit dem Unvermeidlichen noch mit dem Unverbesserlichen zu tun. Sie zielt auf die Entscheidung dessen, was in einem Volk gemieden und was gewählt werden sollte. Meiden und Wählen müssen möglich sein, wenn von Politik die Rede sein soll.

Bei einer solchen Bestimmung erscheint es zweifelhaft, ob nach dem 9. November noch der Weg zu einer wirklichen Politik in Deutschland offen geblieben ist. Vor dem Kriege, ja da war es wohl etwas Anderes. Damals schien noch kein Weg versperrt und noch vieles möglich. Um zu einem Urteil über unsere heutige Lage zu gelangen, ist es nicht uninteressant, an die langen Friedensjahre vor dem Kriege zurückzudenken. Reichtum, Fortschrittlichkeit, Unabhängigkeitsdrang und Kraftüberschuß haben das Deutschland von 1914 ausgezeichnet. Wir waren - in allen Schichten und Klassen - schnell reich geworden, es gab kaum noch Bettler in Deutschland! Wir wollten uns an keinen fremden Staatskarren mehr schirren lassen, also z.B. nicht Englands Soldat auf dem Festlande gegen Rußland werden noch sein Vasall in den Kolonien. Wir hasteten ferner nach jedem Fortschritt in technischer, gedanklicher und sozialer Beziehung, und wir hatten letztlich einen jährlichen Geburtenüberschuß von 800 000 Seelen. Die vier großen Sorgen eines Volkes schienen erstaunlich weit eingedämmt. Und wenn heut ein Arbeiter oder ein Beamter, ein Bauer oder ein Akademiker

an die Zeit vor dem Weltkrieg zurückdenkt, so erscheint sie ihnen als eine Zeit des Glanzes, der Wohlhäbigkeit, der Fülle und des Glücks.

Die inneren Kämpfe z.B. der Arbeiterschaft, der Katholiken, der Intellektuellen können das nicht verdunkeln. Auch die Katholiken und die Arbeiter und die „Übermenschen" sind 1914 mit in den Krieg gezogen. Die verschiedenen Krisen überstiegen also nicht die Spannweite des Volkes. Daraus ergibt sich, daß wir an der langen Friedenszeit von 1870 - 1914 ein rechtes Gegenstück zu dem schmerzhaften Ereignis des 9. November haben. Kein Krieg, keine Revolution, kein Kulturverfall, keine Anarchie. Anklänge finden sich wohl. In jedem der vier Jahrzehnte des Reiches klingt eine andere Tonart besonders laut. In den siebziger Jahren ist es der „Kulturkampf", den das Neue Reich nach rückwärts gegen die Katholiken führen zu müssen glaubt. Bis 1890 wird dann der „innere" Kampf gegen die revolutionäre Sozialdemokratie geführt. Die neunziger Jahre bringen den Naturalismus, den Jugendstil, den ersten Erfolg Nietzsches, die Ausbildung der „Intellektuellen" und des Übermenschentums. Nach 1900 kommen die kolonialen Unruhen; die Unruhen in China, in Südwest sind Anlaß zu kriegerischer Betätigung. So wirken wohl Innen und Außen, Wirtschaft und Krieg, Rückwärts und Vorwärts, Tradition und Neuzeugung sich sichtbar aus, aber ohne den Reichs- und Volkskörper zu sprengen.

Wie kann ein solcher Zustand so schnell ins Gegenteil umschlagen? Wir wollen mit dieser Frage nicht etwa in irgend eine moralische Untersuchung abirren. Wo der Wurm im Holze der langen Friedensjahre saß, das läßt sich wahrscheinlich auch moralisch sehr interessant erörtern durch Kriegsschuld-debatten und dergleichen mehr. Wir halten uns allein an die politischen Tatsachen und Vorgänge. Der Weltkrieg offenbarte unsere Isolierung. Er rang uns den stoischen und stereotypen Ausdruck ab: „Hier werden Kriegserklärungen entgegengenommen". Dieser Satz heißt nichts anderes, als daß unsere Politik in jenem Augenblick zwangsläufig geworden war. Das leuchtet ja auch mit niederschmetternder Deutlichkeit aus jener kaiserlichen Randbemerkung vom 4. August 1914 heraus: „Wenn wir uns schon verbluten müssen, so soll England wenigstens mit zu Grunde gehen".

„Wenn wir uns schon verbluten müssen...." Der oberste Kriegsherr gab also am ersten Tage den Sinn des Krieges preis. Wenn aber der Krieg selber wegen seines Weltkriegscharakters bereits zwangsläufig unseren politischen Weg fixierte, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn das nach dem Ende des Krieges erst recht so blieb. Denn der Krieg wurde doch verloren. Der Verlust eines Krieges pflegt aber in aller Regel darin zu bestehen, daß man verliert, worum man gekämpft hat. Wenn also der Krieg aus unserer Isolierung entstanden war, so ist es klar, daß diese Isolie-

rung heute mit verdoppelter Stärke ~~auf~~ uns ~~lastet~~ muß. Mit kleinen Mittelchen ist diesem Verhängnis nicht zu begegnen; denn es ist ja der Inhalt des Geschehens von viereinhalb Jahren absichtlicher Politik der ganzen Welt auf dieses Ziel hin.

Es ergibt sich also, daß Reichtum, Unabhängigkeit, Fortschritt und Selbstherrlichkeit, deren sich das deutsche Volk 1914 rühmen konnte, in und bei einem einzelnen Volke niemals genügende Garantien finden. Sie werden z.B. schon allein dadurch in Frage gestellt, daß etwa ihr Tempo zu dem der übrigen Völker nicht stimmt. Die vier politischen Probleme des Besitzes, der Selbständigkeit, der Überlieferung und des persönlichen Lebens sind Menschheitsprobleme, die für alle Völker schlechtweg gestellt sind. Das einzelne Volk löst sie nicht für sich allein. Neid, Haß, Freundschaft, Bündnisse, Furcht, belasten oder entlasten das einzelne Volk in verschieden hohem Maße. Die Lage eines Volkes unter Völkern gibt allen seinen eigenen Zuständen erst die Bedeutung. Wäre Deutschland das einzige Volk der Erde, oder wäre auch nur Europa der einzige in Betracht kommende Erdteil, so wäre unser Reich noch heute siegreich und aufrecht vorhanden. Ein Volk kann also mit allen politischen Lebensfragen fertig werden, es kann reich, gewappnet, gebildet und kraftvoll dastehen und trotzdem die politische Situation verfehlen! Es gibt auf der Erde keine politische Ordnung eines einzelnen Volkes. Die ver-

schiedenen sogenannten Völker sind für das politische Leben Bruchstücke eines Gesamtprozesses. Daß z.B.Deutschland zur „alten Welt" gehört, bedingt die Haltung der „Neuen Welt" zu ihm. Daß jenes Land Öl (ökonomische Tatsache), dieses Land Flugzeuggeschwader (politische Tatsache), jenes dritte Sowjets (kulturelle Tatsache), jenes vierte Menschenüberschuß (energetische Tatsache) hat, ist keine politische Tatsache jener einzelnen Länder, sondern längst ein Element in einem politischen Prozeß der Völkerwelt als solcher geworden. Dem einzelnen Volk wird in diesem Gesamtprozeß, der es mit der ganzen Erde zu tun hat, seine Sonderrolle zugewiesen. Trotzdem wir so anschaulich wie möglich im ersten Teile von deutschen Verhältnissen und Ereignissen ausgegangen sind, ist es unmöglich, eine besondere politische Theorie des deutschen Volkes dabei zu ermitteln. Jedes System sozialer Art ist weltoffen! Die vier Prinzipien, die wir ermittelt haben, sind allgemein menschliche Prinzipien! Die politische Praxis mag überall eine andere sein müssen. Die Theorie darf es nicht. Der menschliche Geist ist außer stande, anders als allgemein menschlich zu denken. Die Volkskräfte, die wir analysiert haben, sind Kräfte des Menschenvolks schlechthin, so sehr wir uns bemüht haben, uns auf die deutsche Volkspolitik zu beschränken. Es wäre vielleicht zweckmäßiger, und wir selber wären ganz zufrieden, eine rein deutsche Politik zu entwerfen. Aber der menschliche Verstand entzieht sich dieser Möglichkeit. Er reicht zu solcher

Spezialaufgabe nach seinem Bau nicht aus. Wo wir zu denken anfangen, da wenden wir immer die besonderen Vorgänge ins allgemeine. Das deutsche Schicksal ist nur ein laut redendes Beispiel für die Leidenschaften der Völker überhaupt. Es ist ein Beleg dafür, daß kein wirklich einzelnes, vereinzeltes Volk auf der Erde existiert. Nicht die Unlösbarkeit eines der vier ewigen politischen Probleme hat Deutschlands Fall verschuldet. Es war sozialwirtschaftlich leistungsfähig, jedem militärischen Gegner gewachsen, kulturell nach rückwärts gebunden und menschlich nach vorwärts nicht ohne Schwung. Seine Tragik ist sein Herausfallen aus der Völkerwelt im Ganzen, mag es nun der eine als ein Herauswagen preisen, der andere als ein Zurückbleiben schelten. Uns interessiert nicht Lob oder Tadel, sondern die Tatsache als solche, daß die gesamten Völker der Erde über ein einzelnes Volk hergefallen sind, weil es ihnen unheimlich war und nicht zu ihnen und zu ihrer Ordnung zu stimmen schien. Dieser ungeheure, furchtbare Vorgang zeigt die Zerbrechlichkeit jedes isolierten Systems. Die einzelne Volksordnung ist notgedrungen ein Fragment. Alle politischen Erkenntnisse müssen, um fruchtbar zu sein, die Gesetze des Volks der Menschen, wie es überall und immer ist, im Auge behalten. Zu diesen Gesetzen des Menschenvolks gehört dann wohl auch seine Absplitterung in Völker. Und es treten besondere Pflichten und Verhältnisse des einzelnen Volks ans Licht. Sie sind aber Abwandelungen des Verhängnisses, wie es überall die Menschen zur

wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und persönlichen Politik zwingt. Dies Moment des „Überall" m a c h t j e d e n e i n z e l n e n V e r s u c h d e r V o l k s a b g r e n z u n g zu einem bloßen Provisorium. Wir reden freilich von einem besonderen Volk erst da, wo Klassenkämpfe, Kriege, Kulturleistungen und persönliches Leben innerhalb eines gleichbleibenden Rahmens sich abspielen können. Ein Mindestmaß von Größe und Dauer wird damit vorausgesetzt. Aber nach oben ist dem Begriff des Volkstums einstweilen keine Grenze gezogen. Ein Blick auf die Karte Europas zeigt, wie fließend diese Völkergrenzen sind. Die deutsche Schweiz und Holland, das Elsaß und Böhmen befinden sich ein jedes in einem besonderen Verhältnis zum deutschen Volke. Nur ist das eine gewiß, daß sie alle ihm nicht mehr ganz angehören, daß sie früher untrennbar zum deutschen Volk gehört haben. Aber einst stand der Franzose, der Römer, der Ire, der Schwede dem Deutschen nicht ferner als heut der Holländer! Umgekehrt ist in Amerika, in dem berühmten „Schmelztiegel der Nationen", ein Volk entstanden mit allen Eigentümlichkeiten des besonderen Volkes, aus mehr denn zwanzig Völkern der alten Welt gebildet! Völker sind alle etwas Veränderliches, Zwischenglieder in einem Prozeß, dessen Anfangs- und Endglieder meist auch in der Theorie weggelassen werden, um beruhigt von der stetigen Existenz von Völkern reden zu können.

Die Völker existieren so wirklich und so unwirklich wie der einzelne Mensch. Würde es lohnen, über

das bischen Vergänglichkeit des Einzelmenschen viel Worte zu machen? Ehe man über ihn ins Reine käme, wäre er schon wieder vorüber. Aber der einzelne Mensch ist Träger, Vater, Sohn, Urheber, Bahnbrecher oder Zerstörer, Enkel oder Ahn. Das macht ihn zu einer wirksamen und wirklichen Gestalt. Auch die Völker sind Glieder der Völkerkette, Träger, Überlieferer, Verbinder, Zerstörer, Erneuerer der menschlichen Art. Das macht sie zu so wichtigen und bedeutsamen Gestalten.

Die Regeln der Politik lesen sich also wohl am einzelnen Volksschicksal ab. Der 9. November gab uns Aufschluß über deutsche Probleme. Aber je denkwürdiger das Schicksal des einzelnen Volkes, desto allgemeingültiger sind diese Regeln; die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit eines Volkes bemißt sich nach der Kraft, mit der es die ewig gültigen Regeln spiegelt und hervorbildet. Daran, daß ein Volk das proletarische, das patriotische, das kulturelle und das personale Problem ernst nimmt, bemißt sich der Grad seiner Menschlichkeit und Volkhaftigkeit!

Nicht alle Völker leiden unter diesen Problemen wirklich, nicht alle bringen für ihre Lösung Opfer; nicht alle - heißt das - sind Völker im Vollsinne. Wie das Wesen des Menschen nur vom vollkommenen Menschen aus verstanden werden kann, so können die Normen der Politik nur von einem Kulturvolk oder von den Kulturvölkern mitsammen entnommen werden.

Ein einzelnes, zwei, drei, vier einzelne „Völker" besagen nichts für das, was politisch normal ist. Erst müßte bei den behandelten Völkern feststehen, daß es sich um Völker im Vollsinne handelt

Wenn wir also von den großen Kräften und Leidenschaften der Völker an Hand vor allem des deutschen Beispiels handeln, so setzt das den Glauben voraus, daß Deutschland ein solches Volk im Vollsinne ist, ein Volk im Leiden und im Ringen, im Ernst und in der Beständigkeit, und im Einsatz der Persönlichkeiten. Daran ändert der Überdruck des Augenblicks nichts. Denn nicht darauf kommt es ja an, daß ein Volk unangefochten bleibt, sondern daß es seine Nöte überlebt. Die ungeheuren Gefahren, die der 9. November enthüllt hat, reichen also nicht aus, dem deutschen Volke seinen Rang unter den Völkern zu nehmen. Sondern nur das wäre tötlich, wenn sie über das Maß des zu Ertragenden und zu Überwindenden hinauslägen. Wenn die Leiden, die am 9. November aufgebrochen sind, nicht ausgestanden, nicht ausgetragen und nicht bereinigt werden können, dann muß das von ihnen betroffene Volk verdumpfen. Es kann zweifellos einen solchen Überdruck des Leidens geben, der ein Volk zur Regungslosigkeit verurteilt. Die Geschichte der letzten vier Jahre weist Züge auf, die deutlich darauf hinweisen, daß der Druck zu groß ist, der auf uns liegt, und daß deshalb die einzelnen Volksteile aus den Fugen gehen und den Anschluß an den 9. November nicht finden. In solcher Lage weichen dann die öffentlichen Gewalten der Beantwortung der Fragen aus, vor die sie „eigentlich" durch die Gefahren ringsum gestellt sind. Man will die entfesselten Leidenschaften dadurch beschwören, dass man beruhigt, tröstet und von etwas anderem spricht.

Man entsteht zunächst nicht ein neues öffentliches Leben, das den neuen Bedürfnissen entspricht. Man hat zu [illegible] Man muß [illegible] reagieren.

~~Sondern~~ Man hat (also) versucht, den Alltag der Politik mit Mitteln der politischen Ideenwelt von vor dem Kriege wieder aufzurichten: Man hat den Friedensbetrieb schnellmöglichst wieder in Gang zu setzen getrachtet, ohne Rücksicht auf die völlig veränderte wirtschaftliche, staatliche, kulturelle und biologische Situation. Dieser Friedensbetrieb des öffentlichen Lebens ist daher teils nach fertigen Rezepten, teils als Rest der bestehenden Ordnung neu aufgenommen worden. Er ist zunächst ohne die echte Verbindung mit der großen Katastrophe des Volks. Er entstammt ihr nicht. Er ist ihr gegenüber antiquiert. Er macht deshalb den Eindruck des Gespenstischen, Unwirklichen, Kraftlosen. Auf der anderen Seite kann ein Volk natürlich der Alltagsordnung nicht entraten und muß sorgfältig all die kleinen Einzelpflichten der Tagespolitik auf sich nehmen.

Es gilt also, die notwendigen und bleibenden Bestandteile im täglichen Leben des Gemeinwesens von den vorübergehenden und überholten zu unterscheiden; um die wesentlichen Wirkungen und Leistungen der öffentlichen Gewalten zu erhalten, gilt es, ihren Aufbau mit den Gefahren zu konfrontieren, die am 9. November hervorgetreten sind. Das sind aber nicht nur die einzelnen Gefahren, von denen im ersten Teile die Rede war. Sondern sie alle verdichten sich zu der größeren, Einen Gefahr: Hat der Zusammenbruch Deutschland etwa aus der Reihe selbständiger Volkskörper ge=

strichen? Ist aus der Völkerwelt mit dem 9. November ein politisches Glied weggebrochen? Gibt es noch eigentümliche und ursprüngliche, wirksame und leistungsfähige Gewalten des öffentlichen deutschen Lebens? Bedeutet das jetzige Leben dieser Gewalten etwa nur ein kraftloses Schattendasein gespenstischer Unwirklichkeit? Ist der Zusammenbruch nicht in Wahrheit ein Untergang?

II, 2.

Die Klagen der Parteien.

Zahllose Mißstände und Übel im Volk bleiben unausgesprochen, unter der Hand, wie man zu sagen pflegt. Klanglos gehen viele Existenzen zu Grunde. Im Verborgenen enden die mittellosen Frauen und Greise heute in den Großstädten, ja verweigern wohl ausdrücklich, ihr Leid einer hilfsbereiten Stelle mitteilen zu lassen. Sie schämen sich des Satzes: „Klopfet an, so wird euch aufgetan". Denn alles Lärmmachen, alles öffentliche Handeln, alles Anklopfen oder gar mit der Faust auf den Tisch Schlagen geht über ihre Kräfte. Es gehören schon Kräfte, Lebenskräfte dazu, um die einfachste Abwehrhandlung auszuführen, die dem Menschen in der Not einfällt: aus Leibeskräften zu schreien. Jene alten Witwen haben andere Wege gelernt, auf denen sich ihre Stimme verlautbaren darf: Sie wissen um den einen Weg nicht, den das Volksleben beschreiten heißt, damit Übel abgestellt, Leiden gelindert, Nöte gewendet werden können: den Weg, auf dem sie Stimme, Klang, Ton, Stärke und Vernehmlichkeit erlangen: den Weg der Klage. Der Einsame im Walde schreit um Hilfe. Aber er weiß nicht, ob ihn jemand hört. Die Witwe ist mitten unter Menschen, die gern hören würden. Aber sie schreit nicht. Der Volksgenosse, der sich als Volksglied fühlt und weiß, erhebt

seine Stimme; denn er weiß, daß er gehört wird. Eine Stimme, die weiß, daß ihre Beschwerde gehört wird im Volk, nennen wir K l a g e .

Die Klage ist der Urlaut der inneren Politik eines Volkes. An ihr erkennt man die Existenz eines Gemeinwesens. Wo nicht geklagt werden kann, da gibt es kein öffentliches Leben, keine staatliche Ordnung, keine anerkannten Gewalten.

In der Klage bricht ein beschwertes Gemüt, ein beleidigtes Herz, eine gekränkte Ehre, ein angegriffener Mensch in Worte aus und macht damit die Gefahr, in der er schwebt, aller Welt kund. Er eröffnet seine Lage. Der Weg des Kundtuns, der Öffentlichkeit, des politischen Handelns wird mithin im Falle der Klage von dem Volksteil beschritten, der selber der Beschwerte, der Leidende oder Verkürzte zu sein glaubt. Wo geklagt wird, stellt die Klage einen abgemilderten Ausbruch der Leidenschaft des Klagenden dar. Er wendet Worte, Schriftsätze, Reden, Resolutionen, Petitionen an, statt sich gewaltsam sein Recht zu verschaffen. Wo geklagt wird, ist also die Partei die erste, die in die Öffentlichkeit hinaustritt, nicht die eingesetzte Volksführung oder Staatsleitung. Dem Staat pflegt sogar diese plötzliche Veröffentlichung eines Volksübels meistens sehr fatal zu sein. Er sträubt sich wohl gar dagegen. Hier wird der elektrische Strom des öffentlichen Lebens also von p r i v a t e n , von einzelnen, von bisher unbekannten

Gruppen durch ihre Stimmerhebung plötzlich induziert. Sie führen sich plötzlich in das öffentliche Leben ein, indem sie eine neue und bisher unerhörte Klage erheben.

Auf der anderen Seite wählen sie den Weg der Klage, weil sie hoffen, Gehör zu finden. Sie rechnen darauf, daß ein Ohr da sei, ihre Klage zu vernehmen. Wo kein Richter - so kann man das Sprichwort einmal umkehren -, da ist auch kein Kläger. Denn da würde die Klage nicht ausreichen. Da müßte der Kläger also mehr als Kläger vor der öffentlichen Gewalt, er müßte selber Gewalttäter werden. Durch die Einschaltung von Klage und Gehör in den Ablauf des Volkslebens wird vermieden, daß der Kläger über Gewalt selber Gewalttäter werden muß. Die auf Gewalttätigkeit nötig werdende Reaktion kann dadurch einen Filter passieren. Auch sie kann der Gewalt nicht entraten. Aber es wird ein Widerstand in den Stromkreis eingeschaltet. Der Beleidigte schlägt den Beleidiger nicht nieder. Er ruft jene Gewalt an, an der er und der Beleidiger Teil haben, deren „Parteien", Teile und Teilhaber beide sind. Der Beleidiger droht den Frieden des Volks zu zerbrechen. Er würde diese Drohung in beiden Fällen wahr machen, ebensosehr wenn der Beleidigte die Unbill einsteckt, wie wenn der Beleidigte Gleiches mit Gleichem vergälte. Überwunden werden kann sein Standpunkt daher nur durch einen höheren werden, von dem aus seine Tat als eine untergeordnete betrach-

tet werden kann. Dieser höhere Standpunkt ist der des Richters. Vor dem Auge des Richters werden Kläger und Angeklagter beide zu bloßen Fragmenten, Fraktionen, Bruchstücken des Volksganzen. Den Richter geht weder dieser noch jener an, sondern der Rechtsfriede.

Alles politische Leben, soweit es von Parteien und ihren Forderungen aus in Gang gesetzt wird, ist ein Verfahren, in dem geklagt wird auf Erlaß eines Friedegebots, in dem auf Gewaltsamkeit zu Gunsten einer höheren Gewalt, auf nackte Gewalt zu Gunsten einer geordneten Gewalt verzichtet wird.

Aber dieser einfache Tatbestand ist heute verdunkelt. Von Klage und Richter sprechen wir nämlich nur dort, wo ein Einzelner gegen einen Einzelnen in bestimmtem, gesetzlich festgelegten Rahmen vorgeht. Dieser Kläger und dieser Richter im durchschnittlichen Zivil- und Kriminalprozeß sind aber bereits Kläger und Richter aus zweiter Hand. Beiden fehlt etwas zu der Vollgewalt, durch die sie in den Vordergrund des politischen Lebens gerückt werden würden. Der Kläger ist in seltenen Fällen ein Michael Kohlhaas, der wenn die Klage versagt, eigene neue Abhilfswege gewaltsam sucht. Die Kläger vor Gericht beugen sich den Gerichten auch wo diese ihre Klage mißverstehen oder nicht würdigen. Und die Richter sind nicht zugleich die Gebieter. Der einzelne Richter, an den man heut im Geiste denkt, wenn vom Richter die Rede ist, der Amtsrichter, der Reichsgerichtsrat, ist ein unbe-

kannter Jurist,der auf die Autorität des Gesetzes und der gesetzgebenden Gewalten angewiesen ist, um seinem Spruch Geltung zu verschaffen. Sein Spruch muß durch die öffentliche Gewalt erst noch vollstreckt werden. Und er muß rückwärts auf das Staatsgesetz Bezug nehmen. Der Einzelrichter ist daher ein abgeleiteter Rechtsprecher. Die Vollgewalt, die sich über die Parteien als Gebieter erhebt, wollen wir, da das Wort Gebieter ebenfalls anders verstanden wird,am besten als den Gesetzgeber oder den Regierungschef bezeichnen. Der Gesetzgeber begegnet den ungehörten, unerhörten und neuen, den erstmaligen Klagen aus dem Volk. Die Richter sind seine Teilorgane in Wiederholungsfällen dort, wo altes Unrecht wieder aufleben will.

Und wie der Gesetzgeber allein der oberste Richter, der Richter im Vollsinne ist, so ist auch heut politischer Kläger im Vollsinne selten der Einzelne, fast immer eine Mehrzahl von Menschen im Volk, eine Partei. Nur einer Partei pflegt es letzter Ernst mit ihrer Klage zu sein. Nur sie pflegt bereit zu sein, politisch aus einer Abweisung ihrer Klage die Konsequenzen zu ziehen. Der große Prozeß der Politik wird zwischen Gesetzgeber und Parteien geführt.

Aber es handelt sich trotz veränderter Formen um einen R e c h t s s t r e i t . Das Wesen des Parlaments ist eben deshalb von einer „Schwatzbude" verschieden, soweit in ihm wirklich geklagt, sich

beschwert, Vorwürfe erhoben und angegriffen wird.

Die Worte, die wir Menschen sprechen, haben an sich selbst kein Gewicht. Wir vollführen alle ein unendliches Geschwätz. Auch kann man an sich den Worten nie ansehen, ob sie wahr reden. Sondern, damit wir Worte ernst nehmen, muß mit ihnen ein Gericht verbunden sein, das nicht in den Worten selbst liegt, sondern durch das sie mit der Wirklichkeit verknüpft werden. Worte sind unwichtig. Aber wenn sie als Klage über Geschehenes auftreten und dies Geschehene bewiesen werden kann, wenn sie als Anklage, als „J'accuse" auftreten, dann bekommen sie eine ungeheure Wucht. Weshalb wohl? Weil sie eine Gefahr enthüllen. Worte schwatzen nur aus. Aber wo eine ernste Anklage erhoben wird, da schwatzen sie eben eine ernsthafte Gefahr aus, in der das Volk schwebt. Hinter der Klage steht ein Mißstand, ein Krankheitskeim, ein Unrecht, ein Verfallssymptom. Das gibt dieser Klage ihr Gewicht. Die Klage e r s c h r e c k t !

Und umgekehrt nun das Wort des Gesetzgebers. Auf sein Wort folgt die Gewalt. Er gebietet, und Gefangene werden frei, Zivilisten zu Soldaten, Forderungen bewilligt. Sein Wort ist Gebot. Es wirkt sich in Taten aus. Die Wucht des Gesetzes liegt in der Vollzugsgewalt, mit der es ausgerüstet ist: Es s c h ü c h t e r t e i n .

Wenden wir uns mit dieser Erkenntnis dem

Streit der Parteien zu und der Stellung des Gesetzgebers, so finden wir, daß heute in deutschen Parlamenten gerade von den Parteien, die sich für demokratisch halten, der Sinn des Parlaments zerstört wird, weil sie alle zum Fenster hinaus reden. Die Reden haben keine Wucht, weil sie nicht als Anklagen den Gegner erschrecken. Die schönste, gedankentiefste Rede ist politisch wertlos, wenn sie die Verbindung mit der Wirklichkeit nicht hat, wenn sie nicht die Gefahren aufzeigt, die für ein Volk im Augenblick die drohendsten sind.

Auf der anderen Seite ist die Stellung des Gesetzgebers zu der eines bloßen Richters herabgesunken. Er hat keine Gebietsmacht mehr. Er ist bloß noch das Ohr, um all die Klagen zu vernehmen, die ihm aus der Öffentlichkeit präsentiert werden. Wucht der Klage und Gewicht des Gesetzes müssen aber naturgemäß in einem wohlabgewogenen Gleichgewicht stehen, wenn die Bahnen des öffentlichen Lebens mit Erfolg befahren werden sollen.

Dieses Gleichgewicht ist heute zerstört, und zwar in einem Ausmaße, von dem sich die Parteien bis heut keine Rechenschaft abgelegt haben. So ist heut nicht ungewöhnlich, daß die Macht, auf der das Gebot des Gesetzgebers ruht, seine Mehrheit im Parlament, ihm, d.h. also das Ministerium munter angreift, oder seine Gesetzesvorlagen ablehnt, d.h. die Mehrheit fühlt sich statt als Regierungsmacht als klagende

Partei. Dieser Vorgang ist natürlich in gesunden Zeiten und in anderen Ländern mit eingewachsener Verfassung undenkbar. Heute wird er bei uns von den Ministern geduldig hingenommen. Das kommt aber einer Abdankung der gesetzgebenden Macht gleich. Es wird bei uns unendlich viel geklagt und sich beschwert, unendlich viel auch angehört, geschlichtet und beurteilt. Aber die Macht zur Vollstreckung, die gebietende Gewalt, ist bis ins Mark getroffen. Und die Sozialdemokraten z.B. haben bis heut noch nicht begriffen, daß damit das Gleichgewicht zwischen Partei und Gesetzgeber im Laufe dieser vier Jahre noch von der Parlamentsseite her demoliert worden ist. Die äußere Schwächung des Gesetzgebers durch die Ohnmacht des Reichs hätte ja wahrhaftig schon ausgereicht. Aber ihre eigene Gewöhnung an die Rolle als Partei hat all ihrem guten Willen immer wieder einen Streich gespielt.

Der gegenwärtige Moment zeigt also eine Hochflut von öffentlichen Klagen, eine Hochflut von Gesetzen; aber die Klagen ungesiebt, unnachprüfbar, jede Interessentengruppe vom Verein der Bordellbesitzer bis zum Sekteinfuhrverband, vom Schnapsfabrikanten bis zum ausgrabungskomité erheben ihre Stimme im Wettstreit. Wo alles klagt, da ist es gerade so, als wenn niemand klagte. Überlärm ist so ununterscheidbar wie volle Stille. Die Klagen sind heute so unerhört zahlreich, daß sie unmöglich echtes

Gehör finden können. So finden sie ein Scheingehör und eine Scheinerhörung. Der Handelnde weiß, daß es sein schwerster Entschluß ist,ob er eine Sache „aufs Tapet bringen" soll. Der Politiker, der eine Sache zur Sprache bringt, weiß,daß damit der entscheidende Schritt getan ist. „Schicksal, nimm deinen Lauf, ich kann dich nicht mehr halten" sagt der, der zum Sprechen sich durchgerungen hat. Die A u s w a h l des zu Besprechenden macht recht eigentlich den Politiker aus. Er wählt das Wichtige und verschont unsere Ohren mit Belanglosigkeiten. Eben diese Unterscheidungskraft aber fehlt heute und damit die Basis für irgend welche sinnvolle Politik. Dabei ist ja ein ungeheurer Apparat aufgebaut, der dieser Klageführung gewidmet ist: die Parteien und die Presse. Parteien und Presse leisten bis in die Gruppen des Volkes,was im Prozeß des Einzelnen Anwalt und Schriftsatz leisten. Und sie leisten noch mehr als diese, wie sich gleich zeigen wird. Das ganze Zeitalter der Demokratie ist erfüllt von dem kunstvollen Aufbau eines ganzen Netzes öffentlicher Klagewege. Es ist die eigentliche Großleistung der Demokratie,daß sie versucht, alles im Leben des Volkes „zur Sprache zu bringen. Etwas zur Sprache bringen heißt eben das Gegenteil von „etwas beschwatzen". Beim Geschwätz bleibt das Beschwatzte tot und unbeachtet im Winkel liegen; nur das Mundwerk derer, die ihre Zunge daran wetzen, rührt sich. Umgekehrt aber, wo etwas zur Sprache gebracht wird. Da tritt der, der zufällig

das Wort führt, mit seiner Person ganz zurück. Denn die scheinbar tote Sache richtet sich plötzlich vor den Hörern auf und beginnt zu leben. Sie selber redet. So fuhr Cromwell sein Parlament rauh an: „Laßt die Dinge reden!" Es ist nicht Sache bloßer Worte, wenn etwas mit Erfolg zur Sprache kommen soll. Sondern es kostet das Anstrengung, Gefahr und Unkosten, Blut und Nerven. Ohne Risiko läßt sich eine tote Sache nicht plötzlich lebendig unter den erschreckten Hörern zur Sprache bringen. Sprache ist eine f e i e r l i c h e F o r m der Aussage. Sprache ist ein Sagen in dazu bestimmtem und geweihtem Kreise. Das Sprechen, von dem der Fürsprech und auch das Wort Parlamenteur, Parlament ihren Namen tragen, muß heut wie einst vom bloßen Reden getrennt gehalten werden. Es können verschiedene Umstände sein, die den Ernst der Aussprache bekräftigen und bald hat die Volksgemeinschaft zu jenem Mittel gegriffen, um diese Kraft dem Worte zu gesellen, ohne die es gleichgültig bleibt.

Da ist das Wort in der Zeitung. Welch ein Unterschied zwischen dem Gewicht des „Feuilletons", des Geblätters unter dem Strich, und der Forderung im Leitartikel! Das Mittel der Zeitung ist der Grad von Öffentlichkeit, den sie dem Worte gibt. Je größer die Öffentlichkeit, die Verbreitung, die Leserzahl eines gedruckten Wortes, desto mehr muß das Gesagte eine Eigenschaft annehmen, die fast stets nur den handgreiflichsten Tatsachen innewohnt: sie

muß einfach und eingängig sein. Eine Tageszeitung muß verhältnismäßig einfach „lautieren", ihre Sprache muß ja den Mann auf der Straße überzeugen oder doch fesseln. Das Einfache aber ist schwerer zu erlügen als das Komplizierte. Oder genauer: das Einfache hat eine nähere Verwandtschaft mit der Wahrheit als das Komplizierte. Das Pennyblatt in Amerika ist mindestens zu einer gewissen Klarheit und Einfachheit gezwungen, um seiner Verbreitung willen. Aber im übrigen hat die Zeitung nichts an Sicherheiten zu bieten für den Ernst ihrer Worte. Wo nun wie in Deutschland, durch die Unzahl der Blätter die Größe des Marktes überhaupt verloren geht (wir haben unsere staatliche Zersplitterung aus dem 18.Jahrhundert heute im Zeitungswesen getreulich nachgebildet,und Deutschland ist ein Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenstein'sches Zeitungsliliput wie sonst kein Land,der Erde) da fehlt selbst dieser heilsame Zwang, zu jedermann in Stadt und Land, Hoch und Nieder, gleichmäßig klar und überzeugend zu sprechen. Da fehlt dem Wort selbst seine Beziehung durch den Weltcharakter seines Schallbereiches. Und dann gilt leicht das Wort: „Er lügt wie gedruckt". Denn das Papier ist geduldig.

Daß tatsächlich in der Vielgelesenheit eines Blattes eine gewisse Einschränkung für sein Lügen liegt, zeigt ein Blick auf die „Times". Sie ist in Deutschland traurig berühmt durch ihre alte, im Krie-

ge dann vollends zur Siedehitze getriebene Deutschenhetze. Trotzdem konnte man selbst in den trostlosesten Zeiten in der Times gewisse für England ungünstige Nachrichten oder von der Redaktion abweichende Meinungen regelmäßig finden. Das Bedürfnis zu informieren, d.h. dem Ohr der Öffentlichkeit a l l e wichtigen Tatsachen mitzuteilen, schränkte den Wunsch nach einseitiger Propaganda immer wieder ein. Auch konnte man wohl in der Times das eine Deutschland in Grund und Boden verleumden, aber in tausend anderen Punkten mußte dafür dort umso deutlicher die Wahrheit gesagt werden.

Die deutschen Zeitungen haben - mit zwei Ausnahmen - keinen Weltradius. Infolgedessen haben sie in Weltsachen kein Weltgefühl. Denn wie den Redner die Tatsache, ob er in einem Herrenklub oder in einer Volksversammlung von Tausenden redet, zu ganz veränderter Sprache zwingt, so hängt der Ton der Zeitung von der Weite und Buntheit ihres Leserkreises ab. Will man die deutsche Zeitung würdigen, so darf man nicht einmal den Reichsradius anlegen. Selbst da sind es nur sehr wenige Blätter - die Berliner schon garnicht -, die den Reichsradius erreichen, das heißt, die sich als Leser den Deutschen schlechthin vorstellen, wenn auch den Deutschen ihrer Partei. Sondern echt wird der Zeitungston meistens erst bei den provinziellen und kommunalen Angelegenheiten. Die deutschen Zeitungen nach ihren

politischen Tönungen heut einzuteilen, ist heut uninteressant geworden. Es weiß ja doch jeder, wie die einzelnen Parteien automatisch reagieren auf die einzelnen Ereignisse. Es ist eine Kleinigkeit, die acht Leitartikel der acht Hauptparteiblätter aller Richtungen zu einem bestimmten Ereignis aus dem Stegreif selbst zu verfassen. Melodien, die ein jeder sich selber pfeifen kann, sind belanglos. Eine andere Einteilung aber tritt heut gewichtig hervor und zwar deshalb, weil sie zu einer Daseinsfrage zu werden geeignet ist: Die Einteilung nach der Größe des Lebenskreises, den eine Zeitung mit ihren Geschossen bestreicht. Dadurch daß die meisten Zeitungen politischen Verstand nur für zehn bis hundert Quadratkilometer besitzen, sind wir heut in ernstester Gefahr, der Welt uns immer mehr zu entfremden. Die Not der Zeitungen ist nur dann eine Hoffnung, wenn eine Umwandlung in der Richtung zu weiteren Horizonten und größerem Wirkungsfelde der übrig bleibenden Blätter erreicht wird.

So wesentlich nun die Presse zur Namhaftmachung aller einzelnen Umstände ist, so bleibt sie doch immer selber ein namenloses anonymes Gebilde. Wer kennt die Redakteure, von denen er sich doch täglich politisch raten läßt, von Angesicht zu Angesicht? Seinen leiblichen Arzt will der Mensch leiblich sehen. Beim politischen verzichtet er darauf. Das setzt dem Wirken der Zeitung Grenzen. Wo

Von den Gewalten des öffentlichen Lebens
(nach 1926)

II,1	Der Alltag der Politik	S.243
2	Die Klagen der Parteien	S.271
3	Die Bedürfnisse des Landes	S.328
4	Die Widerstände der Bewohner	S.384
5	Die Aufrichtung der Regierung	S.457

erhob sich die Anklage, die er gegen Hectors Landesverrat geschleudert hatte, so dräuend, daß dieser demissionieren mußte. Hier ist also nicht der Zeitungsaufsatz selbst die Klage, sondern eine Klagevorbereitung. Die große Beschwerde des Volkes gegen Hector als angeblichen Vertreter der Saarbevölkerung kam durch die Verbindung von Zeitungdkampf und Gerichtsklage zum Austrag.

Das Eintreten mit der eigenen Person ist eben das wirksame Gegenstück gegen die anonyme Wirkung des Wortes bloß in die Breite und Masse. Gerade darin liegt die zweite große Möglichkeit der wirksamen Klage, in diesem Verwetten von Kopf und Kragen. Die „Petition", das Recht jedes einzelnen, an den Gesetzgeber klagend oder beschwerdeführend heranzutreten, enthielt ursprünglich immer - gerade auch in England, wo es als Grundrecht am frühesten festgelegt wurde - ein solches Wagnis für die Person des „Petenten". Heute ist das Petitionsrecht in allen Verfassungen jedem Staatsbürger zugesichert. Der Reichstag wird mit Petitionen überschüttet. Aber das ganze einst vielumstrittene Petitionsrecht ist belanglos geworden. Wie kann man all die Tausende von Petitionen ernst nehmen, die der Verein gegen Vivisektion, der Ausschuß für rasche Niederwerfung Englands, die Friedensliga, der Verein für Rassenhygiene, der Bund zur Abwehr des Antisemitismus usw. an die öffentlichen Körperschaften richten? Es steckt

ja kein Risiko derer dahinter, die petitionieren. Ihre Petition wird als „Material" behandelt, d.h. also, die Sache richtet sich nicht drohend in Gestalt einer Person vor der Öffentlichkeit auf. Es gibt immer wieder solche Petenten, die versuchen, Ernst mit ihrer Einzelbeschwerde zu machen. Sie sind bereit, Kopf und Kragen hinzuhalten. Einer tragischen Figur sei dabei gedacht: des Hauptmanns und Edelmanns v.Beerfelde, der seit 1916 den deutschen Gesetzgeber in allen seinen Teilen vom Kaiser und Kronprinzen bis zu Ledebour und Haase durch die Vorlegung der ~~Uckmärk~~ischen Denkschrift anpetitioniert hat. Das Große an diesem märkischen Adligen war seine Bereitschaft, Kopf und Kragen zu verlieren. Er ist ins Gefängnis gewandert - so wie der Saarbrücker Kämpe bereit war, ins Gefängnis zu gehen. Trotzdem haben die politischen Mächte alle Herrn v.Beerfelde nicht ernst genommen. Sie haben wohl dunkel empfunden, daß er sie an Ritterlichkeit und Reinheit und Ehrlichkeit turmhoch überrage. Aber sie lächelten eben doch über ihn. Hinter ihm standen keine Volkskräfte, wie hinter Franke im Saargebiet. Und so sank er zum ruhelosen Ankläger hinab und streifte die Schaar der politischen Querulanten, der Nichts=als=Kläger, die es jederzeit in Justiz und Politik gleichermaßen gibt. Und doch ist Beerfelde ein ganz positiv gerichteter Mensch gewesen, ohne alles Vergnügen am Streit und Querulieren.

Wir erkennen daran, daß selbst das rücksichtslose Einstehen für die eigene Überzeugung nicht genügt. Es muß noch etwas weiteres hinzukommen, um der Klage R e s p e k t , Ansehen, Wucht, Wirkung zu verleihen, gerade wenn sie etwas für das Volksganze Wichtiges betrifft.

Wie kam es denn, daß noch vor hundert Jahren die Petition als etwas so Wichtiges erschien? Im Jahre 1848 wurde die Nationalversammlung von Hunderten von gleichlautenden Petitionen aus den katholischen Dörfern des Reichs überschüttet. Sie bezogen sich alle auf die Schulfrage. In diesen Stößen von Petitionen steckt eine wichtige Wurzel der Zentrumspartei und ihres Erfolges gegen Bismarck im Kulturkampf. Die Petition konnte also der Ausgangspunkt für eine politische Parteibildung werden! Das Überreichen einer „Bittschrift" hat - seitdem die römischen Verschworenen dem Caesar an seinem letzten Tage eine Bittschrift vortragen ließen - immer wieder das Signal zu einer Parteibildung im Volke gegeben. Die Petition ist wichtig, wenn sie E i d e s h e l f e r f i n d e t . Diese Möglichkeit, in der Öffentlichkeit um Eideshelfer zu werben, hat im 19. Jahrhundert politisch so große Bedeutung erlangt, weil sie juristisch und im Prozeß abgeschafft worden war. Dem Einzelnen ist es mehr und mehr verboten worden, unter Aufgebot seines persönlichen Anhangs vor Gericht zu erscheinen. Er muß

als Einzelner,herausgerissen aus seiner sozialen Umwelt,nur unterstützt von einem Anwalt, einem Juristen, seine Sache ausfechten. Er wird damit gegenüber dem Gericht zur Ohnmacht verurteilt. Dort wo der Kläger oder Angeklagte ein Mann von Wichtigkeit ist, wird er allein dadurch das Gefühl haben,daß ihn der Richter genügend beachtet. Anders der Bauer, Arbeiter, Angestellte, kleine Kaufmann usw. Diese kamen und kommen vor das staatliche Gericht in dem Gefühl, von der Obrigkeit erdrückt zu werden. So bringt sich der Bauer am liebsten seine ganze Sippe zur Gerichtsverhandlung mit. Der Kleinbürger kommt mit den Bewohnern seines Viertels, mit seinen Nachbarn. Der Arbeiter läßt sich von seiner Gewerkschaft im modernen Arbeitsverfahren vertreten. Es muß jemand,eine Menge, ein Umstand m i t v o r G e r i c h t gehen, damit das einzelne Individuum nicht wie ein abgerissenes Baumblatt, als ein Sandkorn und als der Fall Nr.1014 wirke; damit sein Wort N a c h = d r u c k erhalte, muß es andere (Verwandte, Nachbarn, Genossen) in M i t l e i d e n s c h a f t ziehen. Das Bedürfnis nach solcher Mitleidenschaft im gewöhnlichen Gerichtsverfahren ist heute wieder akut. Die sogenannte „soziale Gerichtshilfe" versucht, jenen Umstand, jene Eideshilfe mobil zu machen, durch die der Einzelne nicht als Einzelner, sondern als Stück Volk vor Gericht käme. Die Rechtspflege des neunzehnten Jahrhunderts hatte sich in ihrem Eifer,ohne Ansehen der Person zu richten,über

dies Bedürfnis geflissentlich hinweggesetzt. Umso eifriger suchte also der Bauer, der Arbeiter, der Händler auf dem politischen Wege zu solcher Eideshilfe zu gelangen. Die politische Parteibildung geht zurück auf das Bedürfnis der im Staate noch unvertretenen, noch nicht klageberechtigten Volksteile, für ihre Bitten genügend Kräfte in Mitleidenschaft zu ziehen. Es ist das katholische Bäuerlein, der großstädtische Arbeiter, der mittelstädtische Kaufmann die Säule der drei großen Parteibildungen des 19. Jahrhunderts geworden: der liberalen, der katholischen und der sozialistischen. Die Programme dieser Parteien sind nur zu verstehen, wenn man sie als Verbindung von Petition und Aufruf zur Mitleidenschaft, zur Eideshilfe auffaßt. Das Erste an der Partei ist die Klage, die Beschwerde, die Kritik. Nur der Druck, unter dem sie zu stehen behauptet, das Unrecht, unter dem sie leidet, verknüpft sich mit der Wirklichkeit. Ohne die Übergriffe des Polizeigeistes gegen den modernen Wirtschaftsverkehr hätte den Liberalismus nichts geadelt. Ohne die Angriffe der demokratischen Aufklärung hätte der katholische Volksteil sich nicht politisch zusammenscharen müssen. Ohne die Unbegreiflichkeiten der liberalen Wirtschaft keine Sozialdemokratie. Aber das Parteiprogramm geht nun jedesmal über die Klagepunkte hinaus. Es entrollt ein Gesamtbild des Volkslebens. Damit wirbt es aber in erster Linie um Bundesgenossen! Der Arbeiter schreibt Sozialismus auf seine Fahnen, um alle leben-

digen Geister der „reaktionären Masse" abwendig zu machen. Sozialismus ist mehr als Anklage des Arbeiters gegen Arbeitslosigkeit, Auswucherung, Wohnungselend und Verwahrlosung. Er ist Gesellschaftsordnung. Der Bauer schreibt Katholizismus auf sein Banner, um alle gläubigen Gemüter dem modernen Wesen abwendig zu machen. Katholizismus ist mehr als Anklage des Bauern gegen Gleichmacherei, städtische Aufklärung, Freihandel usw. Er ist Religion.
Der Kaufmann schreibt Liberalismus auf seinen Schild. Liberalismus ist mehr als Anklage des modernen Menschen gegen Polizeiüberwachung, Schikane, Mißtrauen und Kastengeist. Er ist Fortschritt.

Die großen Parteigebilde der liberalen, der katholischen und der sozialistischen Volksteile sind Verbindungen zwischen selbst betroffenen K l a g e g r u p p e n und durch ein „zugkräftiges" Programm in „Mitleidenschaft" gezogenen Eideshelfern und Mit-läufern; z.B. ringen Liberalismus, Katholizismus, Sozialismus alle um die Seele des geistigen Menschen, des Lehrers, Professors, Pfarrers, Schriftstellers, d.h. der Gruppe ,die immer nur i n d i r e k t vom Volksschicksal betroffen wird, durch Wörte, Rufe, Klagen, Gedanken, Erkenntnisse hindurch. Die Petenten brauchen, um Partei zu werden, die „Ideologen", d.h. jene, die nicht selbst materiell geschädigt sind, sondern die die Petition als Signal für ein gedankliches Prinzip, für einen neuen Grund-

satz empfinden: also z.B. für den Grundsatz des Fortschritts oder des Christentums oder der Gesellschaftsordnung. Die sozialistische Lehre, daß die Materie des erste sei, hat in Sachen der Parteibildung zweifellos recht. Dort, wo die Öffentlichkeit von seiten einer Partei zum Gehör gezwungen werden, wo Tatsachen zur Sprache gelangen sollen, da ist selbstverständlich die Vorbedingung dafür, daß sie als Stoff, Rohstoff, Materie sich vergewaltigt sehen. Dann schlägt in diese Materie der Blitz des Zeitgeistes. Die Zeitung greift ihren Leidensstand auf. Ihre Sache wird zeitgemäß. Der Geist der Zeit wendet sich ihren Angelegenheiten zu. Die Materie wird „politisiert", d.h. hineingeleitet in das Strombett des öffentlichen Lebens. Sie bekommt Gewalt über die Menschen, indem sie von sich reden macht. Und indem sie von sich reden macht, sich beklagt, protestiert, petitioniert, Abhilfe fordert, wachsen ihr jene Kreise des abgeleiteten Volkslebens zu, die zum Hören verpflichtet sind: also die Studierten. Da hören die Kathedersozialisten und Rechtsanwälte auf die Arbeiter, da hören die Gelehrten und Lehrer auf die Bürger, da hören Pfarrer und Amtsrichter auf die Bauern und ihre Nöte. Aber diese Ideologen verschmelzen die Beschwerdepunkte der Zeit mit dem Gesamtbild, das sie von der Volksordnung im Herzen tragen. Sie vermählen ein Stück ihres Geistes mit den akuten Zeitfragen. Das was man Zeitgeist nennt, ist also eine

Mischform aus zeitgemäßen Beschwerdegründen und allgemeingültigen Programmfolgerungen. Ein Zeitgeist muß aus beidem bestehen, Vertreter akuter, aktueller Beschwerde und allgemeinen, daraus entwickelten Prinzipien. Ohne diese Abhängigkeit nämlich von dieser bekannten materiellen Bedrohung und Gefährdung verlieren sich die Prinzipien ins Sinnlose. Einzig die Abhängigkeit von einem Tatbestand gibt einem Prinzip wie dem des Fortschritts sein Maß und seinen Sinn. Wenn der Arbeiter mehr als seine Ketten zu verlieren hat, so schwebt der Sozialismus plötzlich in der Luft. Sobald der katholische Volksteil selber dem Fortschritt und Nationalismus zu huldigen anfängt, wird das Zentrumsprogramm brüchig. Für die Partei muß ihre politische Theorie also ein Ausdruck einer erlittenen Unbill, die Rechtfertigung einer Klage sein. Nur wenn der politischen Forderung wirklich ein Stoßseufzer aus gepreßter Brust den Nachdruck gibt, ist sie mehr als eine idealistische Phrase. Nur dieser Aufstand aus den tieferen Schichten des Wesens gibt im politischen Leben den Worten die Stoßkraft, die mehr ist als Tageslärm und Tagesgerede. ~~Diese~~ Solche Worte allein sind es, die im Stande sind, weil sie den Menschen nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen gesprochen sind, zu S c h l a g w o r t e n zu werden, zugkräftige Parolen abzugeben, Losung und Feldgeschrei eines ganzen Geschlechts zu bilden.

„Fortschritt", „Religion", „Gesellschaftsord-

nung" haben solche Losungen für die drei großen Sprech- und Aussprachepartei en des neunzehnten Jahrhunderts dargestellt. Es gilt nun, diese Losungen näher zu prüfen, um zu einer Übersicht über das Parteiwesen zu gelangen. Denn die heutige Lage sieht alle diese Parteien zermürbt. Nur wenn wir ihre Verankerung in den ewig gültigen Volksfragen durchschauen können, läßt sich ein Urteil über ihre heutige Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen.

Nun zeigt sich auf den ersten Blick, daß Liberale, Katholiken und Sozialisten nicht die einzigen Parteien sind noch je gewesen sind, selbst wenn wir einmal von den Faszisten und Kommunisten, die erst seit 1918 auftauchen, absehen wollen. Sondern es stehen diesen Gruppen andere gegenüber. Konservative Parteien (preußisch-konservativ, deutsch-konservativ, kulturkonservativ, freikonservativ), zu denen heut ein kleiner Teil der deutschnationalen Partei zu zählen wäre, „nationale" Parteien und radikale, freisinnige und demokratische Gruppen vervollständigen erst das Bild. Ist es trotzdem berechtigt, den drei erstgenannten Parteien des Kaufmanns, des Bauern und des Arbeiters einen besonders ausgeprägten Charakter zu lassen?

Um diese Fragen zu beantworten, gilt es, sich von den mehr oder weniger schwankenden Vokabeln frei zu machen. Es liegt auf der Hand, daß z.B. die alte Fortschrittspartei, die Freisinnige Volkspartei und

die heutigen Demokraten Abwandlungen ein und desselben Parteityps sind. Aber keiner dieser Ausdrücke ist absolut beweiskräftig für den Charakter der Partei; z.B.heißen heut fast alle Parteien des deutschen Reichstags „Volks"=Parteien, wie einst nur die Freisinnigen. Ja heut pflegt umgekehrt die Nachfolgerin der alten Nationalliberalen, die von Stresemann gegründete Deutsche Volkspartei, als „Volkspartei" kurzweg bezeichnet zu werden. Man kann diese vielen Verschleierungen und Krusten, die heut den Parteicharakter entstellen oder verdunkeln,einmal dadurch lüften,daß man die Geschichte dieser Parteien an ihren Ursprung zurückverfolgt. Zum anderen aber, indem man sie auf die großen Fragen des Volkslebens bezieht,die im Wesen des menschlichen Volkes ewig begründet sind und ewig wiederkehren müssen. Die verschiedenen Parteien von heute werden sich dann vermutlich als Mischformen aus allerhand verschiedenen Klagen und Fragen ergeben,aber sie werden von diesen beiden Hintergründen der Geschichte und des Volkswesens her Licht und Farbe und Kontur bekommen.

Geschichtlich bezeichnen drei Daten die Geburtsstunden der Parteien in Deutschland: 1815, 1848 und 1870/71. Jedesmal wird das Volk durch einen großen Ausbruch der Volksleidenschaft wachgerüttelt, durch die internationalen Stürme der französischen Revolution und Napoleons, durch die Revolutionen in

Mitteleuropa von 1848, durch den nationalen Einheits=krieg von 1870.

1815 tritt in Preußen die Gabel eines libe=ralen und eines konservativen Volksteils maßgebend hervor. Die Liberalen vertreten das Bürgertum. Aber auch das gebildete Beamtentum ist von 1815-1848 libe=ral. Sie fordern Preßfreiheit, Volksvertretung, Ge=werbefreiheit, d.h. sie fordern Abbau der Kriegs= und Militärverfassung des absoluten Staates zugunsten einer bürgerlichen Rechtsordnung. Die Liberalen sind Kosmopoliten. Die Menschheit, oder wie die 1809 von den Gebrüdern Schlegel begründete Zeit=schrift lautete: „Europa", ist ihr Ziel. Der „Libe=ralismus" ist also natürlich nicht etwa 1815 plötz=lich da, sondern hat sich ein Menschenalter lang herausgebildet. Seit 1815 aber trennt er Nord= und Süddeutschland sichtlich und trennt im Norden die Generationen derer, die Altpreußen geblieben waren, von denen, die aus den napoleonischen Kriegen gelernt hatten. Der Liberalismus ist staatsbezogen. Er will einen Abbau der staatlichen Allmacht, einen Abbau also des rein kommandierenden, militarisierten Cha=rakters des Staates, eine Eröffnung seiner Grenzen. Liberal ist Schiller. Sein Geist gibt dem Liberalis=mus das Gepräge.

Ihm entgegen stellen sich die konservati=ven Kräfte. Sie sind zwar, ihrem Namen gemäß, schlech hin beharrend. Aber ihr Zentrum ist doch die Erhal=

tung staatlich=gebietender Autorität des Gesetzgebers auf allen Stufen gesetzlicher Ordnung. Der Herr gegenüber dem Gesinde, der Adlige gegenüber dem Bürger, der König gegenüber dem Volke soll behalten, was er an Gebotsgewalt bisher hatte. Hier zeigt sich, daß die Konservativen jünger sind als die Liberalen. Sie sind als P a r t e i eine Antwort auf den Liberalismus; das konservative re=agiert auf das liberale, es ist ein Wider=spruch gegen die von den Liberalen erhobenen An=sprüche, es will die von den Liberalen hervorgerufene Bewegung rückgängig machen. Das was der Konservativismus schützen will, ist allerdings älter als das liberale Wesen. Aber daß er nun als Partei auftritt, daß er sich bewußt zum Kampfe für das Alte aufrafft, das tut er auf Grund der liberalen Angriffe. Also geht die Parteibildung von dem aus, der dem Befreiungsruf, die Forderung, das Programm erhebt; der Verteidiger folgt erst hinterher. Der Liberalismus kommt als Kläger zuerst, der Konservativismus als Verteidiger hinterdrein. Ich suche mir erst einen Verteidiger, wenn mir eine Anklage droht. Aus dieser Sachlage ergibt sich: der Verteidiger kann sich auf die Angriffe des Klägers einrichten, er kann ihnen die Spitze abbrechen. Der Begründer des konservativen Parteiprogramms Stahl hat z.B. bewußt und ausgesprochenermaßen das Gute aus dem Liberalismus mitverwertet. Das ist ein Vorsprung für den Verteidiger. Dafür hat er einen Nachteil. Ihm fehlt das Pathos des L e i d e n s , der

erlittenen Unbill, der Vergewaltigung. Der angreifende Volksteil - so sahen wir - beruft sich ja auf ein ihm widerfahrenes Unrecht. Alle seine überschwänglichen Theorien rechtfertigen sich durch dies Tröpflein echter Leidenschaft, das ihn befeuert. Die widerfahrene Schmach brennt, der Eifer wird durch Haß und Rachedurst beflügelt. Der Mensch lechzt nach Genugtuung. Bismarck hat gesagt: „Der Fleiß nimmt in der Richtung nach links zu". Der beharrende Teil - mag er nun konservativ heißen oder nicht; heut z.B. stellt die sozialdemokratische Partei diesen beharrenden Teil dar - im Volk kann leidenschaftsloser das Gute auch vom Gegner mitlernen. Aber ihm droht auch der Fluch der Leidenschaftslosigkeit: die Langeweile. Der beharrende Teil kann dem nur entgehen, wenn er andere Spannungen unterhält und schürt, als die durch seine Verteidigung gegen den Kläger. Wenn er sein Programm bloß zuspitzt auf den Gegensatz gegen diesen, so wird er unfehlbar unfruchtbar erstarren. Die Konservativen sind an diesem bloßen Bekämpfen des Liberalismus, wie es Hegel im Alter getrieben und geraten hat, gescheitert. Sie hatten aber die Möglichkeit, den Sinn des Kriegerstattes, den der Liberalismus am liebsten abgebaut hätte, zu erweisen: nämlich durch Erfolge in der auswärtigen Politik. Der Sinn des Konservativismus konnte sich also nie im innerpolitischen Kampfe auswirken.
Die widerliche Verlogenheit der preußischen Reaktion von 1850-1859 bestand gerade darin, daß hier 1850

die Blamage von Olmütz die Staatsmacht außenpolitisch bloßgestellt hatte, und daß sie nun trotz dieses Mißerfolges innerpolitisch ihre alte Herrlichkeit und Autorität für sich in Anspruch nahm, als sei sie außenpolitisch leistungsfähig!

Umgekehrt verdankt der Konservativismus seine Wiedererstarkung dem Umstande, daß Bismarcks außenpolitische Meisterschaft seit 1879 wieder auf ihrem Konto verbucht wurde, so wenig sie mit ihm zu tun hatte. Aber dieses günstige Vorurteil, als seien die Konservativen außenpolitisch weitsichtiger, ist ihnen bis 1914 geblieben und hat ihnen Rückhalt gegeben.

Liberale und Konservative kämpfen um den Aufbau des Instruments für Krieg und Frieden, des Staates. Aber der Liberale will und muß mit seinem Freiheitskampfe Mächte entfesseln, die in außenstaatliche Gebiete eingreifen: Der Liberale entfesselt die geistigen und die wirtschaftlichen Mächte: den Radikalismus und das Manchestertum. Der „Freisinn", der aus dem Liberalismus zwischen 1815 und 1848 hervorbricht, ist ausgesprochen kirchenfeindlich. Er knechtet die Jesuiten, er ist aufgeklärt und fürchtet sich weder vor Gott noch Teufel mehr. 1848 trat er naiv bei der Verfassungsberatung in Frankfurt über die Schule hervor. Er hatte aber schon die Jahrzehnte vorher - im Kölner Mischehenstreit, im Kampf der Lichtfreunde usw. - sich betätigt. Es handelt sich um den Geist des F o r t s c h r i t t s an

und für sich,vor dem jeder für rückständig gilt,der an dem Glauben der Väter ehrfürchtig festhält. Der Fortschritt glaubt,daß die Vergangenheit eine trostlos barbarische nacht gewesen ist, und daß erst die heutige Menschheit wirklich weiß, was Wahrheit, was Kultur, was Zivilisation, was die richtige Weltanschauugg sei. Dieser Geist,der von den Segnungen der großen Entdeckungen und des langen Friedens seit 1815 zehrt, ist zunächst naiv. Er hält sich für unwiderleglich. Er meint, nur die Dummheit verhindere die Menschen,den Fortschritt nicht mitzumachen; er bekämpft daher Dummheit und Unbildung. Er gründet Schulen druckt Bücher, organisiert Vorträge. Denn „Bildung macht frei". Bildung ist also erst die Vollendung des Liberalismus. Der Liberalismus,der zunächst nur das Staatsjoch mildern wollte, wird so die Vorfrucht der radikalen Fortschrittsgesinnung.

Ihnen nun werfen sich die katholischen Volksteile entgegen, bald unter dem Namen klerikal, ultramontan, als Fraktion Reichsgegner, schließlich als Zentrum im Kulturkampf gegen die Liberalen ihre Anklagen schleudernd, daß man ihnen „die Parität" verweigere und sie im Staat als rückständig behandle. Der Fall liegt auf den ersten Blick umgekehrt wie bei den Liberalen. Denn das Zentrum erscheint doch im Besitz: Die Massen s i n d ja katholisch von Jahrhunderten her. Trotzdem ist es aber eine echte Partei der Klage und Anklage über erlittene Unbill!

Unbill! Und das haben wir ja als das bestimmende Einteilungsmittel für die politische Parteibildung erkannt: ob eine Partei durch Klage ein Stück unterdrücktes Volksgut zur Sprache bringt.

Die Nähe des Zentrums zu den Konservativen besteht daher nur, so lange man die rein staatliche Brille aufsetzt. Sowie man aber die viel größere Fülle der V o l k s kräfte in Betracht zieht, unter denen das Staatliche nur ein Element ist, so zeigt sich, daß das Zentrum gar keine staatsbezogene Partei ist. Es ist eine Kulturpartei. Das Vorgehen der Liberalen und Bismarcks gegen das Zentrum heißt ja daher mit Recht Kulturkampf. Und in diesem Kulturkampf ist das Zentrum nun ein echter Kläger wie der Liberalismus einst nach 1815. Das Zentrum klagt allerdings nicht über die Allmach des Staates, sondern über eine andere Allmacht, deren Abbau es verlangt, deren Übergriffe es verdammt: die Allmacht des Z e i t g e i s t e s . Daß der Geist einer einzelnen Generation im Volksleben solle herrschen dürfen, ist dem Katholiken ein Gräuel. Für ihn hat das Volksleben einen Atem, der länger ist als konservativer Wachtstaat und liberaler Rechtsstaat zusammengenommen. Das Zentrum drängt den Zeitgeist in die Defensive. Es macht den naiven Fortschrittsglauben unsicher. Es zwingt ihn zum Bewußtsein seiner Herrschaftsansprüche. Gegen das Zentrum steht seit 1870 z.B. im Rheinland der Nationalliberalismus und im Reich die antiultramontane Bewegung, der National-Katholi-

zismus. Das Zentrum ist daher im Recht, wenn es sich rühmt, keine bloße „Konfession" zu sein. Es ist echte politische Volkspartei. Seine Gegner, die es konfessionell schelten, haben nur soweit recht, als es keine vom Staat ausgehende Partei ist. Aber sie leben in dem Irrtum, als gebe es nur den Staat als Ursprung des Gemeinwesens eines Volkes. Soviel vom Zentrum.

1870 machen sich mit der Durchführung der Gewerbefreiheit und des einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes die lang prophezeiten Wirkungen der liberalen Wirtschaftspolitik gesteigert geltend: die freizügigen, aus den Dörfern den Städten zuströmenden Klassen geraten hier in eine proletarische Existenz. Der Druck, der auf ihnen liegt, erzeugt die Anklage des Proletariats gegen die bürgerliche Gesellschaft, die Sozialdemokratie. Gegen die Allmacht des Geldes, des Besitzes zieht die Arbeiterschaft unter dem Banner: „Wider das Kapital, wider den Kapitalismus" zu Felde. Sie ist nun klärlich keine staatsbezogene Partei. Sie ist und will sein Gesellschafts- und Wirtschaftspartei, wie sie betont. Sie rückt die sozialen und ökonomischen Ziele in den Vordergrund. Alles Staatspolitische ist ihr eine Frage der Taktik, genau wie dem Zentrum. Die Geschichte der Sozialdemokratie ist zu bekannt, um bei ihr zu verweilen. Sie hat selbst versucht, die gesamte übrige Bevölkerung zu der einen „reaktionären Masse" zusammenzuschweißen. Ab und zu hat ihr der

bürgerliche Block auch diesen Gefallen getan, sich vor den Sozialisten graulich machen zu lassen. Aber die Wirklichkeit war immer stärker. Bald das Zentrum, bald die Demokraten und Liberalen fanden sich auf der Seite der Sozis. Diese schwarz=rote Paarung oder der Block von Bassermann bis Bebel ist nur dem unverständlich, der alle politischen Parteien gleichmäßig für Staatsparteien hält, der - wie die meisten Staatslehrer - die größere Spannweite des Volksbegriffs nicht anerkennt und anwendet. Nun gar die Bildung der Reichstagsmehrheit muß ja unnatürlich erscheinen. Die Liberalen hier im Bunde mit den beiden Parteien, die als Kläger gegen „liberale" Übergriffe aufgetreten waren, mit Zentrum und Sozialdemokratie! Aber alle drei Parteien ergänzen einander. Sie führen alle echte Klage. Der Bauer, der Bürger, der Arbeiter kämpfen auf verschiedenen Gebieten. Dem Bauern zerstört der hereinprasselnde Zeitgeist die Kulturordnung von Jahrtausenden, ohne die kein Bauerntum bei seiner schweren, ruhigen, eintönigen Arbeit gedeihen kann. Dem Bürger zerschlägt der Polizeibüttel Handel und Wandel, schnellen Verkehr und rasche Nachricht, freien Austausch der Stoffe und Kräfte. Dem Arbeiter endlich zerstört der Geldmann das Familienleben, das menschenwürdige Dasein, die Persönlichkeit, verdammt ihn zum Proletarier, zum wirtschaftslosen, hausstands=darbenden nackten Arbeitskraft. Der Bauer hat nichts gegen den Kampf der Liberalen wider den Staat. Aber er hat

etwas gegen ihre Verachtung aller gesellschaftlichen Ordnung. Und so, weil, alle drei auf anderem Volksgebiet wurzeln, konnten sie von 1917-1922 das Volksganze verkörpern. Die historischen Erscheinungen der drei großen Parteien verteilen sich also, auf unser Kordinatensystem des Volkstums bezogen, auf verschiedene Felder:

Systematisch haben wir daher bisher sechs Parteien als r e i n e Parteien erschlossen; je zwei Staats=, zwei Kultur= und zwei Sozialparteien sind denkbar. Liberale und Konservative sind staatsbezogen, Zentrum, Christliche usw. und Nationalisten, Protestanten, Freisinnige usw. sind Kulturparteien, Sozialisten und Bürgerliche sind Gesellschaftsparteien. Aber die systematische Nachprüfung lehrt noch mehr. Der schwarz=rot=goldenen Reichstagsmehrheit wird gern ihre Internationalität vorgeworfen. Es ist aber jedesmal eine ganz andere Art der Internationalität. Dazu müssen wir an das Ergebnis des ersten Teils erinnern, wonach der Klassenkampf örtlicher

Nahkampf, der Staatenkrieg Grenzkampf, der Kulturkampf aber zeitlicher Fernkampf ist. Dem „vaterlandslosen" Klassenkämpfer ist an jedem Orte der Erde der Gegensatz von Besitz und Nichtbesitz bewußt. Sein Internationalismus ist i n t e r l o k a l. Sein Klassenkampf ist schlechthin an keinen Ort fixiert. Die Bergarbeiter der Welt können nur dort sein, wo es Bergwerke gibt, aber auch überall dort, wo es Bergwerke gibt. Hingegen wo es keine Bergwerke gibt, da hat auch der internationale Bergarbeiterverband keine Interessen! Die Redensart vom sozialistischen Internationalismus bedeutet also nur seinen I n t e r l o k a l i s m u s. Er ist an keinem bestimmten Ort interessiert. Aber er richtet z.B. auf bestimmte Rohstoffe usw. sehr lebhaft und bewußt sein Augenmerk.

Der liberale „Kosmopolit", der demokratische Verständigungspolitiker ist es in gutnachbarlicher Gesinnung zunächst als guter Europäer. Er ist es von Land zu Land, von Volk zu Volk über die Grenzen hinüber. Er ist es also nach Art der Schweizer im Sinne internationaler Verträglichkeit. Er ist zwischenstaatlich. Die Vereinigten Staaten von Europa sind ein liberaler Gedanke, weil er überall Benachbartes vereinigen, Angrenzendes verbinden will. Der Liberalismus ist interterritorial.

Der katholische „Ultramontane" ist schließ-

lich weder auf den Nahkampf oder Grenzkampf, sondern auf den Kulturkampf, d.h. auf den Geisteskampf über die Zeiten hinweg gewappnet. Er hält dem Zeitgeist das Menetekel des Bleibenden entgegen. Er ist i n t e r t e m p o r a l .

Alle diese Parteien sind also gerade das nicht, was man ihnen vorwirft: international. Alle haben es ja im Weltkrieg erwiesen, daß sie zu ihrer Zeit auch dem Zeitgeist, der Krieg verlangte, auch dem Staat, der keinen Ausweg als Krieg sah, auch der Heimat, die zum Kriege gedrängt war, das ihre bewilligen wollen. Aber sie haben der Allmacht des Staates, des örtlichen Besitzes, der Zeitgeist=strömung sich widersetzt. Und das ist der Grund, wes=halb sie zunächst in die Erbmasse des konservativ=national=bürgerlichen Regiments am 9. November nach=gerückt sind. Ihre überlokalen, überstaatlichen und überzeitlichen Verwurzelungen - die aber nirgends mit den Grenzen des Nationalen sich berühren - ret=teten sie ein Stück weit über den Zeitensturm hinü=ber.

In dem Koordinatensystem der vier Volksge=biete ist ein Feld unbesetzt geblieben: Die Fragen des persönlichen Lebens, der Freiheit, der Individua=lismus - führen sie nicht zur Parteibildung? Hat der Liberalismus z.B. nicht gerade hier seine Wurzeln? Erinnern wir uns, daß es der Druck ist, welcher die Empörung, die Parteibildung hervorruft, so ist es

doch allein der staatliche Druck, der den Liberalismus aus einer Theorie zur Partei macht. Aus dem Arsenal des Anarchismus, der Emanzipation des Fleisches, des Individualismus usw. haben die Sozialisten und Liberalen wohl manche Waffen entlehnt. Aber hier ist nicht der Rechtsgrund ihres Kampfes. Die sogenannten Anarchisten begleiten wohl die politische und Parteigeschichte des 19.Jahrhunderts mit ihren dumpfen Verschwörungen und Attentaten. Aber sie vermögen gerade das eine nicht, was die Partei auszeichnet: um ein „Manifest", um eine offene Kundgebung gemeinsamer Klagen und Ziele eine machtvolle Eideshelferschaft zu bilden. Aber deshalb gibt es freilich trotzdem wichtige und fruchtbare Volkskräfte, die auf dem vierten Felde, der a n a r c h i s c h e n P l ö t z l i c h k e i t und Ü b e r r a s c h u n g zu Hause sind. Denn als anarchisch - statt als anarchistisch - haben wir ja dieses Gebiet der freien, neuzeugenden Persönlichkeit bezeichnet. Anarchisch ist das unvorhergesehene Leben. Auf diesem Gebiet sind erstens beheimatet die Parteilosen, die Stillen im Lande, die nichts nach den großen Kämpfen fragen. Man weiß,daß 15-20% der Stimmberechtigten selbst in erregten Zeiten nicht zur Urne gehen. Sie fühlen sich also nicht in „Mitleidenschaft" gezogen.

Goethe läßt einen solchen Parteilosen bescheiden zu den Parteiischen sagen: „Doch schäm' ich mich

der Ruhestunden; mit euch zu leiden war Gewinn: denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer, als ich bin". Das Format derer, die nicht mitleben mit dem Alltag der Politik, scheint danach kleiner als das des normalen Volksglieds. Die Partei der Nichtwähler ist oft und viel gescholten worden. Die Wahlpflicht ist eingeführt worden, um sie wenigstens zum Mitlaufen zu zwingen. Indessen solcher „Mitläufer" gibt es schon sowieso bei allen Parteien; wie sich gezeigt hat, lebt sogar jede Partei von der Wirkung ihres Programms auf Mitläufer. Die Gruppe der Parteilosen ist also durch solche Reize offenbar nicht zu elektrisieren. Eine Wahlpflicht soll nun wohl etwa das erreichen, was das solonische Gesetz befahl: es müsse bei schwerer Strafe im Bürgerkriege jedermann Partei ergreifen. Jeder männliche Instinkt freut sich dieses Verbots der faulen Neutralität. Es fragt sich nur, ob ein Volk dabei bestehen kann. Wäre es nur so, daß der Parteilose „nicht so groß" wäre wie ein gesundes Volksglied, so wäre die antike Bestimmung, ihn auszustoßen, ratsam. Aber seit Solon haben sich unsere Ansichten über den Nutzen der Unnützen geändert. Wir sind heut vorsichtig geworden und wissen, daß eine scheinbar unverwertbare Materie plötzlich wertvoll werden kann. Die Quäker z.B. sind „Neutrale", die plötzlich nach der Schlacht auf der Walstatt als barmherzige Samariter aufgetaucht sind. Es geht gewiß nicht, daß alle Welt aus Quäkern besteht, aber Heil und

Glück, daß es sie gegeben hat! Unsere Kinder und Mütter wissen davon ein Lied zu singen. Es bedarf einfach der Zwischenglieder, wir nannten sie vorhin die „Stillen im Lande", die aus dem Alltag der Politik, aber auch aus ihren Katastrophen draußen bleiben, die Samariter, Kindergemüter und Poeten.[1] Aber damit ist die Bedeutung des anarchischen Kraftfeldes noch nicht ausgeschöpft! Es ist noch jemand, der ihm angehört: die kommende Partei, der kommende Mann, der zukünftige Gesetzgeber" .

Das ist unter allen Staatsformen so, daß der Regent nicht reine Partei sein kann. So gibt es für den Gesetzgeber nur zwei Möglichkeiten: Er ist entweder - bevor er zur Macht kommt - noch nicht Partei, oder aber er verläßt, zur Macht gelangt, seine bisherige Partei. Von Clémenceau ist das berühmte Wort, als man ihm 1908 den Widerspruch seiner Politik als Ministerpräsident mit seinen Kammerreden vorwarf: „Ja, damals stand ich auch auf der anderen Seite der Barrikade!" Also er verlangt damit geradezu vom Regierungschef den Degenwechsel! Aber auch die ganz andere Staatsform des erblichen Königtums huldigt demselben Grundsatz. Der König gehört keiner Partei an. Und der Kronprinz bedeutet daher jedesmal den Eintritt einer neuen Generation ins Volksleben.

---

1) Das Frauenstimmrecht muß in anderem Zusammenhang erörtert werden, es hat ja zu keiner „Frauenpartei" geführt, sondern nur zur Aufteilung der Frauen unter die bestehenden Parteien.

Man erinnere sich der Tronbesteigung Karls von Österreich, oder bei uns Wilhelms II. Die Jugend des Herrschers bedeutet einen völligen Szenenwechsel! Die Anarchie des Lebens der Volksgeschlechter triumphiert über alle festgefahrenen Formen. In der Monarchie wird die Anarchie des Eros, der natürlichen Fruchtbarkeit, geradezu zum entscheidenden Umstand der Politik gemacht. Man ermesse, was geschehen wäre, wenn Friedrich III. ~~1888~~ 1888 regiert hätte! Das Königtum steht insofern der Wirklichkeit näher, als die solonische Staatsansicht (die auch heut sehr verbreitet ist), weil es allem schon Geformten den plötzlichen Hereinbruch neuen Lebens in der Person des Tronfolgers entgegenstellt. Allerdings ist es nur der Hereinbruch leiblich neuen Lebens. Es ist beim Königssohn die leibliche Ablösung der Natur, nicht der Hereinbruch eines neuen geistigen Jahrgangs, der im Vordergrund steht. Aber mindestens das ist es. Der König stirbt wohl endlich doch einmal. Parteien aber sterben schwerer als Könige. Ein Volk bedarf also des geistigen Einstroms und Nachwuchses von Unkompromittierten. Die heutigen Jugendgruppen aller Parteien vergreifen sich aber an diesem Quellbereich des kommenden, parteierneuernden, eine neue Sprache sprechenden Volkes. Statt dessen sollte es heut in der ungeheuren Verwirrung mehr denn je respektiert werden, wenn in der Stille sich neues Leben, seiner selbst unbewußt, ausbildet. Goethe's Iphigenie läßt den einzelnen Menschen, der in außerordentlicher Not

schwebt, wünschen:

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tieferschütternden Übergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oderam fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hilfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rat und Hilfe.

So braucht ein Volk an Wendepunkten seines Lebens „der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" der Unpolitischen.

Indessen, wenn der Samariter und der kommende Mann aus dem anarchischen Kraftfelde kommen, so scheint das Schema unserer Vierkraftfelder nicht auszureichen. Denn es gibt doch noch zwei weitere Parteien. Zwei neue Extreme tun sich heute scheinbar auf: Kommunisten und Faszisten. Wo gehören denn diese beiden hin? Sie datieren aus den Jahren 1914-1917.

Sie sind also ähnlich wie die Parteien von 1815,1848 und 1871 E r e i g n i s p a r t e i e n ! Sie wurzeln im Boden einer europäischen Gesamtlage, im Weltkrieg und der russischen Revolution. Sie treten den bisherigen Parteipaaren in gröbster Vereinfachung entgegen als Gewaltparteien: als Parteien,die Revolution und Bürgerkrieg, die Diktatur von Rechts oder Links predigen. Sie sind k e i n e Parteien. Sondern sie könnten höchstens kommende Gewalthaber sein. Sie klagen beide die Parteien an. Beide wollen das Parlament nach Hause schicken. Vielleicht werden sie es - wie in Rußland und Italien - nach Hause schicken. Aber dann haben sie die bisherigen Parteien vielleicht beseitigt. Jedoch das Koordinatensysten der Vier=Volksgebiete können sie nicht außer Kraft setzen. So dringen also beide, Kommunisten und Faszisten, aus dem anarchischen Kraftfeld,das die neue Generation enthält, ins Volksgewühl hinein und zermürben die alten Parteiungen. Aber da sie die Eigengesetze dieser Kraftfelder verspotten, so haben sie auch inhaltlich einstweilen nichts für Staat, Kultur und Gesellschaft zu bieten. Sie greifen vielmehr nach den ältesten Ladenhütern des 19.Jahrhunderts: die Russen nach den nationalen Kriegen unter Napoleon I., die Italiener nach den Ideen des Manchesterliberalismus von 1815! Aber nicht das ist das Merkwürdige an ihnen, sondern daß sie die Kraft haben, das Volksleben von überalteten Parteifragen zu befreien. Es ist eine geistige Schuldenabschüttelung

großen Stils, die sie erzwingen. Es wird ein Strich durch die ausgeformten Parteikörper gemacht. Es wird Raum für ganz andere Klagen und Fragen in Staat, Kultur und Gesellschaft geschaffen. Kommunisten und Faszisten leisten Nivellierungs=, Zerstörungs= und Aufräumungsarbeit. Sie leisten noch einmal und teil= weise, was der 9. November und seine Folgen bei uns noch viel gründlicher herbeigeführt hat: den Zusam= menbruch des Alten. Mehr leisten sie nicht, weil sie eben ausdrücklich verschmähen, die Dinge im Vol= ke „zur Sprache zu bringen". Wortloses Leben ist Gewaltsamkeit, Friedensbruch, Bürgerkrieg. Das Trei= ben der Kommunisten und Faszisten überschreitet die Grenzen des „öffentlichen" Lebens. Es reicht schon in jenen Bereich des äußersten Lebens, wo „rohe Kräf= te sinnlos walten". Wenn es trotzdem in Deutschland ertragen wird, so deshalb, weil eben der Zusammen= bruch des 9. November noch viel tiefer die alten Parteien trifft, als Kommunisten und Faszisten ahnen. Diese leben genau so wie die Parteien von 1815 oder 1870 hinter dem 9. November 1918 her. Sie sind, so jung sie sind, gegenüber der deutschen Wirklichkeit bereits veraltet.

Aber wie denn? Wir sehen doch heute, wie die Parteien nicht leben und nicht sterben können. Zwar widerstrebt ihnen das Volk und verläßt die Parteikad= res. Aber es findet noch keinen Ersatz. Neue Partei= en locken nicht und ebensowenig neue Zeitungen. Die

Parteimaschinerie, die Presse sind sich Selbstzweck geworden. Nun haben sie nicht die Kraft, sich selbst aufzuheben und dadurch freie Bahn zu schaffen. Hier tritt ein besonderer Mangel des deutschen Parteiwesens zutage. Nacheinander haben sich die Bestandteile, aus denen sich der Bildungsprozeß einer Partei aufbaut, entrollt:

Das erste ist ein Verzicht, der Verzicht nämlich auf die nackte Gewalt.

Das zweite ist der Mut zur Klage, der Entschluß, in die Öffentlichkeit zu gehen.

Das dritte ist die Bereitschaft, dafür verfolgt und zum Märtyrer zu werden.

Das vierte ist die Zugkraft und Werbekraft des Parteiprogramms.

Aber diese vier Elemente reichen nicht aus. An ihnen allen hat es den deutschen Parteien nicht gefehlt. Ihr Sinn für Gesetzlichkeit und ihre unendliche Geduld haben sich immer neu bewährt. Der Hang zur Parteibildung fehlt auch wahrhaftig nicht. Die Zugkraft der Parteiprogramme ist unbestritten. Auch haben sich die Parteien verfolgen lassen, ganz wie der Redakteur Franke im Saargebiet oder wie Beerfelde. Die Sozialisten wurden von Ort zu Ort gejagt. Die Achtundvierziger sind nach Amerika ausgewandert und nach London, oder wie „das junge Deutschland" und Karl Marx nach Brüssel und Paris und in die Schweiz. Die Priester haben sich ins Gefängnis stecken lassen. Solche Sterbebereitschaft für

die Überzeugung hat den Barteien die Lebenskraft gegeben. Aber ist das die einzige Art, um den Beweis für die Richtigkeit meiner Anklage anzutreten, daß ich mich hängen lasse?

Als in Frankfurt a/M., der freien Reichsstadt, vor zweihundert Jahren ein grobes Mißregiment des Rats aufgedeckt wurde, da verpfändeten vierzehn beschwerdeführende Bürger ihr gesamtes Vermögen für die Behauptung, das angebliche Defizit des Stadtseckels lasse sich innert drei Jahren in einen großen, genau benannten Überschuß umwandeln. Der Kaiser in Wien nahm diese feierliche Wette und Selbsthaftung an. Als sogenannte „Admodiatores" walteten sie ihres Amtes, mit dem Risiko des eigenen Ruins: wahrlich seltene Männer in der Volksgeschichte. Und sie gewannen ihre Sache. Der Überschuß - und noch mehr - wurde erzielt. Es ging also hier um Kopf und Kragen der klägerischen Partei.

An diesem Beispiel der Frankfurter Admodiatores von 1714 tritt der gesunde Kern des parlamentarischen Systems ans Licht: Der Ankläger muß bereit sein, es selbst besser zu machen. Die Bereitschaft zur Übernahme der Geschäfte legitimiert erst den politischen Kläger! Deshalb muß die Regierungsmehrheit sich aller „Partei"politik begeben. Daher ist in England die Mehrheit selbstverständlich Gefolgschaft der Führer, die regieren. Deshalb schadet es dem Ansehen der Regierung, wenn selbst in einer ganz

gleichgültigen Angelegenheit die Regierung in der Minderheit bleibt. Die Frage selber ist eben belanglos. Es kommt aber darauf an, daß die Mehrheit Respekt vor ihren Führern hat und durch Dick und Dünn für sie eintritt. Ist sie lässig oder säumig bei einer Abstimmung, so zeigt das einen Mangel an Regierungswillen. Aus der Gefolgschaft, auf die sich die Regierung des Volkes stützen kann, beginnt alsdann offenbar wieder die bloße beschwerdeführende kritisierende, klagende Partei zu werden. Eben dies ist dauernd der Zustand in Deutschland seit vier Jahren. Es ist das ein Beweis dafür, daß die Parteien bei uns vielleicht bereit sind, für ihre Überzeugung verfolgt zu werden, aber nicht für den Bereich ihrer Anklage zu h a f t e n . Aber erst hierin vollendet sich das parlamentarische System. In Deutschland ist die Partei, die anklagt, froh, n i c h t regieren zu müssen, d.h. sie freut sich einer Freiheit, welche doch ihrer Klage den Ernst nimmt! Ihre Klinge ist nicht g e b u n d e n wie bei einer ernsthaften Mensur. Sie ficht ins Leere, weil sie gar nicht den Platz des Gegners erobern will. Die Partei der Politik muß aber den Beweis für das Unrecht, über das sie klagt, dadurch erbringen, daß sie bereit ist, das Unrecht abzustellen. Die Partei muß also zur Herrschaft streben nicht wie der König, weil sie dazu geboren wäre, sondern um ihre Worte, ihr Programm, ihre Forderungen zu b e w ä h r e n . Im parlamentarischen System wird die Regierung vorge-

stellt als jeweilige Zulassung zum Gottesurteil der eigenen Tat. Die Klagpartei selber wird zur Verwirklichung berufen und herangelassen. Der Ankläger erhält Gelegenheit zu zeigen, daß er über unberechtigtes, über abstellbares, über vermeidliches Übel klagt. Er darf die Klinke der Gesetzgebung ergreifen, um diesen großen Beweis unter freiem Himmel anzutreten. Aber daraus fließt, daß dieser Parteiversuch n u r b i s z u r B e w ä h r u n g d e r K l a g e Geltung beansprucht. Parteien werden an die Regierung berufen, weil sie ja das Gesetz berufen und beschworen haben. Die Bewegung zum Gesetz geht von der Partei aus. Der Gesetzgeber soll nicht ungerufen Gesetze machen. Der Augenblick der Reife für ein Staatsgesetz ist immer erst dann da, wenn die öffentliche Meinung des Volks stürmisch danach verlangt. Es ist ein schlechter Gesetzgeber, der ungefragt und ungerufen die Öffentlichkeit mit Gesetzen überschüttet. Die Politik verlangt den Respekt des Klägers wie des Gesetzgebers beide vor dem Reifegrad zur Ordnung der Dinge. Die Art, wie der König von Italien und Mussolini 1922 sich gegenseitig auf halbem Wege begegnet sind, zeigt, wie öffentliche Gewalten einander gegenseitig ergänzen. Es ist immer ein: halb zog es ihn, halb sank erhin: Der Gesetzgeber zwingt den Kläger, die Rolle des Gesetzgebers selber zu übernehmen; der Kläger zwingt den Gesetzgeber, die Rolle des Klägers selbst zu Ende zu führen. Dieser Rollentausch ist das eigentliche Schauspiel

der Politik, ihre Lösung vom bloßen Kampf. Also z. B.: Mussolini droht gegen Rom zu marschieren. Der König beruft ihn zum Ministerpräsidenten. Der Faszistenführer sieht sich plötzlich als konstitutionellen Premierminister, das Parlament aber als Werkzeug des Faszismus. Oder 1865/66: Bismarck kämpft gegen das Parlament. Er besiegt Österreich. Da gibt er das allgemeine Wahlrecht für den norddeutschen Bund und holt sich Indemnität für den Konflikt. Das Abgeordnetenhaus aber bekehrt sich umgekehrt zu seiner, Bismarcks, Politik.

Die Größe des politischen Lebens besteht eben in jenen gegenseitigen Durchdringungen scheinbar undurchdringlicher Gegensätze. Der Katechismus des parlamentarischen Systems beruht eben auf dieser Erfahrung: Gestattet man die Durchdringung von klagender Partei und gesetzgebender Gewalt im rechten Augenblick, so wird die aktuelle Beschwerde der Partei am schnellsten abgestellt werden können. Die Durchdringung besteht aber darin, daß die Partei selber an sie herantritt. Sie genießt mindestens für diese bestimmte Aufgabe den größten Kredit.

Indem aber die Partei diese Verbindung mit der Rolle des Gesetzgebers eingeht, wird sie w i r k s a m und verwirkt gerade dadurch ihre bisherige Offensivform. Sie macht ja damit ihr bisheriges Programm und damit also sich selbst in ihrer

ursprünglichen, sozusagen jungfräulichen Gestalt überflüssig. Geht sie eines Tages wieder aus der Regierung in die Opposition zurück, so braucht sie, je erfolgreicher sie gewirkt hat, desto dringender ein neues Programm, neue materielle Klagegründen, neue Anlässe zum öffentlichen Auftreten. Nur wenn sie dieser Verjüngung fähig ist, kann der alte Parteirahmen bleiben. So werden in der Tat die beiden großen nordamerikanischen Parteimaschinen der Demokraten und Republikaner nicht mit Ewigkeitsparolen belastet, sondern von Jahrfünft zu Jahrfünft befrachtet man sie mit den unerledigten Fragen, die sich als Angriffswaffen eignen.

Weil aber die Partei immer nur einen Ausschnitt des Volkslebens, nämlich den aktuellen, entladebereiten, angesammelten Konfliktsstoff zur Auswirkung bringt, nur den Zeitgeist realisiert, deshalb ist es gar nicht erwünscht, daß eine Partei mehr Macht erobert, als sie zur Durchführung ihrer doch nur vorübergehenden Aufgabe braucht. Es ist nicht das Ideal, auch nicht für den politisch denkenden Parteianhänger, daß seine Partei alle anderen Parteien aufsauge oder überflüssig mache; deshalb also genügt es, wenn eine Partei die einfache Majorität der Stimmen erhält, um sie an die Regierung zu bringen. Die Majorität ist genau so etwas Vorübergehendes wie die Parteiregierung selber. Sie soll nur eben gerade ihrer Beschwerden erledigen können. Das genügt.

Aber alle diese selbstverständlichen Regeln greifen in Deutschland nicht mehr Platz. Die Parteien haben Angst vor ihrer eigenen Tapferkeit, nämlich Gleichgültigkeit gegen ihre eigenen Programmpunkte bekommen! Wenn die Sozialisten vor der Sozialisierung, die Demokraten vor dem Eintritt in den Völkerbund,das Zentrum vor der Durchführung der Konfessionsschule selber abschwenken, so heißt das doch, daß sie ihre Klagen im Augenblick als nicht aktuell empfinden. Sie sind überholt und erst recht die der rechts und links von ihnen stehenden Parteien.

Das ist nicht ihre Schuld. Es liegt ja daran, daß ihnen der Gegenspieler einer starken Regierung fehlt, die das Volksganze vertritt. Und hiermit kommen wir zu der einzigartigen Lage, in der sich Deutschland derzeit befindet. Sein öffentliches Leben kann nicht in der Spannung zwischen Parteiklage und Gesetzgebung verlaufen, weil sein öffentliches Leben plötzlich dem Luftzug der Welt freigegeben ist. Es gibt gewiß viele Einzelbeschwerden und Einzelklagen zwischen Menschen und Gruppen in Deutschland, die einander Leides zufügen. Aber es fehlt jene Begrenzung des öffentlichen Lebens, die allein der Parteibildung in einem Volke Sinn gibt: d a s ä u ß e r s t e , der Schutz gegen das Hineinwirken fremder Gewalten in Staat, Kultur und Wirtschaft, ist hinfällig geworden. Das öffentliche Leben greift ja ein, um den politischen ,geistigen und wirtschaftlichen Zusammenbruch zu verhüten.

Aber dieser Zusammenbruch ist da, auch der geistige. Denn Kulturleben braucht Mittel. Und diese Mittel fehlen. Deutschlands Volk wird so unfähig, das Drama der Politik zwischen Klage und Gesetz, Parteibildung und Regierungsbildung in sich selbständig darzustellen. Es wird vielmehr als Ganzes zu einer ungeheuren Klagepartei. Es tritt hinaus in ein noch unbekanntes, unerprobtes Wirkungsfeld - der Welt, Europas, des Kontinents, wer weiß es? -, um hier seine Klage als Volk zu erheben. Ein Volk als Kläger! Ein Volk gezwungen, auf die ä u ß e r s t e n Mittel gegen die Welt, die Ausbrüche der Verzweiflung, zu verzichten und sich auf den Weg eines bloß öffentlichen Lebens der Welt zu begeben! Es kann nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Es muß ein neues Weltgesetz hervorrufen durch seine anhaltende Klage.

Einstweilen leidet es stumm. Klagen schleudern seine Söhne noch mit Vorliebe einander gegenseitig zu. Aber schon wird dieser innere Hader monoton und belanglos angesichts der Gesamtlage des Volkes. Ein Volk als Partei wird die Gesetze aller erfolgreichen Parteibildung respektieren müssen. Fünferlei braucht es:

1) den Verzicht auf nackte Gewalt;
2) den Entschluß zur Klage;
3) Bereitschaft dafür zu sterben;
4) ein zugkräftiges Programm;
5) die Bereitschaft es selber zu verwirklichen.

Für alle fünf Punkte bietet die Parteigeschichte der großen Gebilde des neunzehnten Jahrhunderts wertvolle Anhaltspunkte. Wir befinden uns heute durchaus im Frühstadium des stummen Leidens und der opferwilligen Zeugenschaft für dies Leiden. Aber die Punkte 4) und 5) sind noch kaum gesehen, geschweige denn gelöst.

Aus dem anarchischen Kraftfelde der neuen Generation, aus dem die alten Kultur=, Gesellschafts= und Staatsparteien einst hervorgebrochen sind, muß die neue Partei hervorgehen, die Partei der Deutschen unter den Völkern; sie muß so lange nach Gericht und Urteil rufen, bis ein neues Gesetz Deutschland zu seinem Rechte kommen läßt. Wenn aber dies Gesetz ergeht, so wird es mehr leisten müssen als bloß Deutschland zu seinem Rechte zu verhelfen. Keine politische Partei kann siegen, die nur das Ihrige sucht. Sie kann nur siegen, wenn sie gerade aus der erlittenen Unbill heraus sich auf das Rechte besinnt, wenn sie umgekehrt dem neuen und gerechten Gesetz unter den Völkern der Erde zum Siege zu verhelfen hofft. Das ganze Volk als Partei unter den Völkern der Menschen: das ist die einzige wirksame Klageform für die Deutschen innerhalb der Welt. Es ist ein weiter Weg, aber ein Weg.

Dies ist der Unterschied des öffentlichen Lebens und seiner Hochspannung von dem regelmäßigen Alltag des zivilen Prozesses. Hier will der Kläger

nur sein eigenes Recht. Er sorgt nicht für das Recht. Selten empfindet ein Kläger, daß er, wie Rudolf v. Ihering es von ihm verlangt hat, nicht nur sein Recht sucht, sondern zugleich dafür sorgen muß, daß „Recht doch Recht bleibe". Der Kämpfer ums Recht ist im Zivilprozeß selten, weil dort nur an den Eigennutz gedacht zu werden pflegt. Aber auch dort kann ein Strohhalm selber groß verfochten werden, wenn Ehre auf dem Spiel steht.

Im politischen Leben hat nur der Kämpfer fürs Recht Aussicht auf den Sieg seines Rechts! Denn das Wesen des politischen Klagewegs ist ja, daß hier ein neuer unerhörter, noch nie dagewesener Fall plötzlich auftaucht, daß er gegen den Willen der meistens ungern gestörten Öffentlichkeit immer wieder zur Sprache gebracht wird und nun so sehr nach Abhilfe schreit, daß ein neues Gesetz seinetwegen ergehen muß. Das aber ist Deutschlands Fall . Es kann nicht wie ein Kläger im gewöhnlichen Prozeß sich die Aufstellung des zugkräftigen Programms, die Gewinnung der Geister, die Eideshilfe von Freunden, die Bereitschaft zum Opfer und die Befähigung, es selbst besser zu machen, ersparen. Kein Advokatenprozeß vor einem Genfer oder Haager Schiedsgericht kann Deutschland zu seinem Recht verhelfen - wie sich das blutleere Schattenmenschen bisweilen vorstellen. Es gehört der ganze lange Weg der Parteiwerdung und Parteibildung dazu, damit die Partei, das mißhandel-

te Bruchstück der Menschheit, die Menschheit selber zur Abhilfe nötige. Die Partei des öffentlichen Lebens muß mehr leisten als der Anwalt im Prozeß. Dieser kann sich auf ein gesetztes positives Recht, auf einen Rechtssatz berufen. Ein öffentlicher Kämpfer aber ist Anwalt werdenden Rechts und noch nicht anerkannter Gesetze. Er kann sich nicht auf das Gesetz berufen. Er muß erst das Gesetz heraufbeschwören. Der „gewöhnliche" Prozeß, in dem sich die Partei und der Amts- oder Landrichter auf ein gegebenes Gesetz berufen können, betrifft eben ein g e w o h n t g e w o r d e n e s Übel, für das die Heilmittel schon erprobt sind. Aber erst der außergewöhnliche Vorgang ist ein p o l i t i s c h e r. Seine Ungewöhnlichkeit ruft nach einem neuen Gesetz. So entstehen ja Gesetze aus einzelnen Vorfällen. Die lex Arnim erging, um Bismarcks Nebenbuhler unschädlich zu machen. Die lex Heinze, weil ein aufsehenerregender Mord geschehen war. Die lex Arons, weil ein sozialdemokratischer Privatdozent unbequem geworden war. Die Partei gar tut einen dritten Schritt. Wir sagten schon eingangs dieses Kapitels: Der Politiker, der eine Sache zur Sprache bringt, gibt damit einem Schicksal seinen Lauf, das mächtiger ist als er selber. Die Partei im großen aber, wenn sie in die Öffentlichkeit tritt, ruft nicht nach einem einzelnen Gesetz. Sie verlangt ja nach mehr, nämlich nach einem Wechsel in der gesetzgebenden Gewalt selber! Das ist das Unheimliche in der Politik, daß sie

die öffentlichen Gewalten selber umzuwandeln aus-
zieht. Wer sich auf das Meer der Politik einschifft,
dem wandeln sich die Formen der Träger der Volks-
ordnung, neue Gewalten treten hervor, die Präten-
denten und Usurpatoren; die alten bekannten Größen
aber stürzen. Es war das Unglück der Deutschen, daß
sie von dieser Unheimlichkeit und Größe des öffent-
lichen Lebens nichts wissen wollten. Die eine Volks-
hälfte kennt nur das Äußerste: Befehl, Gewalt, Auto-
rität. Die demokratische Hälfte stellt sich die Po-
litik als bürgerlichen Rechtsstreit vor, wo sich
das Laster erbricht und die Tugend belohnt wird.
Sie zerrt die Politik ins gewöhnliche, gewohnte
Gleise eines b l o ß e n Prozesses herunter. Sie
will nicht aufs Meer hinausschiffen. Sie will auf
einem Teiche herumrudern. Deshalb wehrt sich das
Hochgefühl der männlichen Volksschichten gegen die-
se sentimental-weichliche Auffassung des Lebens.
Aber schon innerhalb des einzelnen Volkes ist Poli-
tik etwas, was nicht aus der Froschperspektive der
kleinen Tagesadvokaten gelöst wird. In Goethe's
„Natürlicher Tochter" ist die Heldin in den Strudel
großer politischer Beziehungen hineingerissen.
Angstvoll wendet sie sich an den Gerichtsrat:
„Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seid denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durchs Recht Gewalt zu bändigen euch berühmt?"

Und der Gerichtsrat trennt sein gewöhnliches Recht von den Bahnen der Politik ab. Er antwortet:

„In abgeschlossnen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemessnen Räumen,
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,
Belebt und tötet ohne Rat und Urteil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft."

Der kleinbürgerlich=spießerische Standpunkt erschrickt vor den Dämonien der großen öffentlichen Gewalten. Aber wenn sie schon in der Politik der Parteien innerhalb des Volkes gewagt werden müssen, so erst recht, wenn ein ganzes Volk sich auf den Ozean des Völkerlebens einschifft, um dessen bisher dämonisches Treiben durch geordnete Gewalten zu ersetzen. Keine Paragraphen und Verträge wie unter Bürgern regeln die Kräfteverhältnisse von Gewalten. Deutschland als Partei im Völkerleben braucht nicht zu fürchten, ein kraftlos=unwirkliches Querulantendasein zu führen. Das öffentliche Leben ist Verwandlung von Druck, Gewalttätigkeit, Leiden in einen Reinigungsprozeß durch Ausbruch, Klage und neue Gesetzgebung. Es hat Größe, die Größe des Kampfes mit offenem Visier gegen die Dämonen des stummen, finsteren, unerlösten Zwanges.

Die Entsagung, die gefordert wird von dem,

der klagt, anstatt selbst zuzuschlagen, der Ent = schluß zum Gang in die Öffentlichkeit, die Opferbe= reitschaft, dafür verfolgt zu werden, das sind keine Dinge theoretischen Ergrübelns oder moralischer Skrupel. Alle diese drei Schritte hat uns die Not abgepreßt. Bis zur Ruhrbesetzung und mit der Ruhr= besetzung sind wir auf diesen Weg festgelegt. Es gibt nur ein Vorwärts auf diesem einen schmalen, langwierigen und harten Wege.

Die neue Partei wird aber ihr Verhältnis zu ihren Wählern anders bestimmen als die bisherigen innervölkischen Parteien. Es ist schon fast verges= sen, daß die Parteien ihre Anhänger ursprünglich in offener Wahl sammeln mußten. Die Öffentlichkeit der Abstimmung erinnerte an den Zusammenhang des Wählens mit dem R i s i k o des einzelnen Klägers und Petenten. Wer offen wählte, trat damit sichtbar für seine Überzeugung ein, Mann gegen Mann. Er war ein Stück Kämpfer. Die Wahl war eine Übung im Mut. Der zwanzigjährige Rekrut in Appenzell, der auf der Landsgemeinde die Hand erhebt, lernt öffentlich und mutig Partei ergreifen. Er lernt klagen. Im Laufe des Jahrhunderts ist die offene Wahl überall ver= schwunden. Nicht aus einzelnen Petenten setzt sich nun die Wählerschaft der Partei zusammen. Die ge = heime Abstimmung verschiebt das Verhältnis von Stimm f ü h r u n g und Stimm g e b u n g . Die einzige n a m h a f t e, inhaltliche Bestimmung über

die Partei gibt die Parteileitung. Der Wähler hilft nur diese Stimme verstärken. Die Wählerstimmen sind eine myriadenweise Schallverstärkung. Vier, fünf Millionen Stimmen sollen den L a u t der Parteianklage und Parteiforderung ins Riesenhafte steigern. Aber trotzdem nun der **Einzelwähler** bloß Schallverstärkung geworden ist, zeigt sich doch auch in diesem Aufbau klar die Eigenart aller Partei, von der wir auch ausgegangen sind: ihr Weg durchs öffentliche, verlautbarte, kundgegebene Wort, vom Ruf nach dem Gesetz zur Gesetzgebung.

Auch die neue Partei kann nicht anders vorgehen. Aber das Volk lebt nicht von einem Abstimmungsverfahren an einem einzelnen Wahltage. Es braucht wieder die öffentliche Stimmführung und Stimmabgabe aller seiner Glieder. Die passive Resistenz an der Ruhr bietet eben den armen Verfolgten die eine Genugtuung der öffentlichen Stimmabgabe für Deutschland. Jeder Ausgewiesene hat heut eine Stimme, die mehr wiegt als zehntausend Wahlstimmen, eben weil sie persönlich und offen abgegeben wird. Man sieht, die Urelemente des öffentlichen Lebens wechseln wohl ihre äußere Erscheinung: Bald mag das Wahlrecht geheim, bald öffentlich sein. Aber die Urelemente bleiben die gleichen: Der Klagelaut des protestierenden Menschen, der Schrei des Gequälten ist der immer wieder neue Ursprung für die Gestaltung des öffentlichen Lebens und seiner Gewalten.

II, 3.

Die Bedürfnisse des Landes.

Der sprechende, denkende, programmatische, ideologische Bestandteil unseres Wesens erzwingt sich im Klagewege Gehör und öffentliche Beachtung. Aber die Parteien rufen ihre Anhänger in Vereinen, Versammlungen, Kundgebungen, Umzügen zusammen. Sie setzen für sie die geheime Abstimmung durch. Sie bedienen sich somit ihrer weniger deshalb, weil sie selber Träger des Wortes wären, sondern weil sie das Wort der Partei verstärken. Die Anhänger stellen ein stoffliches Element des öffentlichen Lebens dar; sie sind das Material, mit dessen Hilfe man Politik macht. Politik ist Arbeit in Menschenfleisch, hat Bismarck gesagt und jeder Politiker handelt danach. Die Sozialdemokratie läßt gern ihre Massen aufmarschieren. Wenn der Einzelne eine Beschwerde vorbringt, nimmt er sich höchstens ein paar Zeugen mit, um „die Öffentlichkeit" herzustellen. Die Partei beruft zu demselben Zweck Riesenversammlungen in die größten Lokale der Städte und auf den freien Plätzen zusammen. Wenn die Franzosen den einzelnen Bürger am Rhein drangsalieren, so ruft dieser Weib und Kind beiseite. Wenn aber die Spahis eine Fabrik besetzen, ertönen die Fabriksirenen. Der größere Körper, die größere Einheit, die in Mitleidenschaft gezogen wird,

gebraucht auch andere Mittel des Protestes, ohne daß sich damit das Wesen des Protestes selber ändert. Im Ruhrgebiet geht das Besatzungsheer eben nicht gegen fünf Millionen Individuen, sondern gegen die Welt der Arbeit und ihre riesigen Ordnungen vor. Der Einzelne reagiert dort also nicht als Einzelner, sondern als Bestandteil seines Betriebes und des industriellen Ganzen. Daraus fließen dann plötzlich veränderte Arten der Kundgabe.

Damit eine Gewalt in die Öffentlichkeit trete, braucht sie ein Aufgebot von Fleisch und Blut, Beinen und Armen, die marschieren, stehen, Spalier bilden, Hoch rufen, zuhören und was dergleichen mehr ist. Der Einzelne, der an diesem öffentlichen Leben teilnimmt, tritt heraus aus dem privaten Kreise seines Zimmers, seiner Werkstatt, seiner Wohnung und seines Hauses. Er betritt die Plätze und Straßen und Räume eines öffentlichen Verkehrs. Er wird zum „Publikum". Das Publikum besteht aus den in die Öffentlichkeit sich hinausbegebenden Privatpersonen. Es ist nicht einfach die Summe aus diesen einzelnen Privatpersonen. Eine Menge folgt anderen Gesetzen als der Einzelne. Sie ist Vernunftgründen nicht zugänglich. Die Menge ist entweder teilnahmsloser und gefühlloser als der Einzelne. Wir sind darum auf der Straße gleichgültiger und zurückhaltender als zu Hause. Oder aber sie ist zügelloser und fanatischer als dieselben Menschen jeder für sich. Die öffentliche Gewalt sieht sich daher in erster Linie, weil es

nun einmal Öffentlichkeit als Ventil und Sicherung des Friedens geben muß, immer neu vor die Aufgabe gestellt, mit dem „Publikum" fertig zu werden. Die Staatsgewalt hat es nicht allein mit dem Geist, Wort und Gedankengehalt einer Partei zu tun, sondern mit der Menge, die diese in ihren Dienst stellt. Und so denkt umgekehrt der Einzelne, wenn er an die öffentliche Gewalt denkt, in erster Linie an die Gestalt, unter der sie ihm als harmlosen Nutznießer der Öffentlichkeit entgegentritt. Der Passant, der Spaziergänger, das Sonntagspublikum begegnet der öffentlichen Gewalt in der Gestalt der Polizei. Das Kind lernt die öffentliche Gewalt zuerst im Schutzmann kennen. Er ist „der Mann der Ordnung", „das Auge des Gesetzes", der das Leben und Treiben des Publikums überwacht. Der berühmte Paragraph II, 17 des Allgemeinen Preußischen Landrechts lautet daher mit Recht: „Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und die Abwendung der dem Publiko drohenden Gefahren ist das Amt der Polizei". Schon das älteste Recht der Deutschen nahm Anlaß, den Eideshelfern, die jemand vor Gericht brachte, das Tragen von Waffen zu verbieten. Auch beschränkte man die Zahl der Personen, die einer mit in den Thing bringen durfte, frühzeitig auf die Zahl von fünfzig. So verbietet die Polizei größere Zusammenrottungen auf den Straßen. Berüchtigt sind die Befehle unter dem Belagerungszustand, die das Stehenbleiben auf der Straße und das Zusammenrotten von

„mehr als zwei Personen" verbieten. Die Versammlungspolizei ist eines der vornehmsten Elemente der inneren Staatsverwaltung heute so gut wie vor dem Kriege, wie jeder aus München, Essen, Berlin, Königsberg oder Lörrach sich erinnern wird.

Es ist dasselbe Prinzip, nur auf größere Zeiträume übertragen, wenn die Vereine überwacht werden, wenn sie aufgelöst werden können zum Schutze der Republik oder des Kaiserreichs, wenn sie anmeldepflichtig sind. Die Vereinsfreiheit und die Versammlungsfreiheit sind verschiedene Formen derselben Sache: der Verwendung von Masse und Menge zu politischen Zwecken.

Die Volksgenossen aber empfinden die Schutzpolizei als irgend etwas, das ihnen Gewalt entgegenstellt. Die Jugend macht sich eine Ehre daraus, dieser Gewalt ein Schnippchen zu schlagen, indem sie Laternen ausdreht, Katzenmusiken bringt oder gar Fenster einschlägt. Warum dieses immer schwebende Auflehnungsbedürfnis gegen den Gendarmen und Polizisten? Die Polizei behandelt das Publikum pflichtgemäß als Gegenstand; als Objekt ihrer Wachsamkeit sind ihr die Personen herzlich gleichgültig, sie gehen sie aber an als Stücke Natur, die in Gestalt des Publikums, der Menge und Masse, selber Gefahren ausgesetzt ist und anderen Gefahr bringt. Der Mensch, der bei Glatteis auf der Straße stürzt, ist ihr gerade so interessant wie ein Haus, das brennt, ein

Baum, der umzufallen droht oder ein Fluß, der über seine Ufer tritt. Das Volk als Stück Natur, genauer als Naturgewalt: das ist der Gegenstand der polizeilichen Überwachung. Alle die Ausdrücke wie Überwachung, Fürsorge, Schutz, Haft, Festnahme, Reglementierung, Verordnung, Verfügung, Straßensperre und dergleichen mehr entstammen einer Sinnesweise, bei der man mit der größten Sorgfalt und sogar liebevoller Versenkung die Eigenart der Naturgewalten im Volk betrachtet und sie zu meistern trachtet. Die öffentliche Gewalt kann sich nicht darauf beschränken, ihr Ohr den Klagen zu öffnen, sie muß auch selbst zusehen, wie die Dinge laufen. Wenn der Schutzmann das Auge des Gesetzes vom Richter genannt wird, so erkennen wir daran den Sinn, um den es sich hier handelt, wo von den Dingen und Sachen, von der Natur im Volk die Rede ist: es ist der Gesichtssinn! Während der politische Kampf in allen Formen den Ausdruck durch Verlautbarung und Formen des Gehörsinnes sucht, geht neben ihm her ein ebenso umfangreicher Bestandteil des öffentlichen Lebens, der auf das Auge und seine Anschauung der Dinge ausgerichtet wird. Im politischen Kampfe sucht der klagende Volksteil das Ohr der gesetzgebenden Gewalt zu bestürmen. Hier aber sucht der Blick der Regierungsgewalt die Vorgänge des Volks zu erkennen und zu durchschauen. Diese Tätigkeit geht also von der Regierung aus und sucht sich nach deren Ermessen die Gegenstände, die sie beobachten und klären will. Es wird aber diese

Tätigkeit Verwaltung genannt. Man weiß, wie hervorragend sich Arbeiterführer zu Polizeiministern eignen. Das macht, sie kennen die Natur von Massen und wissen, wie sie angepackt werden müssen. Millerand, Noske und Severing sind berühmte Beispiele.

Es steckt eben im Menschen ein mächtiges Stück bloßer Natur. Bald ist es das Tier im Menschen, das bezähmt werden muß: der Sittlichkeitsverbrecher, der Trunkenbold, der Rowdi; eine Gasthaus-, Sitten- und Straßenpolizei stellt sich ihnen entgegen. Bald ist es der vegetative schutzlose Teil unserer Natur, die in Gefahr gerät: das Kind, das im Schlaf von einer Feuersbrunst überrascht wird, muß von der Feuerwehr gerettet werden. Der Impfzwang schützt die Bevölkerung vor den schwarzen Blattern. Das Glücksspielverbot bewahrt die Harmlosen vor Verlusten. Die Fürsorgeerziehung erbarmt sich der Kinder mißratener Eltern, Altersheime nehmen Greise auf. Krüppel werden von den Landes- und Provinzialanstalten versorgt. Mittellose werden vom Armenamt vor dem Verhungern bewahrt. In der Volksgesundheit und Volkswohlfahrt erweitert sich dies Gebiet der einsichtigen und weitsichtigen Verwaltung heut so riesenhaft, daß der Einzelne fast vor jeder Dummheit bewahrt erscheinen könnte.

Die Verwaltung hat heute einen so bedeutenden Umfang angenommen selbst da, wo sie es nur mit dem Menschen als Gegenstand ihrer „Berücksichtigung" und Einsicht zu tun hat, daß man neben ihr ganz

die Parteigebilde der Politik vergessen möchte und sich statt dessen plötzlich erstaunt vor einer Allmacht der Verwaltungsorgane befindet. Deutschland wird heut vielleicht von Politikern regiert. Aber sicher wird es von einer unübersehbaren Bürokratie verwaltet.

Wie kommt es nun, daß sich ein Volk so einhüllen läßt von „Policey" im alten Sinne dieses Wortes, von fürsorglicher und bevormundender Verwaltung? Weil die öffentliche Gewalt verantwortlich gemacht wird. Wenn irgend etwas passiert, ruft in Deutschland alles empört nach der Polizei. Daraus leitet diese die Befugnis ab, sich um alles zu kümmern. Wie soll sie denn sonst Bescheid wissen? Sie will aber alles wissen. So greift sie selbst zu Mitteln, die unter dem menschlichen Niveau zu liegen scheinen, zum Spitzel, Spion, Agent provocateur usw. Aber wenn man von ihr den erfolgreichen Kampf gegen die Bestie im Menschen verlangt, so kann man ihr auch nicht die Wahl der Mittel verbieten. Der Natur läßt sich nur mit den ihr eigenen Mitteln beikommen. Man erlegt keine Tiger, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut oder gut zuredet.

Wenn man sich jedoch mit Ekel vor Spitzeln abwendet, die Kontrolle der Prostituierten oder den konzessionierten Bordellbetrieb verachtet, so empfindet man sehr mit Recht, daß unmöglich die vornehmste und naheliegendste Aufgabe der staatlichen

Gewalt darin bestehen kann, das eigene Volk als bloße Natur zu betreuen. Mag sein, daß es nötig ist. Vielleicht verlangt es auch nur das deutsche Volk so, weil es an diese Fürsorge gewöhnt ist. Umso schlimmer, daß ein Volk das in solchen Ausmaßen verlangt. Es verlangt damit eben auch all die Listen und Tücken wider die Natur. Aber instinktiv empfindet das Volk immer wieder, daß diese Fürsorge seine Männlichkeit, die Freiheit seiner innerpolitischen Kämpfe und wirtschaftlichen Austräge schädigt. Daher ergeht immer wieder von Zeit zu Zeit der Ruf nach Selbstverwaltung. Das Ausland kennt diesen Ausdruck nicht, obwohl wir uns oft vorstellen, als sei die Selbstverwaltung ein englisches Gewächs. Dort aber handelt es sich um Selfgovernment, um Selbstregierung. Die sich selbst regierenden Gemeinwesen des Landes aber handeln dort bei ihren Maßnahmen genau so aus eigener Regierungsgewalt wie bei uns die Länder, etwa Hamburg oder Bremen, innerhalb des Reiches.

Der Ruf nach Selbstverwaltung konnte unmöglich in einem Lande wie England entstehen, das bis vor wenigen Jahrzehnten keine ausgebildete Bürokratie kannte. Er ist hingegen in Preußen=Deutschland überbegreiflich. Denn hier hatte eben von den gesetzgebenden Mittelpunkten her eine alles wissende, vielleicht „allwissende" Bürokratie den Gemeinden und Landschaften jeden markigen Widerstand gegen behördliche Anordnungen aus den Knochen gesogen.

Selbstverwaltung ist da eine Gegenbewegung. Die großen Oberbürgermeister der wilhelminischen Ära haben infolgedessen großen Wert darauf gelegt, daß ihre Stadtverordneten nicht etwa kleine Parlamente, sondern Verwaltungseinheiten darstellten. Sie verbaten sich das Reden und forderten bürokratische Mitarbeit an der Verwaltung ihrer Gemeinwesen. Aber die Polizeihoheit, das eigentliche Attribut also der Selbstverwaltung eines Volksteils, hat der Staat bis 1918 den Kommunen nicht gewährt. Ferner waren die Selbstverwaltungskörper von oben gebildete und befohlene Verwaltungseinheiten; in ihnen konnten sich also nicht die zusammengehörigen freiwillig zur Erledigung gemeinsamer Aufgaben verbinden. Die Schande der ostelbischen Gutsbezirke in dieser Richtung ist bekannt. Unsere Selbstverwaltung war so räumlich und inhaltlich ein Torso, durch den auch noch die Stadtverordneten, Kreisdeputierten, Gemeindevertreter usw. mit-bürokratisiert zu werden pflegten, von einigen glänzenden Ausnahmen allerdings abgesehen.

Die innere Polizeipolitik ist, wie auch dieses Streben nach Selbstverwaltung zeigt, nicht der natürliche Ausgangspunkt im Aufgabenkreise der Landesverwaltung. Vielmehr bieten sich ihr andere Pflichten dar, die in der Tat niemand anders als sie mit den Mitteln der Naturerforschung erfüllen und bewältigen kann. Die Menschen in einem Volke werden es meistens besser wissen, was ihnen selber frommt,

als die Polizei. Mindestens werden sie immer glauben, es besser zu wissen. Durch Verbote regieren zu wollen, ist kurzsichtig. Denn die Tatsache des Verbots ist es, die zum Widerspruch anreizt. Ein Junge stand vor einem Schilde „Durchgang verboten" betreten still. Da sagte ihm sein Vater: „Mein Sohn, merke Dir für Dein ganzes Leben als praktische Regel: Wenn da steht, Durchgang verboten, so steht das nur deshalb da, weil da ein Durchgang ist".

Eine Masse lenkt man nicht dadurch, daß ein Schild ihr zuruft - wie auf einem großen Bahnhof zu lesen steht - : „Drängen verboten". Menschen gehorchen selbstgewählten Ordnern, Zurufen der Genossen, nicht aber einer Macht, die sie wie ein Naturelement überwachen zu können glaubt. So ist für die innere Ordnung des Volkes die Parteibildung, der Verein usw., kurz die freiwillige Gliederung der gegebene Ausgangspunkt. Eben deshalb ist der vorliegende Abschnitt auch überschrieben: Die Bedürfnisse des L a n d e s . Es gibt eben ein großes Stück stummer Natur, das dem Volke untersteht; sein Anteil an der Erdoberfläche mit allem, was darauf und darinnen ist, das Land, das ein Volk bewohnt, bedarf der verantwortlichen Pflege. Denn die Menschen tragen Verantwortung für die Erde. Ihre Verbindung mit der Erde durch Siedeln und Seßhaftigkeit ist keine einseitige nur zu ihren Gunsten. Sie ist nur erfolgreich, wenn der Mensch die Pflichten gegen die Natur erfüllt. Nur dem Bauern, der seine Sache red=

lich und unverdrossen bestellt, trägt sein Acker Frucht. Nur ein Volk, das die Natur ihrer Bestimmung zuführt, kann ihr auf die Dauer den Labensunterhalt verdanken. Und weil nun die Natur stumm ist, deshalb ist hier der Ansatz zu einer theoretischen Beobachtung und einer einsichtigen Politik gegeben. Das Gras kann man nicht wachsen hören, wie die Sprache der Menschen. Man muß sein Wachstum sorgsam beobachten, muß die Wahrnehmungen sammeln, mit anderen vergleichen. Und hat man Erfahrungen und Beobachtungen gebucht, so hat man Zahlenwerte für die Aussaat, die Bodengüte, die Regendichtigkeit usw.; kurz die Grundlagen landwirtschaftlicher Verwaltung bilden sich. Die öffentliche Gewalt aber hat große Stücke des Landes in unmittelbarer Nutzung. Sie muß die Verkehrswege unterhalten, um ihre Augen und Ohren überall haben zu können. Sie muß Meeresküsten und Flußbetten regulieren. Sie muß Kanäle bauen. Man erzählt, der Plan zum Mittellandkanal gehe auf ein Wort Miquels zurück, alle großen Fürsten hätten Kanäle gebaut.

Es ist in der Tat so. Die Erschließung des Landes ist die vornehmste Sorge einer Landesregierung. In Kolonialländern ist es sogar beinahe die einzige. Hier wartet die Natur auf ihre neuen Besteller und Pflanzer. Hier kreisen alle Gedanken der Regenten des Landes um Pläne, jungfräulichen Boden unter Kultur zu nehmen, Wege und Eisenbahnen zu bauen usw. In den europäischen Ländern ist es vor

allem das Unland, dem die Fürsorge gelten muß. Die Moore wollen unter Kultur genommen werden. Die großen Waldungen des Ostens können noch viele Bauern aufnehmen. „Bauerngut an Bauerngut bis an die polnische Grenze" schloß Naumanns Hymnus auf Demokratie und Kaisertum. Diese Wendung zum Lande hin ist aber unserer Politik abhanden gekommen. Die innere Kolonisation tritt seit dreißig Jahren auf der Stelle. Nur außenpolitische Gründe haben im Ansiedlungsbezirk in Posen vor dem Kriege mehr durchgesetzt. Das liegt wohl daran, daß die großen Gruppen der Industrie und der Arbeiterschaft beide innerlich den Aufgaben der Landeskultur den Rücken zudrehen. Sie starren auf ihre Berufsprobleme. Die Frage des Großgrundbesitzes ist eine seelische Frage. Sie wird an dem Tage gelöst, wo das industrielle Volk es will. Sonst wird sie erst durch Russen oder Chinesen eines Tages in Hinterpommern gelöst werden in fernen Jahrhunderten.

Auf der öffentlichen Gewalt in einem alten Lande liegt die entgegengesetzte Sorge als in einer Kolonie. Sie muß verhüten, daß mit irgend einer Naturkraft Raubbau getrieben wird, daß also Naturkräfte widersinnig verschwendet werden. Es gehört zum Studium der Natur zu erkennen, ob und in welchem Tempo sie sich erneuert. Denn es ist die Bestimmung der Geschöpfe, da zu sein, sich ihres Daseins zu freuen, nicht von der Erde zu verschwinden, sondern immer neu aus der Hand des Schöp-

fers hervorzuquellen. Die Arten sollen bleiben: das ist ein deutliches Merkmal der lebendigen Natur, der Herden, der Singvögel, der Fische, des Wildes. Schonzeiten, Naturschutzparks, Laichgelegenheit, Wildhut müssen geschaffen werden. Aber auch der Wald würde sich nicht erneuern, wenn die lebende Generation, etwa wir Menschen von nach 1918, uns an ihm unbeschränkt vergreifen könnten. Es ist ein Ruhmesblatt der Landesverwaltungen, daß sie den deutschen Wald über das 19. Jahrhundert hinüber gerettet haben, wo er fast überall dem Zeitgeist zum Opfer gefallen ist. Es scheint allerdings fast zu fürchten, als sei der Wald dafür jetzt im 20 Jahrhundert umso mehr durch unsere Verarmung bedroht.

Die tote Natur ist nicht der Selbsterneuerung fähig mit Ausnahme des Wassers. Der Ausbau der Wasserkräfte ist heut die große deutsche Wirtschaftshoffnung. Das ist umso wichtiger, als die Kohle nicht ergänzungsfähig ist, die der Mensch zu seinem Heizstoff seit 150 Jahren gewählt hat. Mit der Kohle ist ja theoretisch ein unbeschreiblicher Raubbau getrieben worden. Über 90% dieses unersetzlichen Geschenks alter untergegangener Weltalter an uns gehen nutzlos und unverwertet in die Luft! Hier wird durch technische Erfassung der Abgase die Raubbaufrage hoffentlich bald gelöst werden können. Überall hier hat also der Staat die Augen offen zu halten, weil die Bedürfnisse des

Landes im Ganzen nur ihm bekannt werden können. Nur er hat die Erkenntnisquellen dazu; die Zahlen. Das Auge, die Erkenntnis durchs Auge, die räumliche Anschauung kontrolliert sich ja durch „Mathematik", durch Zahl und Maß. Es ist daher der Staat, der die Statistik, die Zählung der Naturdinge, begründet. Vor seinem Blicke ordnen sich die Äcker und Fluren im Kataster zusammen, die Haushaltungen und Wähler, die Berufe und Kohlenproduktion, die Zahlen der Nußbäume und der Eisenbahn-Kilometer. Heute ist die Statistik ein Chaos. Keine Zahl stimmt mehr. Der Staat hört auf, über den Stand der Dinge Bescheid zu wissen. Damit kommt eine der Grundlagen seiner Verwaltung ins Wanken. Es ist ein Stück Staatsmacht, das mit dem Verfall der Statistik zu Grunde geht, ein Stück Vorsprung vor dem unbewaffneten Augen des Laien, das ihm das Tausendauge seiner Beamtung verschafft.

Aber das äußerliche Zählen genügt der Landesverwaltung nicht. Sie will die inneren Gesetze der Natur erfahren. Sie braucht nicht nur Statistik, sie braucht Staatswissenschaft. Sie gruppiert also um sich einen ganzen Kunstbau von wissenschaftlichen Veranstaltungen, in denen einesteils alle Gegenstände des Landes erforscht werden, andererseits die Verwaltungsorgane in dies Wissen eingeführt werden. Die Ausbildung des Beamten ist der Motor, mit dem seit zweihundert Jahren das Studium der Natur und die Gründung von Schulen

vorangetrieben worden ist. Der Ausgangspunkt aller geistigen Interessen des Staates liegt hier und einzig hier: Er braucht Bildung für seine Beamten, nicht weil Bildung frei macht, sondern weil Wissen Macht ist, Macht über die Natur. Wenn heut die Arbeiter diesen Satz gedankenlos nachsprechen, so wissen sie nicht, daß das Wissen, von dem sie träumen, nur Macht über die gesetzliche Natur, nicht aber über freie Menschen gibt. Machtwissenschaft ist es, um die es sich für den Staat handelt, wenn er „die Wissenschaften fördert". Die Bergakademie, die Tierärztlichen Schulen, die Pepinière für die Militärärzte tragen die Spuren dieser Verflechtung mit den Staatsinteressen noch sehr deutlich an sich. Es ist aber - wie hier nicht näher gezeigt werden kann - mit aller staatlichen Schulpolitik so. Deshalb ist es ganz unberechtigt, den Staat in Schulsachen für den berufenen Veranstalter, die Lehrer für geborene Staatsbeamte zu halten. Der Staat ist an die Schule nur auf seinem Wege in die Landesverwaltung hineingeraten. Er hat sie betreut so wie die ortspolizei, schlecht und recht. Aber so wie der Arbeiter deutlich den eigenen Saalordner dem Gendarmen vorzieht, so sollte er begreifen, daß der Staat in Schulsachen nicht zu Hause ist, sondern sie nur eben mitverwaltet, weil er für seine Beamten unbedingt Anstalten von unten bis oben, von den Erstklässlern bis zum Kreisphysikus und Regierungsbaumeister unterhalten müßte. Da kommt es

ihn billiger, wenn alle andern auch mit hinein gehen!

Natürlich darf nicht vergessen werden, welch' unendlichen Gewinn die Wissenschaften und damit das Volksganze aus dieser staatlichen Fürsorge für das Schulwesen aller Stufen gezogen haben. Das mittlere Schulwesen wird immer auf den künftigen Beamten zugeschnitten bleiben müssen. Aber die Kinderschule heißt mit Recht noch nicht Staats-, sondern Volksschule. Und ebenso sollte der Staat auf den höchsten Schulstufen des Geisteslebens nichts zu sagen haben. Denn hier gilt es nicht mehr, Staatsdiener auszubilden. Heute sind aber viele Hochschulen zu reinen Brutöfen für Staatsbeamte herabgesunken.

Polizei, Landeskulturverwaltung, Schulverwaltung sind von uns gemustert worden. Aber den Höhepunkt erreicht die Leistung des stumm waltenden staatlichen Körpers doch erst im Verhältnis zur feindlichen Natur. Die Majestät des Staates entfaltet sich in der Justiz- und in der Militärverwaltung. Hier wird seine Hoheit sichtbar als Herr über Leben und Tod, Freiheit und Knechtschaft, als Gebieter über den ganzen Bereich des Volkslandes.

In der Justiz wie in aller gerichtlichen Waltung haben wir schon im vorigen Kapitel die geeinigte Gewalt erkannt, die erst auf Anruf und nach erfolgtem Beweise urteilt und ihr Urteil volstreckt.

Es sind die Reste des inneren Krieges, die im Kriminalprozeß, in den Strafverfahren der Staaten fortleben. Die Klage im Strafprozeß lautet dahin, daß der Verbrecher von der vom Volk gesetzlich errungenen Lebensstufe abgeglitten, daß er gleichsam in ein unteres Stockwerk durchgebrochen sei. Das macht ihn, wenn das Urteil die Klage bestätigt, unwürdig, den gegenwärtigen Tag des Gemeinwesens mitzuleben. Er ist nicht „auf der Höhe" der Volksgemeinschaft. Der Gesetzgeber ist verantwortlich für die Einhaltung dieses Pegelstandes. Es ist seine Glaubensverpflichtung, die kulturelle Bahn des Volkslebens nicht absinken zu lassen. Es ist gleichzeitig seine Kampfverpflichtung gegen alle bloße Natur, die dem Volksleben zu nahe tritt. Und schließlich ist es seine Fürsorgepflicht, das Umsichgreifen solcher Taten im Volke zu verhindern

Wir erkennen leicht in diesen drei Verpflichtungen die dreifache Front des Gesetzgebers gegen Kulturverfall, gegen äußere Gewalt und gegen innere Übergriffe der Volksgenossen. Die moderne Strafrechtswissenschaft weiß aber nur von zwei solchen Verpflichtungen: Sie begründet die Strafe, die der Staat verhängt und vollstreckt, entweder mit dem Sicherungszwecke oder mit dem Abschreckungszwecke oder mit beiden zusammen. Man sperre - heißt das - den Verbrecher nur ein, weil die Gesellschaft Ruhe vor ihm haben wolle oder aber, weil andere

(und der Verbrecher selber) die Tat nicht wieder tun sollten. Aus dem Sicherungszweck erklärt sich ein Teil der modernen Strafen wie die Festungshaft, die Deportation, die Verbannung, das gewöhnliche Gefängnis. Aus der Abschreckung die Zuchthausstrafe und die Geldstrafe. Aber das Unrecht braucht eben weder in einer massiven Naturgefahr, noch in einer Ansteckungsgefahr allein zu bestehen. Es gibt eine Strafart, die weder durch Sicherung noch durch Abschreckung erklärt werden kann: die Todesstrafe. Die Todesstrafe existiert noch heute. Man mag über sie denken, wie man will. Jedenfalls verschließt man sich den Aufgaben, denen ein Volk seine Gewalt weihen muß, wenn man sich nicht besinnt, aus welchem Bedürfnis heraus sie bis heute sich erhalten hat. Die Todesstrafe richtet sich nicht gegen den Mörder als feindliches Stück Natur, nicht gegen den Mörder wegen der Gefahr der Wiederholung durch andere. So weit denkt der Gesetzgeber bei ihr gar nicht. Auf der anderen Seite ist es auch nicht etwa eine Rachehandlung, wie bei der Blutrache, wo unterschiedslos jede Sippe gleich viel Glieder einbüßen soll. Sondern es ist die Reinigung des Gemeinwesens von einem faulen Gliede um des G e m e i n w e s e n s willen. Dieses fühlt sich in der Todesstrafe so wenig erhaben über den Verbrecher, daß es vielmehr seine Furcht eingesteht, mit ihm verwechselt zu werden. „Es gibt kein Verbrechen, zu

dem ich nicht fähig wäre", hat der allmenschliche, hat Goethe von sich gesagt. Der moderne Strafrechtstheoretiker sieht den unendlichen Abstand zwischen dem riesigen Staatsapparat und dem zitternden Angeklagten und begreift die Todesstrafe nicht mehr. Er begreift nicht, daß ein Gesetzgeber, ein Volk Angst hat und Furcht, ohne Sühne für diesen Makel an seinem Leibe weiterzuleben. Er versteht das Reinigungsbedürfnis nicht mehr, das einen Sündenbock in die Wüste schickt. Aber was sehen wir heut angesichts dieses Unverständnisses? Daß überall die anständigen, mutigen, starken Naturen über die Klinge springen müssen und in die Wüste geschickt werden, während man für den Mörder oft ein weinerliches Mitleid hat. Ein menschlicher Mörder müßte ja - und ist oft - dankbar sein, sein Haupt zum Pfande für seine Tat lassen zu dürfen. Die Hauptfrage ist: Kommt ein Gemeinwesen in Gefahr, das Sodom und Gomorrha nicht ausrottet mit Feuer und Schwefel? In langen Friedenszeiten scheint diese Gefahr gebannt. In Notzeiten wird das Standrecht verkündet, und da vollstreckt auch ein „Vorwärts"redakteur die Todesstrafe. Unter dem Standrecht des Bürgerkrieges und des Belagerungszustandes fallen Menschen ohne große persönliche Schuld, nur wegen der offensichtlichen Gefahr des Gemeinwesens, der Todesstrafe zum Opfer. „Du oder ich" ist in solchem Augenblick der Standpunkt und das Standrecht der öffentlichen Gewalt. In der Justiz des Friedens

ist umgekehrt der Schuldige schuldiger, die Gefahr entfernter. Deshalb wird die Gefahr vergessen. Aber sie ist da. Nicht um des Verbrechers, um des Gemeinwesens willen wird die Todesstrafe vollstreckt. Deshalb haben wir die erste Verpflichtung des Gesetzgebers beim Strafakt eine Glaubensverpflichtung genannt. Sein Glaube an die Gesundheitsfähigkeit und Heilerhaltung des Volkskörpers bewährt sich an der Todesstrafe. Sie stellt den Glauben des Gesetzgebers an den Lebenswert der Ordnung, die er zu wahren hat, auf die äußerste Probe. Wer die Todesstrafe bekämpft, muß wissen, daß er nicht eine zu große Anmaßung der öffentlichen Gewalt bekämpft, sondern höchstens eine zu große Furcht. Wer sich selbst für sündenlos hält, der brauchte niemand hinrichten zu lassen. Aber ein Volk, seine Vertreter und sein Oberhaupt fühlen sich durch alle die schwarzen Flüsse des Bluts und der Leidenschaften mit diesem Verbrecher zusammengekettet und verbunden. Und deshalb hauen sie das Glied ab, das da ärgert.

Die Redensart: „Wir sind allzumal Sünder", die der Humanitärgesinnte gern gegen die Todesstrafe anführt, spricht also gerade für sie. Es sei denn, daß mit jener Redensart jede Pflicht zur Reinhaltung der menschlichen Art kassiert werden soll. Die Übung der Justiz ist eine geistige Aufgabe, die den Kulturverfall bekämpft, die den einmal erreich-

ten geistigen Reifegrad eines Volkes festhalten soll. Die modernen Rechtstheorien aber halten die Strafe bloß für eine polizeiliche oder Fürsorgemaßnahme und verkennen damit den Zweckbereich der Justiz.

Allerdings braucht eine solche Abtrennung des brandigen Gliedes vom Volksleibe nicht durch die Hinrichtung dargestellt zu werden. Die Todesstrafe ist nur angeführt, weil sie im letzten Jahrhundert umkämpft worden ist und wird. Die Verbannung hat einen verwandten Charakter. Auch sie soll das Volk von der Verantwortung für dies Wesen erlösen. Der Verbannte mag gehen wohin immer, dies Volk und dies Land weisen ihn aus ihrem Frieden und aus ihren Grenzen. Die Verbannung scheint auf den ersten Blick die einfachste Form, um der Verantwortung ledig zu werden. Sie ist es auch in der Tat. Denn sie ist geschichtlich die ältere. Die Acht, das Versagen von Wasser und Feuer ist der primitiven Volksgemeinschaft das nächste Mittel, sich zu läutern. Wir kennen heut die Verbannung auch praktisch, z.B. den Hohenzollern in Holland gegenüber.

Indessen ist die Verbannung wirklich eine primitive Stufe der Justizübung. Die Völker des Altertums, die Germanen usw. empfinden ausweislich der Verbannung keine Verantwortung für die Beziehung des Verbrechers zur gesamten wenschheit. Sie kümmern sich nur um ihr Sonderdasein. Es genügt

ihnen ,daß s i e den Verbrecher los sind. Mag er irgendwo sonst auf der Erde sein Unwesen weiter treiben. Anders bei der Todesstrafe. Hier fühlt sich das Gemeinwesen nicht berechtigt, die übrige Erde jenseits der eigenen Erde als Wüste zu behandeln, in die man die eigenen Sündenböcke abschieben dürfte. Der gemeine Verbrecher muß in dem Gemeinwesen, in dem er sich verging, endgültig und vollständig ab=geurteilt werden. Und die letzte und endgültige Ab=urteilung ist eben die Hin= Richtung. Bei ihr gibt es kein Entweichen in Wüsten, in die Kolonien oder in die Fremdenlegion. Das moderne Gemeinwesen beweist sich damit als G l i e d eines größeren Völkerganzen. Er erledigt die auf seinem Gebiet auftauchenden Rechtsfragen in einem Geiste, durch den sie für die übrigen Völker m i t aus der Welt geschafft werden! Deshalb also, weil jedes Volk sein Land ansieht, als sei es ihm innerhalb eines größeren Ganzen zu treuen Händen anvertraut, muß es das Recht bis ans bitters Ende wahrnehmen. Bei einem einzigen Verbrecher ging die Solidarität der Kulturvölker vor dem Kriege noch weiter. Münzverbrecher wurden nicht nur in dem Lande vor Gericht gestellt, wo sie gefälscht hatten. Sondern jedes Kulturland der Erde, wohin er immer floh, mußte sein eigenes Gericht gegen ihn aufbieten und über ihn urteilen lassen. Es ist etwas beschämend, daß nur die Sorge um die Echtheit des Geldes diese Solidarität der Staaten herzustellen

vermocht hat. Nur in der unbarmherzigen Verdammung dieses Frevels war sich die Kulturmenschheit offenbar einig. Bei allen andern Vergehen hilft das Ausland nur durch Auslieferung . Aber nur der gemeine Verbrecher wird ausgeliefert. Der politische Verbrecher genießt Asylrecht. Der politische Verbrecher hat sich nicht in erster Linie gegen die Gesetze des Gemeinwesens vergangen. Sondern bei ihm steht im Vordergrunde, daß er er gegen die öffentlichen Gewalten des Gemeinwesens Sturm läuft. Er ist Träger werdenden Rechts in diesem bestimmten Gemeinwesen. Deshalb ist er auf einem anderen Boden, unter anderen Verhältnissen, unter fremden Gesetzen in einem Gemeinwesen, in dem er als Ausländer keine Stimme hat, unbedenklich. Noch anders verhalten sich die Gemeinwesen zueinander im Falle der Ausweisung. Die Ausweisung trifft ja heut Tausende und Hunderttausende von Deutschen. von überall her schickt man uns die Söhne der deutschen Erde heim. Aber nicht nur das: Die Ausweisungen an Rhein und Ruhr erfolgen in der eigenen Heimat durch die fremden Gewalthaber!

In diesen Ausweisungen, am krassesten vielleicht bei den deutschen Bauern in Posen, drückt sich die Auffassung aus: Der einzelne Bewohner eines Landes habe sein Wohnrecht im Lande nur, wenn er die öffentliche Gewalt dieses Landes als die seine restlos anerkenne. Sonst sei er ein lästiger Ausländer und möge er vom Ahnen her auf seiner Schol-

le sitzen. Der einzelne Mensch hat also Grund und Boden unter seinen Füßen, eine Stelle, einen Arbeitsplatz, einen Wohnsitz, ein „Domizil" nur im Rahmen einer komplizierten Ordnung des Landes. Das Volk, das öffentliche Gewalten und Verwaltung hervorbildet, vertraut diesen die Befriedung seines Landes und seiner Bedürfnisse an. Aber nun wird es in das Ermessen dieser Landesregierung und Landesverwaltung und ihrer Gesetze gestellt, wen sie als Inländer und wen sie als Ausländer ansehen will! So wollen die Judenhasser die Juden ausweisen, die Franzosen weisen die Preußen aus, die Polen die Deutschen usw.

Aber ist denn das Land eine solche natürliche Einheit? Sind die Länder nicht von Natur ohne Grenzen? Dort wo die Eisenbahn von Basel nach Freiburg den Rhein entlang fährt und „wie ein Garten das Land zu schauen ist", da erscheint der Strom als ein sanftes Band zwischen den herrlichen Obstpflanzungen hüben und drüben. Die Natur hat da alles zur innigen Verbindung angelegt. Man fühlt, diese Länder gehören als Länder von Natur zusammen Es ist nicht die Bestimmung dieses paradiesischen Flecken Erde, durch Grenzen auseinandergefetzt zu werden. Bei allem Verhalten der Verwaltung aber - davon sind wir ausgegangen - liegt doch die Aufgabe vor: die Dinge ihrer Natur gemäß zu behandeln. Alle Kunst einer guten Verwaltung

will Raubbau verhindern. Es wird das Undenklichste aufgeboten, um die Natur zu pflegen und zu entwikkeln. Und hier nun plötzlich ein deutlicher Raubbau, ein Umschlagen in ein kraft- und lebenzerstörendes Prinzip: Die Bande, die den wenschen anden Boden knüpfen, gelten plötzlich nichts. Das hochkultivierte Posener Land wird in vier Jahren zu dem Saustall der Verwahrlosung zurückverwandelt, als den es an Preußen einst kam. Grenze ist Raubbau, rein auf die Natur und ihre Erhaltung und Erneuerung gesehen. Es sind nicht die Bedürfnisse des Landes im Natursinne dieses Wortes, die hier wahrgenommen werden. Sondern das Land eines Volkes erscheint noch in einem anderen Lichte denn als anvertrautes Erdenstück.

Und erst hier sind wir an der ursprünglichsten und innersten Beziehung der öffentlichen Gewalt zur Natur überhaupt. Die Polizei, die Landeskultur, die Schule, die Justiz sind alles Bereiche der Waltung. Überall trägt das Gemeinweseh hier von sich aus den Verhältnissen Rechnung und ist gehalten, von sich aus nach dem Rechten zu sehen.

Aber am stärksten tritt diese Pflicht zur Initiative, von oben her dort hervor, wo die Aussonderung dieses besonderen Gemeinwesens innerhalb der Völkerwelt von einer fremden Außenwelt immer wieder angezweifelt wird: daß hier an dieser Stelle der Erde ein Gemeinwesen und dies bestimmte

Gemeinwesen sei, das ist nichts Vorherbestimmte und muß deshalb der Natur umgekehrt mit Gewalt, mit Feuer und Schwert eingehämmert werden: Dem Lande wird zu diesem Zwecke das Joch gerade dieser und keiner anderen Volksgewalt auferlegt. Es muß sich gefallen lassen, zu seinem Gebiet gestempelt zu werden. Der Ausdruck „Gebiet" drückt den Ursprung aus, aus dem die Teilnahme der öffentlichen Gewalt am Lande erwachsen ist und immer neu hervorbricht, auf den sie sich notfalls einschränken läßt, ohne den sie aber aufhört, öffentliche Gewalt zu sein: Das Land ist als Gebiet die räumliche Unterlage und Grundlage für das Friedegebot des Gemeinwesens. Es ist die menschliche Bedürftigkeit, die am Boden haftet und ohne feste Verbindung nur vorübergehend leben könnte, die dem Staat zuerst Interesse am Boden abnötigt. Die öffentliche Gewalt zäunt den Boden ein, um einen wirksamen Befehlsbereich zu schaffen. Sie „hegt" in alter Zeit das Gericht, sie schafft eine Bannmeile um ihren Regierungssitz. Sie wirft Wälle auf an den Grenzen, sie baut Festungen, schließt die Grenzen, sie rüstet das Land, um gewappnet zu sein im K r i e g e . Die Militärverwaltung ist das Kernstück aller bisherigen Volksordnung gewesen. Die Angst, mit dem eigenen Gebot nicht durchzudringen, den Frieden nicht erhalten zu können, den Krieg zu verhindern oder doch zu gewinnen, läßt den Staat das Land nicht nur umgrenzen und befestigen, sondern

auch innen durchforschen. Die „Landesaufnahme", d.h. die geographische Erforschung des Terrains, ist in allen Ländern ein Werk des Generalstabs! Die gro=ßen Kartenwerke gingen hervor aus dem Interesse des Staates, sich für den Krieg Kenntnis zu verschaf=fen im kleinen vom Gelände, im großen von seinen „Aufmarsch", „Verpflegungs"=, „Angriffs"=, „Besat=zungs"=, „Etappen"= und „Kampf"gebieten. Aus tra=tegischen Gründen werden Bahnen gebaut, wie in der Eifel, im Schwarzwald, in Ostpreußen, die „an sich" ganz unrentabel sind, und erst hinterher dem Wirt=schaftsleben und der Zivilverwaltung des Landes zu gute kommen. Der Rhein wird überbrückt, wenn es das Militär verlangt, die Luft zugänglich, die U=Boote entwickelt, weil der Krieg es fordert. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, die das Ge=meinwesen a l s s o l c h e s schaffen läßt. Allerdings muß man den Krieg hier im weitesten Sinne, mit allen seinen entferntesten Vorbereitun=gen, verstehen. Im Wirtschaftsleben, im Kulturle=ben, in der Entfaltung der Persönlichkeiten sind andere Volkskräfte an sich viel mächtiger als die einheitliche öffentliche Gewalt. In der Abgrenzung aber gegen das Ausland ist naturgemäß eben der Träger der Einheit der Gebieter. Und wo er daher ins Wirtschaftsleben, ins Kultur= und Einzelleben schöpferisch eingreift, da wird er dazu durch sei=nen höchsten Erregungszustand, den Krieg, begeis=tert. Napoleon zieht nach Egypten, und es entsteht

das stupende Werk der französischen Gelehrten, das die Grundlage für die geistige Wiederauferstehung des Pharaonenlandes geworden ist.

Karl der Große zieht gegen die Sachsen, und das Kastell, das seine Mainübergänge sichert, wird die Wahlstadt und Handelsmesse des deutschen Reichs, Frankfurt a/M. Napoleon I. braucht für sein kriegerisches Imperium Chausseen, und die Pappelalleen in Deutschland erstehen.

Was plötzlich alles möglich ist, hat uns der letzte Krieg hinreichend gelehrt. Nur in ihm kommt die eigentümliche Methode der Waltung ungestraft zur Geltung, alles möglichst gebieterisch „von oben herunter" zu behandeln. Das Hören und Horchen auf die eigene Stimme der Dinge darf und muß ja hier zurücktreten. Den Feldherrn macht der Blick und das Auge, die klare Einsicht in die Verhältnisse und Menschen. Nur der weite Gesichtskreis, der dem gebildeten Soldaten eigen ist, befähigt hier zu rascher Entscheidung. Wer viel fragt, wird viel beschieden. Der Militär entscheidet selber. Mag sich die Natur fügen. Der Gegner wird anvisiert, das Terrain mit dem Feldstecher gemustert. Nur so kann Zeit gespart werden, nur so kann jener Vorsprung vor dem Gegner gewonnen werden, auf den es ankommt. Welch ein anderer „Gesichtspunkt" gegenüber der inneren Politik und dem Parteileben! Dort w a r t e t die Gewalt, bis sie angerufen wird. Hier hat sie Eile, zuvorzukommen. Dort also muß sie langsam

und zögernd nur sich drängen lassen; hier muß sie vorsorgend, weitschauend und im Augenblick handeln. Die Verkehrsmittel können nicht schnell genug sein, die dem Staat zur Verfügung stehen. Er hat darin den Vorrang vor allen anderen.

Wir sehen, es ist der W e t t e i f e r des einzelnen Gemeinwesens mit anderen, der hier wirksam wird. Es darf nicht ins Hintertreffen geraten. Das erste ist immer, daß alle militärischen Errungenschaften wie ein Lauffeuer sich über die Erde verbreiten und nachgemacht werden. Erst im Gefolge dieser Ausbreitung wandern die friedlichen Errungenschaften von Volk zu Volk. Es ist der Späherblick des Falken, mit dem er eine freie Beute wahrnimmt, mit dem sich die Staaten auf alles stürzen, was sie vor anderen voraushaben können, was ihnen eine Überlegenheit, eine kleine Atempause der Sicherheit vor dem Nachbarn zu gewähren scheint.

Und zu dieser freien Beute gehört nun auch das Land selbst, soweit es ungeschützt und unbehütet daliegt. Weil das Elsaß unbehütet lag, zog es Ludwig XIV. als gute Beute an sich. Weil es ein „Glacis", ein Aufmarschgelände sei, nahm Bismarck das unglückselige Lothringen, statt des deutschen Elsaß allein. Als Schutz brauchten einige Narren die flandrische Küste, brauchen die Italiener den Brenner, die Engländer Egypten, die Franzosen

das Rheinland, die Österreicher die alte „Militär=grenze" auf dem Balkan. Da wird also plötzlich aus der Arbeits= und Kulturerde ein Grenzgebiet, auf dem man die Veteranen ansiedelt, in das man ein Netz von Garnisonen legt, über das man ein Heer von Beamten „aus dem Innern" entsendet. Ein Teil des Landes wird also deklassiert. Es wird herabgedrückt zur Außenzone. Die Russen ließen die Wege an der deutschen Grenze verfallen zum Schutz gegen den deutschen Einmarsch. Undurchdringliches Unterholz blieb in den Wäldern um Metz sorgsam erhalten. Der Tunnel unter dem Ärmelkanal darf aus militäri=schen Gründen nicht gebaut werden. Und indem die Grenzmarken zu einem politisch betonten Gebiet wer=den, werden ihre Bewohner anders angepackt als die des Landesinnern. Sie sind nicht in erster Li=nie die berufenen Träger des Volkslebens, sondern müssen sich dem „höheren" Interesse des Gemeinwe=sens fügen. Man mag es drehen und wenden wie man will: weil die Marken eines Landes politisches Gebiet sind, deshalb wird ihre Natur vergewaltigt und werden ihre Bewohner herabgedrückt zu Werkzeu=gen der Politik. Sie werden vielleicht besonders gut versorgt: wie die Ostmarkenzulage als Anreiz wirken sollte auf Beamte, dorthin zu gehen. Aber sie werden u n g e f r a g t versorgt, sie wer=den bloße Objekte der Verwaltung. Je militärischer ein Staat, desto bürokratischer wird notwendig seine Landesverwaltung auch in Friedenszeiten. Der preu=

Gische Staat, rings von starken Nachbarn bedroht, ohne natürliche Grenzen, ist ja das berühmte Muster eines Gemeinwesens, in dem das politische Leben fast ausschließlich durch die Methoden der Bürokratie erfüllt wird. Der Krieg mit der Brotkarte,den Höchstpreisen, dem Hilfsdienstgesetz hat einen unüberbietbaren Höhepunkt dieser Regierungsweise dargestellt, weil hier das Dasein des Gemeinwesens in eine nicht mehr zu überbietende Gefahr kam.

In dieser Aufgabe des Reiches als Wacht am Rhein und an der Weichsel wurzelt nun auch die Verfassung des Reiches! Das Verhältnis der einzelnen Bundesstaaten zum Ganzen ist nur zu verstehen, wenn man begreift, daß alle kulturellen, religiösen, pädagogischen und geistigen Kräfte des Volks der Deutschen sich in anderen Gebietsgrenzen bewegten als die Grenzwaltung des Kriegsherrn! Die militärischen Aufgaben waren der Reichsverwaltung, die des Friedens der Länderverwaltung. Wenn die Eiche der Baum des Krieges, die Linde der des Friedens ist, so kann man sagen: Für Kampf und Sieg wurde von den deutschen Eichen gesungen. Für Frieden und Freiheit aber besangen die deutschen Stämme die Linde in Schwaben oder im Odenwald oder am Rhein. Friedens- und Kriegsgebiet der öffentlichen Gewalt deckten sich nicht. Das Reich war wirklich aus Blut und Eisen zusammengeschmiedet. Die Deutschen, die im Frieden „ein Rudel Hengste" sind,im Kreisrund

innen die Kruppen und mit den Hufen aufeinander schlagend, die Köpfe aber nach außen in alle Richtungen der Windrose stecken, waren gewaltsam in die entgegengesetzte Richtung „entboten" worden, um endlich der Buntscheckigkeit der Dutzende von deutschen Vaterländern auf der politischen Landkarte ein Reichsgebiet als Panzerkleid umzulegen. Daraus entstanden viele Schwierigkeiten. Hätte das Elsaß zu Preußen gehört, so hätten seine Bewohner die große preußische Zivilkarrière machen können, wie einst in Frankreich. So aber blieb es ein Militärgebiet, die Elsässer zu Provinzialen verurteilt, das Gebiet nur und allein Gegenstand und Naturobjekt, die Menschen nur Menschenmaterial und „Bevölkerung".

Dieser Überblick über die Verwaltungsgebiete hat wieder durch die verschiedenen Kraftfelder des Volkslebens geführt:

Die Ministerien des Innern (= Polizei) und der Landeskultur, der Justiz und des Schulwesens, des Krieges und des Verkehrswesens sind der Grundstock der Staatsverwaltung; vieles kann davon an Sonderministerien abgespalten werden.

Die Landeskultur kann auf verschiedene Ressorts verteilt werden. Die Statistik kann sich vom Ministerium des Innern ablösen. Landwirtschaft und Forsten, Bergbau und Handel haben meist eigene Ministerchefs. Das Kriegsdepartement kann in Wehrministerium und Marineamt zerfallen, der Verkehr in Eisenbahnen und Post zerlegt werden. Das Schulwesen wird noch heute in Preußen nicht einheitlich verwaltet, indem die Gewerbeschulen beim Handelsministerium, die landwirtschaftlichen Schulen beim Landwirtschaftsminister, die technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen aber doch wieder beim Kultusministerium versorgt werden. Das Reichswehrministerium betreibt wieder seine Schulen selber, und die Arbeitsminister leisten die Zuschüsse für die Betriebsräteschulen.

Dies bunte Mosaik der Praxis kann durch den Überblick natürlich nicht im Einzelnen erläutert werden, obwohl natürlich nicht gründlos die Steinchen gerade so und nicht anders angeordnet worden sind. Sondern es gilt gerade hinter der unübersehbaren Fülle des bürokratischen Apparats sich auf das wesentliche zurückbesinnen, von dem

ein Gemeinwesen nicht abgehen kann, wenn es dem Leben gewachsen bleiben will: und da ist es immer je eine einschränkende und eine erschließende Fürsorge auf jedem Gebiete, die erforderlich wird.

Dem Wirtschafts- und Arbeitsleben gegenüber ist die hemmende und negative Haltung die Polizei, die fördernde und positive aber die Landeskultur. Auf dem Gebiete der Selbstbehauptung des Gemeinwesens in Krieg und Frieden ist die einschränkende Tätigkeit der Aufbau der Wehrmacht, die erschließende aber der Ausbau der Verkehrsmittel. Dem Geistesleben gegenüber ist die bewahrende, Rückschritte verhütende Tätigkeit die Justiz, die fördernde, Fortschritte ermöglichende das Schulwesen.

Bezeichnen wir die eine mit dem Bremszeichen , die andere mit dem Entfaltungszeichen , so sind

beschränkend	entfaltend
Polizei	Landeskultur
Militär	Verkehr
Justiz	Schule

tätig. Entsprechend sind dem Volke Polizei, Militär, und Justiz unangenehme Mächte, mit denen man lieber nicht zu tun hat. Hingegen läßt sich jeder gern die Fortschritte gefallen, die den Naturschätzen, dem Verkehr und der Volksschulung zu gute kommen. Aber eines ist nicht ohne das andere! Man genießt nur die guten Gaben, wenn man die Formen

mit in Kauf nimmt, in deren Schutz sie aufgeblüht sind. Jene bremsenden Kräfte gehen den entfaltenden voraus. Durch die Entfaltung soll die bittere Pille jeweils nur versüßt werden. Man löscht das Licht, wenn man den Schatten vertiefen will.

Wieder wie bei der Politik der Parteien bleibt das vierte Kraftfeld der Persönlichkeitskräfte auf den ersten Blick leer. Es gibt noch kein Ministerium für Bevölkerungspolitik, Geburtenvermehrung und Persönlichkeitserzeugung. Mancher denkt freilich: Was nicht ist, kann noch werden. In seiner blutig ernsthaften Satire „Zirkus Mensch" schildert Aage Madelung, wie die Liebe, die Fortpflanzung, die Talente und die Lebensläufe in einem Lande glücklich unter die öffentliche Gewalt des Gemeinwesens geraten sind, ähnlich wie es die Kommunisten in Rußland manchenorts versucht haben, und die freie Neigung zweier Menschenkinder sprengt in dem Roman den ganzen Zirkus dieses Gemeinwesens mit gewaltigem Durchbruch in die Luft. Es wäre ja nicht das Gebiet des unvorhergesehenen Lebens, wenn es sich vorhersehen ließe. Die Verwaltung regiert aber nun einmal grundsätzlich mit optischen Erkenntnismitteln. Was sich nicht zählen und wägen, messen und überblicken läßt, dafür läßt sich nun einmal kein Verwaltungsapparat aufbauen. Dennoch wird es immer wieder versucht. Denn die Verwaltung kann das Dasein dieses Kraftfeldes natürlich nicht übersehen.

Mag sein,daß sich der Nachwuchs eines Volkes nicht kommandieren noch in Regeln fassen läßt. Es ist richtig: Der Schwächling kann sich als Genie entpuppen, der Königssohn als Taugenichts, Reichtum kann ein Volk zum Zweikindersystem bringen, Armut und Not aber auch. Äußerer Druck kann zur Cereinigung führen und kann gerade so gut die Anarchie heraufbeschwören.

Aber ein wenig nachhelfen läßt sich vielleicht? Die Staatsschule und die Justiz, Polizei und Landeskultur, Militär und Verkehr sehen wir sich der Zukunft des Volkstums zuwenden, in der Hoffnung, die Rasse zu verbessern und zu meistern. Überall - so wird sich gleich zeigen - gibt es eine wirksame Hilfe, und überall droht gleich daneben der Fluch der Lächerlichkeit. Es ist jedesmal nur ein Schritt.

Der Schullehrer kann rechnen und schreiben, Recht und Verwaltung, Chemie und Geographie lehren. Aber nun gibt es auch angeborene Talente, und rein persönliche Leistungen: die Leistungen der Kunst. Sie sind recht eigentlich die Blüten der schrankenlos hervorbrechenden Liebesleidenschaft; die Wunderwerke des Genius brechen in einer einzigen Nacht aus unergründlichen Schmerzen und Wehen im Schoße eines Volkes empor. Wie soll sich die öffentliche Gewalt hier verhalten? Das Wesen dieser Gewalt ist: Rüstung, Voraussicht, sich nicht zuvor-

kommen lassen. Und so ist ihr erster Gedanke: regulieren! Die Versuchung des Staates wird also die Kunstakademie. Jeder kennt die trostlosen Ergebnisse dieser bürokratisierten Kunstbrütöfen. So geht's also offenbar nicht. Aber wie soll sich der Staat denn verhalten?

Nun, er soll sich eben von der Kunst überraschen lassen, von der Kunst und dem K„nstler gern überrumpelt werden. Er soll sie ehren! Gerade damit er dazu die Fähigkeit behalte, muß es sie aus seinem Alltag heraushalten. Sie muß die Ausnahme sein. Sie darf ihm nicht als Lehrfach und als Schulgegenstand verekelt und verhunzt sein. Sonst begreift er ja nicht mehr das Wesen der K"nst. Die Kraft zur Auffassung fehlt jeder Verwaltung, fehlt ihr umso mehr, je mehr sie sich von berufswegen amtlich und offiziell einbildet, mit „Persönlichkeitskultur" beschäftigt zu sein. Diese Kunstpflege bekommt alsdann mit Landwirtschaft eine verzweifelte Ähnlichkeit. Nein, wenn der Reichspräsident Gerhard Hauptmann ehrt, wenn ein Volk seinen großen Männern zujubelt, so hat es damit für das Gedeihen der Kunst getan, was seines Amtes ist: es hat die reine Ursprünglichkeit auf sich wirken lassen. Und diese macht das Wesen der Kunst aus. Deshalb ist ein „Original" so unvergleichlich mehr als eine Million Reproduktionen. Daß wir im Zeitalter der billigen Reproduktionen leben, macht die Kraft

des Zeitalters zur Ursprünglichkeit verdächtig.

In der Justiz taucht immer wieder ein Strafzweck auf, der der Persönlichkeit selber auf den Leib rücken möchte. Wir sahen schon, daß der Justiz statt ihrer Kulturleistung: eine erreichte Volksordnung festzuhalten und so den Zusammenhang der Volksgeschichte zu verbürgen, gern andere Aufgaben zugeschrieben wurden. Da soll sie die Polizei ergänzen durch ihren Sicherungszweck; der Richter wird also als ein besserer Schutzmann angesehen. Oder sie soll die Feinde im Innern nach Art des Krieges niederhalten, indem sie abschreckende Exempel statuiert. All das ist bis zu einem gewissen Grade neben dem Kulturzweck der Rechtsprechung erreichbar. Niemand kann in Abrede stellen, daß Polizei, Militär und Gericht in innigem Zusammenhang miteinander stehen. Da ist z.B. die Disziplinarstrafe als rechtes Kernstück der Heeresordnung, und da ist die Polizeiverfügung für nächtliche Ruhestörung. Aber trotzdem ist die Grenze immer deutlich: Wenn das Militär mit seinen „Kriegsgerichten" herrscht, wenn die Polizei mit ihrer Willkür alles einschüchtert, dann verhüllt die Justiz ihr Haupt. Und so wird im Volke bekanntlich immer wieder der Justiz ihr Wirkungskreis unabhängig von Polizei und Militär neu erkämpft. So sind ja die Schwur- und Schöffengerichte zu verstehen, überhaupt die Teilnahme der „Laien" am Gericht. Sie sollen

verhindern, daß die Justiz mit der übrigen Verwaltung in einen Topf geworfen werde. Der Volksgeist soll hier sprechen. Der Geschworene ist ja durchaus nicht etwa Privatperson in seinem Amt. Er ist mit der Würde des öffentlichen Gewaltträgers so gut wie irgend ein Beamter ausgestattet. Er tritt nur nicht in den bleibenden Verwaltungskörper der Bürokratie ein. Und das geschieht, um den Kulturzweck der Justiz rein zum Ausdruck zu bringen. Hier handelt es sich aber wohlgemerkt jedesmal um die Gefahr, es könnten Polizei oder Militär in die Justizverwaltungssphäre hineinwirken! Beim Sicherungs- und Abschreckungszweck des Rechts wird höchstens die Justiz um ihren Eigenwert verkürzt. Anders bei der Theorie, die von der Justiz selber gern verfochten wird. Hier ist nicht sie, sondern das Volk der Leidtragende. Hier liegt ein Übergriff der Justiz selber vor. Das Leben des Volkes aber wird vergewaltigt. Die Justiz unternimmt es nämlich, die Verbrecher, die Menschen überhaupt, zu bessern. Die Besserungstheorie behauptet, der Richter solle den Stand des Verbrechers moralisch heben! Und unter dem Druck dieser Vorstellung steht heut fast die gesamte öffentliche Meinung. Auch Du, mein Leser, wirst schwerlich etwas dagegen haben, daß der Verbrecher sich bessern solle und wirst deshalb erstaunt sein, weshalb die Justiz nicht Besserungsabsichten verfolgen dürfe.

Aber hierin liegt der ganze Unterschied:

Gewiß soll der Verbrecher sich bessern. Das ist sehr zu hoffen. Aber ums Himmels willen ist die Justiz nicht dazu da, um ihn zu bessern. Denn das ist das sicherste Mittel, um die Besserung des Verbrechers zu verhindern oder wertlos zu machen.

Dort wo die Justiz heut die Besserung unternimmt, in der Jugendgerichtsbarkeit, da tut sie es, trotzdem sie Justiz ist, nicht wegen der Justiz. Es ist Fürsorge gegen ein hilfloses Stück Menschennatur, die hier getrieben wird, also ein Zweig der Polizei. Trinkerfürsorge, Irrenpflege, Idioten = heime leisten Ähnliches für Erwachsene. Aber die Gesetzlosigkeit des Missetäters ist mehr als Rausch, Irrsinn und Dummheit oder Jugend. Der Betrunkene oder das Kind können gar nicht an die Majestät des Gesetzes heran. Hier weiß wirklich jedes Kind, daß diese Leute nicht vor Gericht, sondern in eine Besserungsanstalt gehören. Aber die Justiz ist für die Gesetze und die Heiligkeit der mühsam und ewig dem Einsturz ausgesetzten Rechtsordnung da. Sie will die W a h r h e i t gegenüber ihrer Verdunkelung durch die Untat erkennen. Ein Wahrspruch soll ergehen, damit die Lüge nicht die Welt verwirre. Darum konnte Friedrich Wilhelm I. dem Katte beim Gang zum Richtplatz sagen lassen: „Es tue seiner Majestät leid um ihn. Aber es sei besser, ein Mensch falle, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme". Die Justiz ist eine geistige

Angelegenheit, den Zusammenhängen des Lebens dienend. Also ist es mit ihrem Besserungszwecke nichts. Bessern kann sich eben der Mensch nur selber. Alles Anpredigen erreicht bekanntlich das Gegenteil von dem, was bezweckt wird. Rechtsprechen und Moralpredigen ist zum Glück zweierlei. Sonst würde man besser alle Gerichte abschaffen. Aber gegenüber der wunderbaren Kraft des Menschen, sich zu bessern, gibt es allerdings ein fruchtbares Verhalten der Justiz. Friedrich Wilhelm drückt es in dem Spruch gegen Katte sehr einfach aus: Es soll dem Richter l e i d t u n , was er verhängen muß. Leid tun soll es ihm um den Menschen. Und aus diesem Leidtun entspringt die echte Ergänzung der Justiz dem unvorhergesehenen Leben gegenüber: die Gnade.

Begnadigung ist ja das Gegenteil von Besserungsmoral. Beim Besserungszweck vertraut man den Verbrecher der Justiz zu seiner Besserung an. Bei der Gnade aber vertraut sich umgekehrt die Justiz der Besserung des Verbrechers an! Sie hofft, daß er ihr Ehre machen werde. Gnade leistet also dasselbe wie auf dem Gebiet der Kunst die Ehrfurcht vor der Ursprünglichkeit. Sie wird daher umso wirksamer geübt werden, je weniger sie alltäglich geworden ist.

Eine Justiz, die unterschiedslos im Schlendrian der täglichen Verwaltung bedingt begnadigt, wird in der Gnade etwas so Alltägliches zu sehen an-

fangen, daß sie das Organ für die Außerordentlichkeit der unbedingten Gnade abstumpft. Heut findet der Ehrenmann für volle Gnade kein geneigtes Ohr, weil Krethi und Plethi begnadigt werden. Aber schlimmer ist, wenn in den Wahrspruch des Gerichts und in das Strafmaß, das es verhängt, selber schon die Gnade mithinein verwebt wird, wie es heut vielfach geschieht. Wenn die Gnade nicht als Gnade auftritt, sondern innerhalb des Urteils selbst verwirklicht wird, so entsteht eine schauerliche Mischform, die weder dem Gesetz noch dem Leben sein Recht läßt. Erst Gerechtigkeit, dann Gnade. Nur so geschieht der klar erkennbaren Notwendigkeit der Überlieferung und dem unübersehbaren neuen Leben, das sich vielleicht in dem Gerichteten schon regt, beiden die entsprechende Ehre.

Auch Porzia sagt an der berühmten Stelle des „Kaufmanns von Venedig":

„Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt,wie des Himmels milder Regen
Zur Erde unter ihr,zwiefach gesegnet:
Sie segnet den,der gibt und den,der nimmt,....
Und irdische Macht kommt göttlicher am nächsten,
Wenn Gnade bei dem Rechte steht....
Dies hab' ich gesagt,
Um deine Forderung des Rechts zu mildern;
Wenn du darauf bestehst,so muß Venedigs
Gestrenger Hof durchaus dem Kaufmann dort
Zum Nachteil einen Spruch tun."

Der Rundgang durch die Politik der Verwaltung läßt sich fortsetzen: Kolonien können die überschüssigen Kräfte anziehen, die neu in einem Volke heranwachsen. Aber sie sind nicht unfehlbare Mittel. Das Volk ging vor dem Kriege nicht in die deutschen Kolonien! Die innere Verwaltung kann plötzlich alle ihre Grundsätze scheinbar über den Haufen werfen und das Volk, vor dessen Massen sie sonst polizeilich die Straßen „für den Verkehr" ängstlich freihält, plötzlich in Massen anlocken, durch die das Leben von Tausenden gefährdet wird. Da gibt es plötzlich etwas zu sehen von Obrigkeits wegen. Der Staat gibt ein Schauspiel, er der sonst umgekehrt argwöhnisch hinter seinen Amtsschränken das Schauspiel des Zeitgeistes verfolgt. Paraden werden abgehalten. Bei der Krönung des letzten Zaren von Rußland verloren Tausende ihr Leben. Bei der von Staats wegen verordneten Trauerfeier für Rathenau kamen durch die Verkehrsstockung Hunderte auf der Stadtbahn ums Leben. Da kommt trotz der Gefahr das Volk gern von selbst. Es bildet bei einem Festzug stundenlang Spalier. Es ist immer für das Noch=nie=Gesehene, Noch=nie=Dagewesene, die Sensation und ist überall, wo es etwas zu sehen gibt. Jede Entfaltung von Glanz und Ansehen reizt und lockt es an. Die Verwaltung kann daher unmöglich diese Mittel verschmähen. Es muß das Volk durch Spiele „bei guter Laune" erhalten werden. Das also

ist die Form, in der die Polizeiseite des Staates vor dem Leben kapituliert, daß sie dem Volke Bilder der Spannung, des Glanzes, der ,des Außerordentlichen vorführt. Die Sprache hatte früher bezeichnenderweise auch für dieses Verhalten denselben Ausdruck wie auf dem Justizgebiete. Es war eine Gnade, wenn der Fürst sich zeigte, wenn die Königin mit ihren Kindern auf dem Balkon erschien. Es ist aber nur Schein, wenn heut die Worte anders lauten. Das Wesen des Vorgangs ist dasselbe geblieben, daß nämlich das Volk überrascht werden will durch einen unvorhergesehenen Anblick, um dadurch seinerseits auch in außerordentliche Bahnen gewiesen zu werden. Und diese Unvermutetheit soll ja durch „Gnade" ausgedrückt werden. Wenn der Reichskanzler Cuno unvermutet bei der Leichenfeier für die Krupp'schen Arbeiter in Essen aufgetaucht wäre, so hätte das einen ungeheuren Eindruck gemacht; es wäre eben ein unvermutetes Schauspiel gewesen. Und danach lechzt ein Volk.

Umgekehrt ist jedes solche Schauspiel nur lächerlich, sobald man etwas „dahinter vermutet". Sobald ein Verwaltungszweck hinter dergleichen sichtbar wird, hört eben das bloße lockende Schauspiel auf. Da steckt sofort der ganze Ernst behördlicher Beeinflussung, Propaganda und Aufklärung dahinter. Und der prallt genau so wirkungslos am Volke ab, wie es dem unbefangenen sinnlichen, bildhaften Eindruck sich hingibt. So wie aus der bloßen, verfüh-

rerischen Ansicht Absicht hervorlugt, hat die „Polizei", die Verwaltung, verspielt.

Doch einschneidender als alle diese Vorgänge ist die Beziehung, die das Gemeinwesen notgedrungen zwischen sich und dem Volksnachwuchs herstellen muß, weil es zum Aufbau der Verwaltung Menschen braucht. Die Verwaltung ist ja ein Moloch, der Millionen Menschen in seinen Dienst stellen muß, um Militär, Gericht, Polizei, Schule usw. mit Beamten zu besetzen. Hier prallt er nun auf das Problem der anarchischen, freien Nachkommenschaft, die ewig launische Jugend. Wie fesselt er sie an seine Fahnen? Wie legt die öffentliche Gewalt dem einzelnen Freigeborenen das Joch auf, daß er in ihren Frondienst tritt? Denn des Dienstes immer gleichgestellte Uhr, Gamaschendienst, Drill, Wachdienst und Paradeschritt schmeckt an sich doch nicht gut. Die bürokratische Lebensweise des Beamten behagt nur wenigen auf den ersten Blick. Die Abhängigkeit von höherer Weisung, der Gehorsam, der Schneckengang, die Lebensfremdheit und der Aktenstaub wirken grau wie alle Theorie angesichts des Lebens gold'nem Baum.

Die erste Frage einer Verwaltung lautet also: Wo kriegen wir Berufssoldaten her, Menschen, die ihr ganzes Leben im Dienst freiwillig vollbringen? Im Krieg ist das eben keine Frage. Der echte Krieg ist ja ein Ereignis des ganzen Volkslebens,

eine Krise für alle. Alle finden daher im Kriege den Kriegsdienst recht und billig. Erst wo der Krieg in den Frieden hineinragt, im stehenden Heer, wo die öffentliche Gewalt nach der im Kriege errungenen Selbständigkeit durch ihre Organe die Bedürfnisse des Landes befriedigen muß, in der Bürokratie, wo sie das öffentliche Walten der Volkskräfte sicherstellen muß, in der Polizei, da erwacht das Problem: Wo kriegt der Staatskörper aus dem Rohstoff des Volkes die geeigneten Menschen her?

Auch hier gibt es wieder den rechten und den unrechten Weg. Denn auch hier ist der Staat in Versuchung, dem Leben nach seiner Weise kurzsichtig den Vorsprung abgewinnen zu wollen und kraft theoretischer Überzeugung alles „besser zu wissen". So wie die moralische Justiz sich nicht bei dem Wahrspruch nach dem Gesetze beruhigt, sondern eine allgemeine Wahrheit über den Fall herausbringen möchte, die nur Gott oder (nach ihrer Meinung) den Philosophen vorbehalten ist, so denkt die Verwaltung leicht, es sei möglich, den Menschen theoretisch zu durchschauen. Sie spricht dann von Menschenm a t e r i a l . Der Mensch, das furchtbarste aller Wesen, wird - so mächtig glaubt sich der Staat - als Material betrachtet, den man nur richtig einstellen und behandeln müsse, um ihn ganz in die Hand zu bekommen und mit ihm operieren zu können. Man sucht erstklassiges Menschenmaterial zu gewinnen. Das gelingt natürlich überall da, wo kör-

perliche Leistungen im Kriege verlangt werden. Wo doch alle Soldaten sind, kann ich die Blüte der Jungmannschaft ins Alpenkorps auswählen. Aber da hat der Staat die Menschen schon sowieso in seinen Fängen und wählt nur unter denen, die ihm alle dienen müssen, zu besonderen Zwecken (Artillerie, Flieger, U-Boote) aus. Das menschliche Rätsel aber ist: Wie bildet sich aus Tausenden von Leuten ein einheitlicher Verwaltungskörper? Von 1890-1914 hat der Staat nicht die besten Kräfte in die Verwaltung hineinbekommen, obwohl die Rolle dieser selben Verwaltung gleichzeitig eine allgewaltige war. Es war ein geistloses Geschlecht, das über die Unteroffiziere und Militäranwärter, über Korpsstudenten und Fahnenjunker den Weg in den Staatsdienst fand. Aber trotz dieses schlechten biologischen Materials hat das kunstvolle System der Anpassung und Einschmelzung, das hier bestand, noch immer fortgewirkt und Erstaunliches geleistet. Wieder sind es dieselben Gedankengänge, wie bei Justiz, Schule, Polizei, auf die wir hier stoßen: Gnade, Ehre Ansehen sind es, die Wunder tun. Die Laufbahn muß eine ehrenvolle, angesehene und mit Auszeichnungen bedachte werden. Die Amtsuniform, der Königliche Titel, das Ordensband locken den Menschen, der hier etwas Höheres wahrnimmt. In den Dienern des Staates wird das Höhere, das ein Volk in der öffentlichen Gewalt gern anerkennt, leicht zur Karikatur, weil es hier dem Zwecke der Persönlichkeitssteigerung

allzu offenkundig dient. Die Frau Rätin will sich steigern, wenn ihr Mann „Karrière" macht. Das Amt hingegen steht ja an sich nur deshalb in Rang und Ansehen, weil es gesteigerte Anforderungen des Volkslebens zu befriedigen hat. Aus dem Ansehen, das die Verwaltung braucht, um die Maßnahmen des öffentlichen Wohles durchzusetzen, wird der Dünkel, der sich etwas Besseres däucht, weil er einem großen Beamtenkörper angehört. Aber wie schwer ist hier der Dünkel vom wünschenswerten Stolz auf die Laufbahn in einem solchen Gemeinwesen zu sondern! Denn d i e L a u f b a h n , d i e K a r r i è r e so aufzubauen, daß sie die Menschen anlocken und an sich ziehen auf Lebenszeit, das ist die größte Leistung der Verwaltung, ihre eigentliche Kunst. Ehre, Titel, Auszeichnungen, Pensionen sind alles nur Mittel zu dem Einen Zweck: das Dienende am Dienst zu mildern. Es wird aber durch alle diese Dinge nur wenig gemildert, wenn nicht eine innere Ergebung des Menschen in das Amt hinzutreten würde. Nicht die Gnade bessert in der Justiz, sondern die innere Bekehrung. Nicht der Akt der Verwaltung kann die Lebensbahn eines lebendigen Menschen in die starren Regeln der Beamtenlaufbahn binden. Das kann nur eine Treueverpflichtung dessen, der in die Laufbahn eintritt. Wenn der Beamte im alten Eide schwor, dem Landesherrn treu, hold und gewärtig zu sein, so gab erst das dem Verhältnis jenen inneren Halt, auf den sich das Gemeinwesen verlassen konnte.

Persönliche Anhänglichkeit an die engere Heimat, wie in den kleinen Schweizer Kantonen, oder an den Chef der besonderen Verwaltung - wie z.B. an einen begeisternden General, für den man durchs Feuer geht -, können die Persönlichkeit des Landesherrn ersetzen.

Aber wo nichts ist, wofür man durchs Feuer gehen könnte, da bleibt sehr bald die nackte Streberei übrig. Denn da wird eben aus der Laufbahn die „Karrière", bei der jedes Mittel recht ist, um rechts und links die Rivalen zu überflügeln. Und wer zu träge zu diesem wilden Kampf der leidenschaftlichen Wühlarbeit ist, der verfällt dann dem heiligen Bürokratius, dem Amtssadismus, der nach Schema F sein Tagewerk ableiert. Er will seine Ruhe haben. Er will nicht kämpfen, weder für die Karrière noch für den Diensteid, sondern er will gedeckt sein. Und gedeckt ist der Beamte, der nach den Bestimmungen handelt und damit seine Pflicht getan zu haben glaubt.

Es ist ein Irrtum zu meinen, der Mensch könne für unpersönliche Dinge ebenso menschlich tätig sein, wie für persönliche Pflichten. Gewiß gibt es den Fanatismus des Zeloten, der für irgend ein abstraktes Ideal, hier also des Staates, sich zu Tode arbeitet und andere sich zu Tode arbeiten läßt. Aber diese ideale Pflichterfüllung ohne menschliche Beziehung bringt wohl Tausende von Akten zustande, aber nicht eine fruchtbare Verwaltungsleistung. Diese entsteht eben doch nur aus der menschlich maß-

vollen Beziehung. Der Verwaltungsbeamte im Lande kann diese im Umgang mit der Bevölkerung, der er dienen möchte, täglich neu erwerben. Brennend wird das Schaffen einer persönlichen Beziehung der Arbeit daher vor allem für den Innendienst der Zentralorgane der Verwaltung, die Ministerien und dergleichen.

Hier ist durch den Zusammenbruch etwas zerstört worden. Und die verschiedenen Ämter haben sich nun vollends auseinander gelebt, nachdem sie schon seit 1890 nur noch notdürftig zusammenhingen.

Schon bei den Alten hieß es: „Vis consilii expers mole ruit sua". Mächte ohne Zusammenhang bereiten sich durch ihre Aufschwemmung selbst den Untergang. Ein Beamtenorganismus wie der der deutschen Länder und des Reiches von heute hat jede innere Abmessung zu den Bedürfnissen des Landes verloren. Er ist sich Selbstzweck geworden. Er erstarrt zu einem Mammut. Die Mittel, mit Jenen gewaltet werden soll, sind eben noch da, obwohl die Gewalt schon fehlt.

Wie muß die Verwaltung eines Volkes sich wandeln, das zur Partei im Völkerleben wird? Was ist an dieser Umwandlung das verwaltungsmäßig Neue?

Zum ersten ist sich Deutschland in allen Dingen seiner Bedürfnisse nicht mehr selber die letzte Instanz. Es hat keine Kolonien, es hat Dienstbarkeiten auf seinen Verkehrseinrichtungen (es hat

z.B.kein Recht auf Flugzeugbau), es hat keine Mittel zur Landeskultur, seine Justiz muß Prozesse führen auf Befehl und andere Prozesse auf Befehl unterlassen. Es kann sein Ansehen gegen Abtrünnige nicht geltend machen, noch die Künste pflegen. Es hat eben nirgends mehr die Kraft, selber die Natur der Dinge endgültig zu ordnen. Denn es hat kein Heer mehr. Es ist entwaffnet und darf nichts außer Noten - einwenden, wenn fremde Truppen sein Gebiet besetzen. Bezeichnet es auch nur diese Truppen als „feindliche", so muß es dafür sogar einen diplomatischen Wischer einstecken.

Ein solches Volk ist sich selbst nicht mehr die letzte Instanz der Verwirklichung. Dazu hat es die Macht nicht. Auf der anderen Seite erkennt es auch die fremden Instanzen nicht an. Es bleibt ihm nur übrig, im Kampf eine neue Instanz hervorzubilden, die es anerkennen kann.

Bis dahin aber kann es seine Verwaltung nicht einfach weiter unterhalten. Nicht nur aus finanziellen oder äußeren Gründen kann sie es nicht. Sondern die Aufgaben eines Gliedvolkes der Menschheit nehmen andere Gestalt an und müssen von anderen Kräften gelöst werden als von einer staatlichen Verwaltung.

Da ist z.B. an die Stelle des Krieges der passive Widerstand getreten. Also ist an die Stelle des Heeres die Armee der Arbeit gerückt. Also handelt es sich um lauter unvorhergesehene Abwehrhandlungen, die aus den Reihen des Volkes

überraschend erfolgen müssen. Also sind heut die Leute an der Ruhr Träger öffentlicher Waltung nicht etwa zur Unterstützung der Reichswehr, etwa als Freiwillige,wie in früheren Zeiten. Sondern die Reichswehr ist überhaupt gegen die Westgrenze nur noch Scheinwehr. Die zweifellos aufgewendete, rechtmäßige Vollgewalt öffentlichen Widerstandes liegt mithin auf u n v o r h e r g e s e h e n e n Trägern. Jeder kann in den Fall kommen. Die Regierung kann also nur Belohnungen, Entschädigungen u.dergl.festsetzen für solche, die den Kampf aufnehmen. Sie kennt ihre Helfer vorher selber nicht! Das anarchische dieses Kampfes legt alles auf die Schultern der Zivilkurasche.

Nun ist aber die militärische Ordnung des Volkes das Kernstück aller Landesverwaltung,wie wir gesehen haben. Dies Kernstück herausbrechen, heißt den ganzen bisherigen Verwaltungsapparat in seiner inneren Verflechtung in Frage stellen.

Wenn die wichtigste Äußerung der öffentlichen Gewalt heut aus denen des Staates in die Hände des Arbeitsheeres fällt, so ist die Arbeitsgliederung des Volkes damit auch plötzlich an die Stelle der Heeresgewalt gerückt.

Der Gesichtssinn, Weitsicht, Einsicht, theoretische Erkenntnis der Natur der Dinge, Statistik und Landesvermessung,sich selbst in Ansehen setzen

und sich über alles die richtigen Gesichtspunkte und Ansichten verschaffen, alles als sichtbar und greifbar behandeln, das hat sich als das Knochengerüst aller Verwaltungsarbeit herausgestellt.

Aber heut ist die öffentliche Gewalt mitsamt den übrigen Volksgewalten jedes Ansehens bar, sie selbst ist Gegenstand theoretischer Erwägung und Betrachtung seitens der Welt, sie selbst muß sich plötzlich die Anwendung von Gesichtspunkten gefallen lassen, die eine Verwaltung sonst nur dem Lande gegenüber anwendet. Das Staatseigentum verpfändet, die Justiz entwürdigt zu einem Instrument des Friedensvertrages, das Heer zerstört, das Verkehrspersonal vergewaltigt, die Beamten verfolgt, die Schule überwacht, das Budget kontrolliert - alles zeigt, daß die Verwaltung heut selbst mitsamt dem Lande in Bedürftigkeit versinkt, selber die Rolle wechselt und die Leidenspartie des Pflegebefohlenen statt des Fürsorgers übernimmt. Nur von hier aus aber kann die Wiedergeburt der Verwaltung erblühen. Alles was im kleinsten Kreise des Volkes selbst erledigt werden kann, muß diesem anheimfallen; denn zwischen der Leistungsfähigkeit der Verwaltung im großen und der Selbstverwaltung im kleinen hört der Unterschied auf, wenn die große gleichfalls nicht mehr unbeschränkte Verfügungsgewalt besitzt. Das ist es ja, was den Plan einer Entstaatlichung der Eisenbahnen nicht als absurd erscheinen ließ. Weil doch die Leuchte der zentralen Wehrmacht verschwunden

war, schien auch für ihren Schatten, die zentrale Verkehrsmacht, die innere Notwendigkeit geschwunden. Wenn sich inzwischen herausgestellt hat, daß nur der passive Widerstand der Eisenbahner den Widerstand an der Ruhr ermöglicht hat, so ist es also nicht so sehr der Verkehr selber, sondern die Abwehrmacht, die in dem Verkehrspersonal steckt, die ihn als öffentliche Gewalt wieder herstellt. Aber in dieser Hinsicht stehen z.B. die Bergwerke und die Elektrizitätsbetriebe den Eisenbahnern und den Justizbeamten, die Resistenz üben, gleich. Da ist also kein Unterschied zwischen den Wirtschaftskräften und den Verwaltungskräften im Volk. Beide sind auf eine Ebene gerückt. Denen, die bisher in zweiter Linie bei einem Verteidigunskampfe gerückt schienen, den privaten Betrieben, ist ein Stück öffentlicher Gewalt, Verantwortung und Ansehen zugewachsen, der Staat hat um ebensoviel an Vorsprung vor den Einzelnen eingebüßt. Die Verwaltung im Ganzen wird heut so ein Stück Selbstverwaltung des Volkes. Aber nur deshalb wird sie es, weil ihr die andere Seite der öffentlichen Gewalt, die Hoheit, entrissen ist. So wird sie sich aus den neuen Mitträgern der Verantwortung, den Betrieben, den Verbänden, regenerieren müssen. Und das wird vor allen Dingen eine völlige geographische Umschichtung der Verwaltungsgebiete erforderlich machen. Die alten Länder innerhalb des Reiches waren Gebiete eigener Verwaltung dank der an den Landesherrn

geknüpften Hoheitsrechte. Wenn auch die Militärhoheit schon 1871 zentralisiert worden war, so lebten die Bundesstaaten in ihrer Verwaltungshoheit. Die Fürsten hatten das Begnadigungsrecht usw. Heut tregen die einzelstaatlichen Bürokratien unter den neuen Spitzen einstweilen die Ordnung fort. Diese mächtigen Personenkörper haben noch eine ungeheure Schwerkraft in sich. Ein Lehrer aus Sigmaringen kann noch heute nicht in Württemberg ankommen! Aber der Sinn dieser alten Teilungen ist brüchig. Der Sinn des G e b i e t s der einzelnen Länder war doch die Einheit des Verwaltungsaufbaus. Der Mammutcharakter, den die Landesverwaltungen annehmen, ihre innere Zerspaltung und der Kampf der Ressorts gegeneinander beraubt die Gebietshoheit dessen, wodurch allein ein Land seine Umwandlung in ein Gebiet erträgt: der Gebotseinheit. Die Wirtschaftsbetriebe, denen heut so viel Anteil an öffentlicher Waltung zuwächst, greifen mit ihren Verboten und Geboten ein. Und so bilden sich für die Bedürfnisse des Landes neue Gebietsgrenzen heraus. Der Gebietsbegriff ist also ins Fließen geraten. Das Ruhrgebiet, das besetzte Gebiet, das Nordseegebiet, das Rhein-Maingebiet verlangen heute wirklich mit gebieterischer Gewalt eigene Organe statt der Überorganisation, die heute herrscht. Die alten Länder, von Napoleons und Europas Gnaden auf die militärische Souveränität gegründet, fristen sich heute noch durch die Macht der Versippung ih-

rer Bürokratie, durch die Macht der Trägheit. Sie werden sich weiter fristen, bis stärkere Bedürfnisse mit Sturmesgewalt neue Gesichtspunkte erzwingen werden. Neue Gesichtspunkte, das sind eben im öffentlichen Leben neue Gebietsmittelpunkte. Geschieht das nicht, so ~~werden~~ müssten wir unter dem riesigen Gehäuse veralteter Verwaltungsruinen ersticken.

Aber trotzdem wird über diese „Umgebietung" heute meist höchst oberflächlich geredet, als handle es sich um ein Zurückgehen auf 1866 – bei den Welfen und Frankfurtern z. B. – oder gar auf 1815 (bei den Rheinlanden). Es sind aber nicht die Bundesstaaten des kaiserlichen Deutschlands, die ins Fließen gekommen wären. Im Gegenteil, wir sagten eben schon, dass diese gerade ihr Verhältnismäßig noch glänzend funktionieren. Ins Fließen gekommen ist vielmehr das Verhältnis der Reichsteile zueinander. Dadurch dass die Militärgrenzen und die Garnisonen fehlen, muss sich das Reich heute umlagern. In den kriegerischen Jahrhunderten lag sein Schwergewicht in den Marken, den Grenzlanden. So sind Österreich und Preußen groß geworden. Hingegen entbehrt das Reich im rheinisch-westfälischen Industriegebiet keine Garnisonen. Aber dies ist heute ins Gegenteil verkehrt. Es handelt sich mithin nicht darum, neue Länder – rheinische Republiken, ~~Länder~~ Niedersachsen oder

in deren Bauernhäfe ein. Die Arbeitszeit ergab sich aus dem unwidersprechlichen Gesetz der Jahreszeiten, nach dem die Erde gebieterisch betreut zu werden verlangt. Jedes Dorf mit seiner Flur unter seinem adligen Anführer bildete eine Betriebseinheit bis in die kleinste Einzelheit. Dennoch hatte jeder Spielraum in seinem abgesonderten Haus und Garten. Wann und wo der Arbeiter waltete, also im Ackerbau zuerst geregelt.

Hingegen haperte es sehr mit einer vernünftigen, einer sogenannten rationellen Wirtschaft. Der Adlige und der Bauer haben bis zu Luthers Zeiten sich nicht Land-wirt genannt. Der eine war eben „Bauer", Erbauer des Landes, und der andere war Führer, Herr bei dieser Erbauung, bei dieser Arbeit. Er war nicht Werkmann, sondern Werkleitung. Über das Wirt-schaften, das Produzieren hier, dachten sie nicht nach. Es ging da ein Jahr wie alle Jahre.

Erst als der Adel von den städtischen Kaufleuten überflügelt wurde, erst zur Zeit der Reformation fing er zu rechnen an. Doch hat es volle dreihundert Jahre gedauert, bis aus der ländlichen Dorfgemeinde mit ihren adligen Anführer die Landwirte von heute geworden sind, die das Geld im Strumpf haben. Daß ein richtiger Bauer sich selber als „Landwirt" bezeichnet, das ist kaum fünfzig Jahre her. Sondern die ersten Kaufleute unter den Bauern waren die Adligen. Diese führten den Kleebau ein, die Kartoffel und den Tabak. Sie züchteten feines Obst, zuchteten das Vieh. Und sie fingen an, genau Buch zu führen und auf

II, 4.

Die Widerstände der Beamten.

Im vorigen Abschnitt ergab sich eine Einteilung der öffentlichen Verwaltung in zwei Hauptverfahren: ein beschränkendes und ein entfaltendes. Das beschränkende Vorgehen umfaßte die Tätigkeiten der

Polizei
Militär
Justiz,

das entfaltende Vorgehen vornehmlich die Aufgaben

Landesmelioration
Verkehr
Schule.

Und schon dort wurde kurz darauf hingewiesen, daß die Bevölkerung sich in zwei Teile gliedert, je nachdem sie nur die entfaltende Verwaltung bejaht oder aber auch mit der beschränkenden Gewalt durch Dick und Dünn geht. Die Linke pflegte bis 1918 Polizei, Militär und Justiz mehr oder weniger als ~~notwendige~~ zielsetzende Übel anzusehen. Die Sozialisten gehen noch weiter. Indem sie diese Gewalten als Werkzeuge der herrschenden Klassen bezeichnen, wollen sie damit so entschieden wie möglich jedes eigene Interesse

an diesem Werkzeug in Abrede stellen. Hingegen sind dieselben Parteigruppen für die Kulturtätigkeit des Staates sehr empfänglich: Sie verlangen ja z.B.die restlose Verstaatlichung der Schule. Die Lehrer sollen Beamte werden. Sie verlangen,daß die Eisenbahnen Staatsbetriebe bleiben, sie betreiben die Siedlung auf dem Lande usw. Anders hingegen jene Gruppen, die mit der beschränkenden Tätigkeit des Staates sympathisieren. Sie fallen etwa mit den Kreisen der Vaterlandspartei aus dem Kriege zusammen. Sie sehen mit Schrecken, daß der Staat mit seiner Bürokratie sich auf alle Kulturfragen stürzt, daß er die Schule beschlagnahmt, den Verkehr monopolisiert und die wirtschaftliche Erschließung des Landes (Wasserkräfte, Moorkultur usw.) als seine Domäne betrachtet, ohne daß er gleichzeitig noch seine großen Gegenleistungen einer starken Machtentfaltung nach innen und außen aufzuweisen hat. Die Waltung des Staates ist aber eine einheitliche. Man kann nicht die einschränkende fahren lassen, ohne der entfaltenden ihre Grundlage zu entziehen. Der ganze Rechtsanspruch des Staates über den Verkehr kommt ins Wanken,wenn er doch keinerlei strategischen Ehrgeiz mehr zu hegen imstande ist. Das Schulmonopol des Staates ist sinnlos, soweit er nicht dringend Nachwuchs in seine Verwaltung hinein braucht. Und wenn die innere Politik nicht mehr von starker Staatshand gelenkt wird, so ist nicht einzusehen, daß gerade die Landeskultur seine Sache

sein soll. Diese Gruppen der früheren Rechten verlangen also als Legitimation für alle Staatseingriffe, daß sie durch die Notwendigkeit zur Mechtentfaltung hervorgerufen werden. Sie wollen den Staat an die Ursprünge seiner öffentlichen Gewalt festgehalten wissen. Er ist gegen Revolution und äußere Feinde und Anarchie im Volke ausgebildet worden. Er hat allein in diesen Tätigkeiten das Maß für seine Ausdehnung. Überträgt man dem Staate erst einmal alle Arten entfaltender Tätigkeit, so geht die Grundlage, auf der er ruht, verloren. Das Volk hat diese absichtlich bereit gestellte Kraft seiner öffentlichen Gewalten doch nur aus Furcht ausgeschieden. Es hat dieses Werkzeug nur ausgesondert, um sich vor gewissen Gefahren zu schützen. Dafür will man das Werkzeug unterhalten und ertragen. Als Selbstzweck hingegen soll dies bloße Mittel sich nicht gebärden dürfen.

Dieser Standpunkt sieht also viel schärfer als der sozialistische, daß der Staat ein Werkzeug zur Erreichung ganz bestimmter Zwecke ist. Der Werkzeugcharakter der öffentlichen Gewalt ist gerade dem Rechtsstehenden, dem Konservativen, früher immer gegenwärtig gewesen. Wenn die Sozialisten eine blendende Wahrheit mit ihrem Ausruf zu verkünden glauben: daß der Staat ein Werkzeug der herrschenden Klassen sei, so ist daran nur der Zusatz „der herrschenden Klassen" ihr geistiges Eigen-

tum. In dem Augenblick, wo alle Klassen in irgend einem Grade an der Herrschaft beteiligt sind, ist er sogar eine Binsenwahrheit, dieser Satz. Denn er besagt dann nur, daß die öffentliche Gewalt ein Werkzeug des Volkes ist. Dieser Satz wäre reichlich allgemein und farblos. Wir haben aber auch genauer bestimmen können: Die öffentlichen Gewalten sind der Absicht dienstbar, die vier großen Gefahren des Volkslebens hintanzuhalten.

In jedem Falle also hat das Volk ein Recht, die öffentlichen Gewalten als Werkzeuge anzusehen, die bestimmte Zwecke erfüllen sollen. Es braucht sich nicht Sand in die Augen streuen zu lassen durch die schönsten Kulturtaten der Verwaltung. Die erste Leistung, die das Werkzeug muß vorweisen können, ist Ordnung. Dafür wird es ausgeschieden. Wenn es nachher im Schutze dieser Ordnung allerhand Kulturblüten aufblühen läßt, umso besser. Aber jede Kulturleistung des Staates ist ein Überschuß. Sie rechtfertigt nicht den Riesenapparat, aus dem er besteht. Denn dieser Riesenapparat stellt eine ungeheure Belastung für ein Volk dar. Zum Luxus kann sich ihn kein Volk leisten. Dazu ist er nämlich - zu teuer!

Die öffentlichen Gewalten sind kostspielig. In unserer Übersicht über ihren Aufbau im vorigen Abschnitte fehlte noch der Nerv ihres Daseins: die Finanzen. Die öffentlichen Finanzen - so zeigt sich nun - stehen in einer besonderen Beziehung zum Volks-

ganzen, anders wie die andern Gebiete der Staatsverwaltung. Es genügt ja heute, die Worte Valuta, Steuern, Anleihe, Löhne zu nennen, um die ungeheure Wichtigkeit dieses Gebietes zu bezeichnen. Aber es soll zunächst noch einen Augenblick von diesen Alpdrücken des Tages abgesehen werden. Es muß uns mehr daran liegen, das Verhältnis der Finanzen zu dem übrigen System der Gewalten zu klären. Einen Fingerzeig gibt uns da das Verhalten jener Gruppen, denen der Staat nicht mächtig, nicht polizeimäßig und militärisch genug sein kann. Dieselben Gruppen, die jeder Erweiterung der Staatsautorität gern zustimmen, pflegen die zähesten, zurückhaltendsten und besonnensten zu sein, wenn es gilt, dem Staat Finanzquellen zu erschließen. Dieselben Gruppen, die auf der Seite der Staatsmacht stehen, sind steuerscheu. Hingegen finden wir auf der Linken, für die der Staat doch möglichst nur ein Kulturinstrument sein soll, eine größere Bereitschaft, dem Staate Finanzquellen zu gewähren. Und zwar nicht etwa nur in den Kreisen derer, die nichts besitzen. Sondern es ist gute alte Überlieferung gerade des liberalen oder demokratischen Bürgers, daß er mit einer Würde und einer Freudigkeit Steuern zahlt, die dem Landwirt unbegreiflich vorkäme, wenn er sie überhaupt für möglich hielte. Die positive und negative Haltung in Finanzfragen ist also genau umgekehrt im Volke verteilt als die Position oder Negation zu den beschränkenden Staatstätigkeiten. Man kann

als Patriot, als vir bonus, als Optimat den Staat stärken wollen, und in Finanzdingen kann trotzdem die Gemütlichkeit aufhören. Umgekehrt kann man den Staat möglichst auf den Nachtwächter und die reinen Kulturbestrebungen einschränken wollen, sodaß alle Guten und Gerechten einen als Vaterlandsverräter verachten, und kann trotzdem reichlich Steuern bewilligen wollen.

Es verhalten sich zu den

S t a a t s t ä t i g k e i t e n

	a. entfaltenden	b. beschränkenden	c. Finanzen
Die Patrioten (= im Kriege: Vaterlandspartei)	lau	positiv	negativ
Die Radikalen (= im Kriege: Volksbund für Freiheit usw.)	positiv	lau	positiv

Ist es nicht eine merkwürdige Tatsache, daß Widerspruch gegen ein Kriegsabenteuer des Staates als unpatriotisch gilt, Widerstand gegen Steuern nicht? Gibt es aber nicht sonst noch ein Gebiet des Staates, wo die Unzufriedenheit mit dem Staate sogar als besonders patriotisch gilt? Doch: und dies zweite Gebiet hilft die Eigenart der Finanzen verstehen. Wir haben bisher noch nicht von dem Gebiet der auswärtigen Politik gesprochen, soweit sie nicht auf Soldaten und Kanonen beruht. Auch hier ist es so, daß gerade die „Patrioten" oft mit der Staatsgewalt höchst unzufrieden sind. Meist wittern sie Neigung zu Schwäche, womöglich sogar Verrat bei

der Regierung, mindestens nehmen sie an, daß sie unter dem Pantoffel der Juden stehe.

Die Finanzen und die auswärtige Politik stellen sich also anscheinend als zwei Lebensgebiete dar, auf denen offenbar andere Verhaltensregeln gelten als in den übrigen Staatsangelegenheiten. Und so ist es in der Tat. Hier sind es nicht die Klagen der Parteien, die einen urteilenden Gesetzgebungsapparat in Bewegung setzen, es sind auch nicht Bedürfnisse des Landes, die befriedigt werden müssen. Sondern es ist das eigene Dasein der öffentlichen Gewalt, das sein Recht verlangt; Partei unter vielen Parteien des Volkes, Bedürfnis unter vielen Bedürfnissen des Landes steht also plötzlich die öffentliche Gewalt da. Sie bedarf für sich und sie will für sich, was als ihr Bedarf vielleicht nicht begriffen und was als ihr Anspruch nicht anerkannt wird. Sie aknn aber nicht Klage anstrengen wie irgend eine Volkspartei auf Anerkennung ihrer Ansprüche. Sie kann nicht wie das Land sich dem väterlichen Schutze einer fürsorglichen Verwaltung anvertrauen. So muß sie eine ganz andere Maschinerie aufbauen als die des Hörens und als die des Gesichts. Der Aufbau der Finanzen eines Staates bedarf besonderer Regierungsweisheit und Regierungskunst. Nicht umsonst heißen noch heute gewisse Leistungen an den Staat Ab-gaben, ein Wort, in dem deutlich die Gabe, das freiwillige Geben, steckt. Nicht um-

sonst hieß die alte deutsche Steuer „Bede", Bitte, als sie schon längst nicht mehr erbeten wurde. Es ist in dem merkwürdigen Zeitalter von 1871-1914, wo die Völker fast alles vergessen haben, was zum Aufbau ihrer Ordnung gehört, auch diese Tatsache verloren gegangen, daß die Finanzen eines Staates auf dem freien Willen der Besitzenden beruhen und beruhen müssen. Wäre das nicht, so wäre der Staat Selbstzweck, und es gäbe keine Kontrolle dafür, ob er das leistet, wozu er in die Welt gekommen ist. Die Finanzen eines Staates beweisen, ob er rentiert, ob der Aufwand, den er erfordert, nicht etwa außer allem Verhältnis zu seinen Erfolgen steht.

Die Eigenart der Finanzgebahrung besteht also darin, daß hier die öffentliche Gewalt die beiden Wege öffentlicher Gebarung nicht beschreiten kann, die allen anderen Volkskräften offenstehen: Klage und Untersuchung, Gesetzgebung und Verwaltung. Denn sie ist selbst der oberste Richter und der oberste Verwalter. Da bietet sich als Ausweg der des großen eigenen Vermögens. Wenn die öffentliche Gewalt 2/3 des Landes als Domanium erhält - wie das in einem deutschen Bundesstaat der Fall war -, so ist sie in der Lage, die Unkosten für ihre Verwaltung und Justiz selbst zu bestreiten. Die Domänen sind daher von Alters her eine Hauptreserve der Staatsfinanzen. Die öffentliche Gewalt trachtet in großem Umfange Eigentum an sich zu bringen nach Art des einzelnen Wirtes, Eigentum, mit dem sie auch wirt-

schaften kann nach Art des Einzelnen, nämlich mög=
lichst sparsam, möglichst gewinnbringend, möglichst
„privatwirtschaftlich". Das Eigentum an Festungen,
Flüssen, öffentlichen Landstraßen usw. kann dabei
der öffentlichen Gewalt also nicht nützen. Sie braucht
nutzbringendes, gewinnabwerfendes Eigentum, neben
all dem der Allgemeinheit und öffentlichen Aufgaben
dienenden Vermögen wie es z.B. auch öffentliche
Parks, Spitäler usw. sind. So entwickelt die öffent=
liche Gewalt als „Fiskus" eine große Findigkeit,
sich überall mit Gewinnanteilen an dem Volksvermö=
gen beteiligen zu lassen: Die alten Regale auf Salz,
auf Metall, auf Kohle, auf Strandgut usw. sind sol=
che Vorrechte, aus dem Volksvermögen ein Voraus zu
beziehen und auszusondern.

Aber die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens
sind wechselnde. Sie schwanken zwischen Krieg und
Frieden, Notstand und Wohlstand des Landes, Kraft
und Schwäche des Volkes, und sie brauchen daher
eine organische Verbindung mit den Kräften des
Volkes. Soweit der Staat selber Vermögen hat wie
ein Privater, soweit hat seine Finanzwirtschaft
kein besonderes Interesse. Sie ist aber insofern
wichtig, als der Staat damit selber Eigentümer wird
und also alle Pflichten und Rechte des Eigentums
gegen sich selber gelten lassen muß. Der Staat tritt
durch das Staatseigentum in die Front der Besitzen=
den selber ein. Er wird nun nicht nur ein Werkzeug

der besitzenden Klassen, sondern - und das haben die Sozialisten am Staat erst begreifen gelernt, als er nichts mehr hatte -, er wird selbst darüber hinaus eine der besitzenden Klassen und zwar, wenn sein Eigentum umfangreich genug wird, eine besondere für sich. Der Fiskus als Wirtschafter, als Interessent, wird auf diese Weise solidarisch mit allem Besitz. Er wird an der Sicherheit und Nutzbarkeit des Eigentums interessiert. Daher - nebenbei bemerkt - es ein sehr komischer Irrtum war, das Privateigentum an den Produktionsmitteln dadurch abzuschaffen, daß man den Staat zum größten Privateigentümer an Produktionsmitteln machte! Denn der Staat kann und darf als Fiskus sein Eigentum nicht anders betrachten denn als die Quelle, die ihm die Mittel zum Aufbau eines Heeres, seiner Schulen, seiner Gerichte liefert. Er muß also geizen mit den Erträgen dieser Quelle, muß sie hinaufsteigern, so hoch er kann. Tut er das nicht, so muß er andere Mittel aus dem Volk heraus sich gewähren lassen. Ist aber einmal sozialisiert, das heißt, ist er an die Stelle gerade der reichsten und leistungsfähigsten Großeigentümer getreten, so hat er keinen Rückgriff mehr auf sie, und umso profitabler muß er dann selber wirtschaften.

Aber von diesem hier nur als Nebenfrage auftauchenden Mißverständnis der Sozialisierung abgesehen - sie wird im zweiten Bande näher zu erör-

tern sein - ist es für den Staat selbst in Mecklenburg bedenklich, sich einfach in Reih und Glied der Privateigentümer zu stellen und so den Staatshaushalt in patriarchalischer Weise aus den Überschüssen seines Eigentums zu bestreiten. Denn damit verliert seine Finanzgewalt die Geberde des Öffentlichen. Die anderen Eigentümer sehen im Staat nur den größten unter ihresgleichen. Weil er schon der größte ist, so bezeigen sie wenig Neigung, ihm noch eine besondere Finanzhoheit zuzuerkennen. Er scheint genug zu haben. Und so ist der Staat leicht in allen außerordentlichen Fällen hilflos. Ein Staat,der wirklich auf eigenen Füßen stehen will nach außen, kriegsfähig und verfügungskräftig über einen zentralisierten Beamtenapparat, muß andere Wege einschlagen, um seine Kosten zu decken. Die Art dieser Wege versteht man aber nur, wenn man sich die Eigenart des Ö f f e n t l i c h e n vergegenwärtigt, die dem Staate innewohnt.

Auch die Finanzgewalt des Staates muß öffentliche Wege beschreiten, um sich als Bestandteil eben der öffentlichen Gewalt auszuweisen. Nun liegt die Schwierigkeit darin, die Öffentlichkeit hier erst herzustellen. Im politischen Leben geschieht die Herstellung der Öffentlichkeit sonst durch die Klage der Parteien oder durch die Einsicht der Verwaltung in die Bedürfnisse des Landes. Der Zeitgeist und die Verwaltung wetteifern, damit die öffentlichen Angelegenheiten ruchbar werden. Die politi-

sche Partei zieht Tatbestände an die Öffentlichkeit, die ungeordnet sind, in denen noch kein Gesetz ergange ist. Die Verwaltung sorgt für Gegenstände, die sonst verwahrlosen. Anders hier. Die Volksteile befinden sich im Genüsse gewisser Rechte; in festen Bahnen spielt sich ihr Handel und Wandel unter dem Schutze der Gesetze ab. Was ich unter dem Schutze der Gesetze tue, dafür beanspruche ich auch den Schutz der Gesetze. Erwerb, Gewinn, Vermögen, Wirtschaft, Eigentum, die ich nicht im Urwald unter Wilden, sondern innerhalb des Gemeinwesens mir aufgebaut habe, sind durch diese Angehörigkeit meines Tuns zur anerkannten Ordnung der Dinge wohlerworbene Rechte. Der Einspruch des Staates gegen das private Tun verjärt sozusagen. Er kann es nur an der Quelle gleich abbiegen und beschlagnahmen. Er hätte z.B. nicht zu gestatten brauchen, daß im Hannöverschen der Grundeigentümer Anspruch auf seine Kalifunde hat. Weil aber Preußen 1866 versäumt hat, das Kali - einen damals noch unbeachteten Schatz - der Bergwerkshoheit zu unterwerfen, darum ist mittlerweile das Eigentum am Kali ein wohlerworbenes Recht geworden. Und nun kann der Gesetzgeber zwar Abgaben, Gebühren und dergleichen auferlegen, er kann den Weg des Kalis zum Verbraucher hin mit Steuern belegen, aber er kann dies Recht des Grundeigentümers nicht ohne Entschädigung einziehen. Wohlerworbene Rechte darf der Staat nicht kränken. Das Privateigentum ist für

den Staat unverletzlich.

Dieser Satz ist ja einer der umstrittensten der Gegenwart, aber nur deshalb, weil er immer abgekürzt zitiert wird: Das Privateigentum sei unverletzlich. So ist der Satz falsch. Er hat einen ganz bestimmten Adressaten: den Staat. Und nur unter der Beschränkung auf diesen Adressaten ist er richtig. Dann aber ist er der Stehfels im Meer des täglich geschehenden Unrechts. Denn er heißt dann nur: daß die Gesetze gültiges Recht schaffen! Privateigentum ist zu Privatem gewordenes Eigentum. Kein Volksgenosse, keine Volkspartei, kein Volksteil kann Rechte erworben haben außer in den Notständen des Ganzen, Krieg, Revolution usw. oder aber im Gange des öffentlichen Lebens. In beiden Fällen ist das Eigentum einen Augenblick mindestens durch die Öffentlichkeit, über die Bühne des Volkslebens hinweggeschritten. Es ist kein Zufall,daß einst jede Eigentumsveränderung vor Gericht in Form eines Prozesses geschehen mußte. Eine Scheinklage und ein Scheinurteil mußten ergehen, auch wenn die Parteien einig waren, eben um die redliche Erwerbung des Rechts als eines legitimen zu gewährleisten. Der Vertrag ist dann nur die Ersparung dieses öffentlichen Prozesses durch unmittelbare Parteienabrede. Aber der Vertrag ist durchaus ein Abglanz des Rechtsstreits vor Gericht. Er ist undenkbar ohne das Paradigma des Rechtsstreits. Der Vertrag nimmt in seinen Paragraphen möglichst die Klagepunkte des

Prozesses vorweg. Aber die Parteien sollen sich beim Vertrage heute selbst so wie Prozeßparteien gegenübertreten. Das wollen alle die Vorschriften besagen, die wucherische, betrügerische, unsittliche Verträge für nichtig erklären. Ebenso ist die Schriftform, die für gewisse Verträge vorgeschrieben ist, die notarielle Beurkundung, die grundbuchmäßige Auflassung eine ganze Stufenfolge von Mitteln, um an die ursprüngliche Öffentlichkeit jedes Rechtserwerbes zu erinnern. Heute erscheint das Recht des Einzelnen, sein Privatrecht, als „älter denn der Zivilprozeß. Die Verträge, die die Individuen untereinander schließen, erscheinen als die Urelemente des Rechtslebens, als die Atome, aus denen es sich aufbaut. Der große Gesetzgebungsapparat und die Justiz wirken demgegenüber wie bloße aufgesetzte Stockwerke, als kompliziertere Stufen des Rechtslebens gegenüber dem einfachen Bau der Rechtsatome.

In Wahrheit ist es umgekehrt. In Wahrheit ist dies Rechtsatom des einzelnen Rechtsgeschäfts nur ein verwischtes und verblaßtes Abbild des großen Rechtsganges im Volk. Es ist die Scheidemünze des täglichen Rechtsverkehrs, in das die Goldmünze der großen öffentlichen Parteienklage schließlich umgemünzt worden ist. Nur wenn man den politischen Kampf der Parteien von den Prozessen der ordentlichen Gerichte künstlich als etwas Besonderes abtrennt, kann man das vergessen. Im Arbeitsrecht erwacht heut wieder das Verständnis für die wahre

rage der Dinge. Wenn heut ein einzelner Arbeitsvertrag abgeschlossen wird, so untersteht er den Regeln des Tarifvertrags, der in jenem Betriebe gilt. Der Tarifvertrag selber aber hat seine Verbindlichkeit für die Welt der Arbeit durch die öffentlichen Gewalten erlangt, die ihn als Gesetz sanktioniert haben: die Zentralarbeitsgemeinschaft einerseits, den Staat andererseits. Man sieht schon aus diesem Beispiel, daß die öffentliche Gewalt, unter deren Schutz Rechte wohlerworben werden können, nicht etwa immer den Namen Staat tragen muß. Entscheidend ist aber, daß Rechte nur durch öffentlich anerkanntes Urteil zustande kommen können. Auch wenn einer dem andern sein Fahrrad leiht, so appellieren beide Parteien mit dem naiv gebrauchten Worte: „Ich leihe Dir's" an das Gesetz und Urteil, das über die Leihe im Volk ergangen ist und unterwerfen sich zum voraus den Folgen, die an dem Gebrauch dieses Wortes hängen. Die Einzelnen, die Individuen, beteiligen sich eben in jedem Augenblick an jenem großen Rechtsleben, in das sie hineingeboren werden, und das sie mit jedem Worte, das sie sprechen lernen, an sein Stromnetz anschließt. Gewiß kann der Einzelne auch singen, sich unterhalten, schwätzen, witzeln und dichten, d.h. er kann die Worte unverbindlich gebrauchen. Das Rechtsleben nimmt die Menschen eines Volkes nicht jeden Augenblick beim Worte. Individuen mögen denken und schreiten, was sie wollen. Aber wo sie sich a u s d r ü c k l i c h erklären, da

gelten sie plötzlich als Träger öffentlicher Funktionen; wenn ich ausdrücklich im geschäfte sage: „Ich behalte mir das Recht des Umtausches vor", so trete ich damit aus dem unverbindlichen privaten Gespräche in die offiziellen Bahnen der juristisch verbindlichen Aussprache hinüber. Ich mache mich damit anheischig und verbindlich, mich jederzeit beim Worte nehmen zu lassen; z.B. kann mir der Verkäufer diesen Satz entgegenhalten, um mir zu beweisen, daß ich einen wirklichen Kauf habe abschließen wollen. Denn einen ausdrücklichen Vorbehalt des Umtauschs macht man in der Regel nur bei einem Kaufgeschäft.

Den Volksgruppen, die sich nur an die Entfaltungszwecke des Staates halten, ist eine solche Betrachtungsweise fremd, durch die der Einzelne zum Groschen wird, in dessen Zügen sich das Goldstück wenn auch noch so abgegriffen spiegelt. Sie sehen aus der Froschperspektive von unten nach oben, suchen aus den Millionen Alltagsindividuen und Alltagsgeschäften das Volksleben aufzubauen, so wie der Chemiker versucht, den Formenreichtum der Natur aus ein paar Elementen nachzudenken. Aber der Chemiker weiß, daß er die Natur nur mühsam und fragmentarisch nachbuchstabiert. Die komplizierten Geschöpfe und Kräfte sind glücklicherweise vorhanden, auch bevor der Chemiker „soweit" ist. Die Menschen müßten verhungern, wenn sie auf die chemische Formel warten müßten, um ihr Brot zu essen. Das Eiweiß

nährt uns, ehe man seinen Aufbau kennt. Nur weil das ganze Wundergebilde des Eiweißes da ist und täglich gebraucht wird, hat es Reiz, seinem Aufbau nachzusinnen.

Die Froschperspektive in politischen Dingen ist aber viel gefährlicher. Wenn hier die Menschen anfangen, ihre Atomtheorie für die Erklärung des Volkslebens zu halten, so wischen sie plötzlich den ganzen Reichtum der politischen Formen und vor allem ihre Kompliziertheit fort. Der ganze mühsame Bahnungsweg von der Bedrückung durch willkürliche Wegnahme zur Beschwerde, zur Klage, zum Gesetz, zum gerichtlichen Prozeß, zum Vertrag, zur mündlichen Abrede über die Leihe

Gesetz

Klage der Partei	Gerichtlicher Akt (Urteil, Grundbuch usw.)
Beschwerde des Einzelnen	Vertrag in Schriftform u. vor Zeugen
Bedrückung	Formlose Abrede des täglichen Verkehrs

wird alsdann unverständlich. Die Menschen scheinen in ihren Rechtsgeschäften dann irgend welchen Instinkten nachzuhandeln, während sie in Wahrheit auf wohlgebahnten, Jahrtausend alten Rechtsstraßen dabei sicher und eben deshalb blitzschnell sich bewegen. Gerade die Formlosigkeit und die Schnelligkeit des täglichen Verkehrs beweisen, wie sicher sich die Menschen im Schutz des Rechts fühlen. Ihr

Handeln ist schon wieder ein selbstverständliches und unwillkürliches, weil es sich herleitet aus einem sorgfältigen Straßenbau von Rechtswegen.

Die Froschperspektive schädigt aber gerade die Individuen, die sogenannten Privatpersonen. Denn ihr unveräußerliches Recht auf allen wohl und rechtmäßig erworbenen Besitz wird aus der Froschperspektive gesehen, unverständlich. Wenn meine Rechte nicht durch den Gesetzgeber vorweg zuerteilt worden sind in seinem Urteil und Gesetz, sondern wenn der Gesetzgeber und Richter immer erst hinterher, nachdem ich gehandelt habe, hinzutritt und meine angeblichen Rechte nachprüft, dann allerdings bin ich keinen Augenblick meines Eigentums sicher. Tritt die Öffentlichkeit immer erst auf, nachdem ich gearbeitet, verdient, erworben habe, so ist nicht abzusehen, wieviel Anteil sie an meinem Verdienst, Erwerb und Gewinn verlangt. Denn dann habe ich eben vorher noch garnicht unter dem Widerschein des öffentlichen Rechtslebens handeln können.

Die Gegenwart und ihre Gesetzgebung scheint ganz unter der Herrschaft dieser Froschperspektive zu stehen. Die Einzelnen haben ungeheure Kriegsgewinne gemacht, sie haben Devisenspekulationen begangen, sie haben Kapital verschoben,und nun kommt der Staat und versucht es ihnen wegzusteuern. Der Staat hat bekanntlich gewisse Beträge über eine gewisse Summe sogar mit 100% konfisziert. Die Höhe

der Steuern wird hinterher festgesetzt. Wer verdient, weiß also nicht, was er davon abgeben muß. Den Eigentümern der Kohle, des Kali, den Schnapsfabriken usw. wird von politischen Parteien ihre entschädigungslose Enteignung in Aussicht gestellt. Danach sieht es in der Tat so aus, als sei der Besitz jedes Einzelnen ein willkürlich erraffte und geraubtes Gut, dem erst hinterher der Staat gegen erhebliche Prozente sein Plazet erteilte! Die These „Eigentum ist Diebstahl" wäre zwar auch dann eine Übertreibung. Aber die Wirklichkeit kommt ihr immerhin recht nahe. Denn das Eigentum ist bei solcher Betrachtung aus der Froschperspektive zunächst - bis der Staat sich näher erklärt hat - eine fragwürdige Sache, die den Namen Eigentum ebensowenig wie den des Diebstahls verdient, es ist gleichsam noch weder gut noch böse, ein Vorversuch des Individuums, sich in den tatsächlichen Besitz zu setzen in der Hoffnung, hinterher vom Rechte darin geschützt zu werden. Es ist die Proklamierung der wirtschaftlichen Anarchie. Ein Jahr lang stürzen sich die Menschen in Spekulationen. Hinterher sagt der Preisrichter, wieviel die Gewinner davon an ihn abführen müssen. Die größten Gewinne konfisziert er ganz.

In Wahrheit ist selbst heute die Rechtsordnung eine genau entgegengesetzte. Nur die ungeheuerlichen Vorgänge der letzten acht Jahre haben den Anschein erweckt, als hätte die Froschperspek-

tive recht, als lebten 60 Millionen Deutsche zunächst einmal willkürlich in den Tag hinein und hinterher komme die öffentliche Gewalt und entscheide, was gut und böse an dem Erwerbe und Gewerbe sei.

Aber seit 1914 haben wir ja in Wahrheit keine Finanzpolitik mehr; wenn doch Politik eine wahlfreie vorbeugende Tat sein soll. Wir leben seitdem in einer zwangsläufigen Finanzanarchie. Nur deshalb kann es scheinen, als geschehe nicht aller tägliche Handel und Wandel unter dem Lichte, das von dem öffentlichen Leben noch auf den dunkelsten Winkel des Wochenmarktes fällt. In Wahrheit aber sind nicht einmal die Hohenzollern entschädigungslos enteignet worden. Die Sozialisten haben es gefühlsmäßig nicht gewagt. In Wahrheit ist es von der entschädigungslosen Sozialisierung still geworden. In Wahrheit handelt auch heute noch jeder, der ausdrücklich etwas erklärt, im Banne der Rechtsordnung und beschreitet mit jedem Rechtsgeschäft die Bahnen, die dank dem öffentlichen Leben für ihn bereitgestellt sind. Das private Eigentum ist heute genau so unmittelbar an den Bestand des öffentlichen Lebens geknüpft wie immer. Gerade die Kriegsgewinnler, Devisenspekulanten, Kettenhändler usw. beweisen das. Hier sind es eben unerhörte wirtschaftliche Vorgänge, die erfaßt werden sollen. Die Rechtsordnung ist auf diese Hyänen des Schlachtfeldes und der Revolution nicht vorbereitet. Es

geschehen hier Versuche, denen allerdings noch der Stempel des Gesetzes fehlt. „Aufs unerhörte war ich nicht bereitet" kann der Gesetzgeber mit Fug sagen. Nur weil und soweit es sich um neue Erscheinungen handelt, sehen wir die überraschten öffentlichen Gewalten bemüht, dem gewalttätigen Treiben „dunkler „ewalten" Einhalt zu tun. Es gelingt ihnen aber bezeichnenderweise nicht. Denn die öffentlichen Gewalten selber - werden wir sehen - zählen zu diesen dunklen Gewalten in erster Linie. Der Staat selbst ist aus seiner eigenen Rechtsordnung herausgetreten und treibt in jenem Treibeis der Anarchie, wo Recht und Unrecht erst unter den gewaltsamsten Stößen neu ermittelt werden. Wir haben oben der Gefahr gedacht, wenn der Staat zu sehr sich nur als größter Eigentümer im Lande geberdet; die andern Eigentümer fangen dann an, ihn bloß als ihresgleichen zu behandeln. Wir sehen heute die entgegengesetzte Gefahr: der Staat erklärt seine Finanzhoheit für etwas vom Eigentumsrecht der Einzelnen ganz Abgetrenntes, nicht aus Recht und Gesetz Fließendes, sondern erst hinterher mit dem Mantel des Rechts mühselig zu Umkleidendes. Ehe wir auf diesen Abfall des Staates von seinem eigenen Recht eingehen, blicken wir aber noch einmal auf die privaten Interessen, wie sie als wohlerworbene Rechte sich täglich bilden. Wir müssen offenbar die Erkenntnis dessen, was in einem Volke unter dem Schutze der öffentlichen Ordnung an privaten Rechten sich ausson-

dern darf, erst noch fester verankern, ehe wir an den chaotischen Zustand der heutigen Staatsfinanzen näher herantreten.

Gehen wir von den privaten Interessen aus, die durch die Gewerkschaften vertreten werden. Die Gewerkschaften stellen nach einem treffenden Ausdruck „Kartellierungen der Arbeit" dar. Sie sind geschaffen, um bessere Lohnbedingungen zu erzielen. Das heißt mit anderen Worten: Die Arbeit soll so teuer wie möglich verkauft werden. Die Arbeiter sind nach der Ordnung, unter der die Gewerkschaften entstanden sind, freie Arbeiter. Sie haben das Recht, ihre Arbeit dem anzubieten, der sie am besten bezahlt. Sie sind also keine Sklaven, die ungefragt zur Leistung von Diensten an ihre Eigentümer verpflichtet wären. Sondern sie können ihre Bedingungen stellen, wo, wie lange und was sie arbeiten wollen. Dies ihr Recht ist unbestritten. Nur weil es unbestritten ist, kann amn mit ihnen nicht „kurzen Prozeß machen", sondern muß mit ihnen über die Arbeitsbedingungen verhandeln und Verträge abschließn. Nun glauben die Arbeiter, daß durch gemeinsame (Kollektiv=) Verträge ihre Interessen am besten gewahrt werden. Die Existenz der Gewerkschaften bedeutet also für den Arbeiter ein wichtiges Vermögensrecht. Es ist sein Kapital an wirtschaftlicher Macht, das er in die Gewerkschaften hineingesteckt hat und das nun von

den Gewerkschaften fruchtbringend verwertet werden soll. Der Arbeiter fühlt sich hierbei durchaus im Recht. Den Anteil am Volksvermögen, den die Kapitalsgruppe der kartellierten Arbeit darstellt, wird er also nicht antasten lassen. Er ist sein wohlerworbenes Eigentum. Der ganze Vorgang der Entstehung von privaten Interessen läßt sich an diesem großen Beispiel durchschauen. Mittels ihrer Stellung in der Volksordnung grenzen sich die Arbeiter in Form ihrer Gewerkschaften ein Stück Eigentum ab, das es so vorher nicht gegeben hat. Es wäre ein Bruch des Rechts, die Gewerkschaften entschädigungslos zu enteignen. Sie sind mit wirtschaftlichem Risiko, Arbeitsleistung und finanziellen Opfern erkauft worden. Diese drei Bestandteile machen das Wesen jeder Unternehmung aus. Die Gewerkschaften sind also eine wirtschaftliche Unternehmung. Mächtige private Interessen sind auf diesem Wege entstanden. Nun sind sie da und leisten jeder Bedrohung berechtigten Widerstand. Alles öffentliche Leben hat aber gerade diesen Sinn, die Entstehung privater Interessen zu ermöglichen. Weshalb wird denn geklagt, weshalb wird dann verwaltet, weshalb sondert das Volk eine öffentliche Gewalt aus? Damit das Volk den Weg ins private Leben zurückfinde! Das öffentliche Leben stellt sich als ein Zwischenzustand heraus, durch den das Volk die ungeordneten Probleme hindurchleitet, damit sie wieder von der „Bildfläche" verschwinden können. Die Bühne der Öffentlichkeit hat nur den Sinn, daß die dort sich ab-

rollenden Vorgänge wieder in die Kulisse des privaten Lebens verschwinden können. Wenn die Ordnung erkämpft, das Gesetz ergangen, die Verordnung erlassen ist, so werden die Einzelnen damit aufgefordert, sich nun mit vertrauensvoller Selbstverständlichkeit zu bewegen. Ein öffentliches Leben, das seine Streitpunkte und Zeitfragen nicht aufarbeitet und so gut erledigt, daß sie aufhören Zeitfragen und Streitpunkte zu sein, erfüllt seinen Zweck nicht. Das Ziel der Öffentlichkeit ist nicht die Öffentlichkeit, sondern die Herstellung des ungestörten Friedens. Gewiß tauchen immer neue Störungen auf. Die Bühne wird keinen Augenblick von Ringern und Kämpfern leer. Aber wenn die alten Ringer nicht eines Tages befriedigt ins Parterre zurückkehren und hier zu Zuschauern werden, so stockt das Volksleben, und das Wirken der öffentlichen Gewalt ist dann offenbar erkrankt und fehlerhaft geworden.

Alles Eigentum und alle Rechte von Volksteilen sind in der Öffentlichkeit erkämpfte Rechte, die endlich wieder selbstverständlich geworden sind. Das Grundeigentum des Bauern oder das Vermögendrecht des Bürgers ist nicht so sehr viel älter als das des Arbeiters, auch wenn es eine andere Form angenommen hat. Ein Volk, das alle diese Kämpfe und ihre Früchte nicht respektierte, gäbe sich selbst auf. Es würde damit sein eigenes Tun als Spielerei hinstellen. Der Respekt vor dem öffentlichen Leben und der Respekt vor den privaten Rechten sind zwei

Seiten derselben Sache: der Selbstachtung des Volkes. Und wenn dieselbe Betrachtung auf den Einzelnen angewendet wird, so ist der Respekt vor seiner Freiheit unlöslich verbunden mit dem Respekt vor seinem Eigentum. Freiheit und Eigentum sind nichts als zwei Stadien im Lebensprozesse des Einzelnen. Die Freiheit bedeutet sein öffentliches Auftreten auf der politischen Bühne, das Eigentum seinen bleibenden Gewinn aus diesem ~~Eigentum~~ Auftreten.

Der Zusammenhang zwischen Freiheit und Eigentum war früher ein selbstverständlicher. Die Freiheit wird eben auf die Dauer am Eigentum bemerkbar. Nur wenn die Arbeiterschaft ihren Prozeß vor der Öffentlichkeit verloren hätte, käme sie nicht zum Eigentum. Wenn aber ihre politische Befreiung mehr sein soll als eine Phrase, so muß ihr ein wirtschaftliches Eigentum daraus zuwachsen. Auf die politische Befreiung folgt also nicht - wie die Phrase oft lautet - die wirtschaftliche Befreiung. Wirtschaftliche Befreiung ist ein Unsinn. Ich brauche meine Freiheit, um Sitz und Stimme im öffentlichen Leben einzunehmen. Aber damit meine Leistungen, meine Arbeit, mein Tun mir Früchte tragen, brauche ich, daß sich meine Freiheit in Eigentum niederschlage. Wirtschaftliche Befreiung hätte nur Sinn, wenn mir damit ein Aufhören meiner wirtschaftlichen Leistungen in Aussicht gestellt werden soll. Ich bin wirtschaftlich frei, wenn ich nichts

zu leisten brauche und ohne Arbeit zu leben habe. Englische Unternehmer bauten eine Bahn im Innern Brasiliens. Sie zahlten fabelhafte Löhne, um schnell voran zu kommen. Die Eingeborenen blieben aber alle höchstens vier Wochen, die meisten sogar nur vierzehn Tage bei der Arbeit. Zu spät erfuhren die verblüfften Ingenieure, daß ihre fabelhaften Löhne daran schuld seien. Der Eingeborene arbeite dauernd nur, wenn der Lohn gering sei und ihm möglichst verspätet lange hinterdrein ausgezahlt werde. Denn er sagt: Ich arbeite, um zu leben und lebe keineswegs, um zu arbeiten. Der hohe englische Lohn reicht mir für ein Jahr. Diese Eingeborenen waren wirtschaftlich frei. Aber eben damit traten sie aus dem Wirtschaftskampfe heraus und hatten zu irgend welcher politischen Klage und Parteibildung nun keinen Anlaß mehr. Für die wirtschaftliche „Freiheit" kann man nicht in die Öffentlichkeit klagen gehen. Denn im politischen Kampf kommen nur Mißverhältnisse zwischen Leistung und Recht zur Sprache. Daß die europäische Arbeiterschaft von ihrem politischen Klagerecht Gebrauch macht, zeigt, daß sie die Frucht der Freiheit ernten will: Eigentum. Ein menschenwürdiges Dasein setzt erst da ein, wo sich der Gesetzgeber vor der besonderen Würde der einzelnen Menschen im Volke beugt, woe er sich zurückhält, um die eigentliche F r e i h e i t des Menschen nicht anzutasten.

Die Freiheit des Menschen kann sich nur

äußern und ausprägen, wenn ihm ein eigener Bezirk, ein Wirkungskreis für sie eingeräumt wird;ein „Wirkungskreis" ist das neue Wort für das heute altmodische: ein Eigentum. Bei Eigentum wird immer gleich der Streit um Privat= oder Staatseigentum einge = mischt. Das Eigentum im ganzen reicht weiter als die besonderen Unterarten. Daß aber der Mensch etwas sein eigen nenne, macht ihn erst zum Menschen. In unsere Kleider mindestens müssen wir uns einhüllen und frei bewegen können, in unseren vier Wänden wollen wir unser eigener Herr sein;über unsere „Talente", das heißt doch auf deutsch: über unsere Gabe und Habe, über das uns anvertraute Pfund wollen wir f r e i verfügen können. Freiheit und Eigentum sind nur zwei Seiten derselben Sache: der Würde des Menschen. Der Mensch, der ohne Eigentum den Herrn spielt, fällt den Tag darauf, durch die Not des Daseins gezwungen, umso tiefer in die Knechtschaft. Der Gedrückte, der sich Eigentum erwirbt, kann mit seiner Hilfe umgekehrt frei werden. Eigentum ist nichts anderes als die Dauerform der Freiheit für den Eigentümer, ist die Sicherung der Freiheit. Das Leben bekommt Zusammenhang, das Haus bekommt Halt, es wird ein Haushalt, wenn der Mann nicht in das Blaue hinein wirtschaftet,sondern der Frau die Kasse im Hause anvertrauen kann, damit die die Dinge zu Rate hält. Vom Eigentum den rechten freien Gebrauch machen, heißt wirtschaften. Wie die Frau die Seele der Wirtschaft ist, so ist die Men=

schenkraft, die der Gesetzgeber neben Ideen und Materie achten muß, die menschliche Seele. Jeder Seele muß ihr Recht werden und gelassen werden in der Politik. Denn jeder Mensch hat Anspruch darauf, ein eigenes Leben zu führen, seinen Lebenslauf selbst zu verwirtschaften und zu verwalten. Es stellt sich also das überraschende Ergebnis heraus, daß der Sozialismus mit der Entdeckung der Wirtschaft die Seele des Menschen wieder entdeckt hat. Er hat allerdings zunächst mehr an die große Volks- und Völkerwirtschaft, sozusagen an die Weltseele also, gedacht. Aber alle Wirtschaft beruht auf einem zu Rate Halten anvertrauter Kräfte durch freien und verantwortlich abwägenden Entschluß. Der geistige Kampf der Politik dient der Verwirklichung der menschlichen Seele!

Verdunkelt wird diese unlösliche Verbindung von politischer Freiheit und wirtschaftlichem Eigentum nur dadurch, daß im Programm der sozialistischen Parteien die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln steht. Diese Forderung wird im zweiten Bande, der ja „die Lebensarbeit der Gesellschaft" zum Vorwurf hat, zu erörtern sein. Hier ist nur der Irrtum abzuweisen, als könnten die Arbeiter deshalb, weil sie gegen das Privateigentum an den Produktionsmitteln auftraten, nicht selber Vorkämpfer für das Eigentum sein. Die Praxis lehrt, daß sie es trotzdem sind. Jener Kampf gegen

das völlig in sich abgeschlossene Eigentum kann nicht hindern, daß überall die Arbeiter um Eigentumsrechte kämpfen. Gerade sie sind sich der Zusammengehörigkeit von Politik und Eigentumsbildung bewußt. Die gewerkschaftliche Organisation ist eine dieser Formen des Eigentums. Wie denn überhaupt das Eigentum eine viel reichere Mannigfaltigkeit aufweist, als gemeinhin bedacht wird. Das Eigentum des Arbeiters ist ein anderes als das des Pfarrers. Die Pfarrstelle ist wieder eine andere Nahrungsquelle als die Bauernhufe des Landmanns.

Der Sänger schließlich bringt ein so überraschendes, unvorhergesehenes Vermögen in die Welt hinein - wie jedes Genie -, daß man ihm keine dauernden Eigentumsrechte durch Gesetze einräumen kann. Deshalb weil die Talente Meteoren gleichen, unvorhergesehen kommen und gehen, bedürfen sie eines außerordentlichen Mäzenatentums. Deshalb heißt es: „Es soll der Sänger mit dem König gehen; denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen" - eben in rechtlich nicht endgültig festgelegten noch festlegbaren Bezirken. Es verdient aber wohl beachtet zu werden, daß Goethe in achtzig Lebensjahren mit ungeheurer Kunst jenes berühmte fünfzigjährige Privileg sämtlicher deutschen Bundesfürsten gegen den Nachdruck seiner Werke sich erstritten hat, eines der größten Beispiele für die immer neuen Bahnen, auf denen sich menschliche Eigentumsbildung vollzieht.

Entscheidend ist für das Eigentum immer, daß es als ein eigener Rechtskreis aus dem Volksleben sich im Schutze der öffentlichen Gewalt bleibend heraussondert. Ohne den Charakter des Bleibenden und des Berechtigten ist es nicht interessant und bildet nicht ein w i c h t i g e s P r i v a t i n t e r e s s e. Aber diese beiden Merkmale erheben selbst den kleinsten Eigentümer zu einem Interessenten, den die öffentliche Gewalt nicht benachteiligen darf, ohne sich selbst zu schaden. Der Widerstand der Interessenten ist ein gesunder. Wer nicht hält, was er hat, verdient die Freiheit nicht und hat sie nur scheinbar besessen. „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß". Ein Eigentum, das widerstandslos geräumt wird, kündet von dem schlechten Gewissen oder von der Schwäche seines Eigentümers. Er muß entweder durch lange politische Anklagen gegen sein Eigentum im innersten wankend geworden sein: so geht es den Großgrundbesitzern in Rußland zum Teil, daß sie ihre Enteignung als gerechtfertigt empfinden, weil gleichsam in dem großen politischen Prozeß der Enteignung ihr Recht wirksam widerlegt worden sei. Oder wo solche äußere Gewissensbekehrung fehlt, da müssen es schwache, kampfuntüchtige Elemente sein, die sich derart entrechten lassen, wie heut die Schriftsteller, Privatlehrer, Kleinrentner und dergleichen mehr.

Mit der Klärung des Zusammenhangs von öffentlicher Freiheit und persönlichem Eigentum wird nun

ein bestimmter Zug der Finanzpolitik begreiflich: der Staat geht zunächst bekanntlich an das Einkommen heran, das heißt an den Teil des Vermögens, der noch nicht den bleibenden Charakter des Eigentums angenommen hat. Das Einkommen ist wie eine gute Ernte noch jedesmal ein besonderes Ereignis, ein neu hinzutretender Erfolg der eigenen Wirksamkeit im Schutze der Freiheit. Im Einkommen bewährt sich die bleibende Rechtslage des Einzelnen in einem nochmaligen Vorgange. Die Einkommensteuer steht also nicht außer Zusammenhang mit den Bedingungen dieses Einkommens. Gerade nachdem es sich herausgestellt hat, daß alle Privatrechte durch den öffentlichen Kampf hindurchgegangene Erfolge der Freiheit sind, ist es nicht verwunderlich, daß die öffentliche Gewalt an der Wiederholung und dem regelmäßigen Eintritt dieser Erfolge beteiligt wird. Denn sie ist ja auch an jenem Kampfe als Ur-teilerin und Zuteilerin beteiligt gewesen. Die Einkommensteuer ist aber nur insoweit eine sinnvolle Steuer, als es sich tatsächlich um Erfolge und Früchte des Eigentums handelt. Bei den Beamten ist das nicht der Fall. Die Einkommensteuer der Beamten ist daher weder aus der Rechtslage der Beamten noch aus dem Finanzinteresse des Staates zu erklären. Der Beamte gibt ja nur mit der einen Hand dem Staate wieder, was er mit der anderen Hand empfangen hat. Der Staat hat die doppelte Mühe. Der Anteil der Festbesoldeten an der Einkommensteuer erscheint besonders hoch.

Aber das Ganze ist nur ein Scheinwerk, ein künstlich aufgebauter Kreislauf ohne Ertrag für Staat und Beamten.

Wir stoßen hier nicht zum ersten Male auf die Tatsache, daß um des Scheines willen Einrichtungen getroffen werden, die sachlich sinnlos sind. Das „edürfnis, das durch die Einkommensteuer der Beamten befriedigt werden soll, ist kein wirtschaftliches des Staates, sondern ein psychologisches. Man wollte damit den Beamten als Vollbürger in Reih und Glied der anderen Staatsangehörigen stellen. Sein besonderes „Hörigkeitsverhältnis" zum Staat sollte nicht mehr in seiner Steuerprivilegierung in die Erscheinung treten. Das Freiheitsideal schien auch das zu fordern, daß möglichst alle Deutschen Einkommensteuer zu zahlen hätten. Denn nur wer Steuern zahlt, steht dem Staat als Besitzender gegenüber und ist frei. Der Beamte aber darf als Beamter nicht wirtschaftlich vom Staate losgelöst erscheinen. Es ist feige, diese unvermeidliche Abhängigkeit des Beamten künstlich zu bemänteln. Daß der Beamte keine Steuern zahlt,darin drückt sich klar und deutlich aus, daß er von den Steuern der andern bezahlt wird. Wenn die Beamtenmillionen auch alle Steuern zahlen, so wird diese Tatsache vor den eigentlichen Steuerzahlern sowohl wie vor den Beamten verschleiert. Aber die Erinnerung an den Zweck aller Steuern wird nicht ungestraft in Vergessenheit gebracht. Das Recht des Staates auf Steu-

ern kann nur durch seine wahren und unvermeidlichen Bedürfnisse begründet werden. Die ganze Steuerrechnung stimmt offenbar nicht, wenn die Beamtensteuern auf der Seite des Einkommens in den großen Topf des Volksaufbringens verrechnet werden, als kämen sie aus dem „Volk" und wenn dann auf der Seite der Ausgaben die um die Steuersumme erhöhten Beamtengehälter erscheinen. was die öffentlichen Gewalten das Volk kosten, wird dadurch unkenntlich gemacht.

Aber so sehr sich diese moralische Schwäche rächen wird, so lehrreich ist sie als Symptom dafür, daß in Finanzfragen der psychologische Faktor eine ausschlaggebende Rolle spielt. In dieser Tatsache liegt der Schlüssel zu aller Finanzgebahrung. Weil sie auf den berechtigten Widerstand von Interessen stößt, die von der öffentlichen Gewalt in ihrem ureigensten Interesse respektiert werden müssen, deshalb muß sie den psychologischen Einsatzpunkt zu erspähen suchen. In der Beamtenbesteuerung haben wir ein Beispiel,wohin man sich mit bloßer Psychologie verirren kann, wenn sie bloß aus Schwäche kapituliert. Der 10%ige Lohnabzug der Festbesoldeten und Arbeiter läßt sich auch unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Denn die Finanzierungskunst ist natürlich wertlos, wenn sie mit all ihrer Seelenkenntnis nicht gutes Geld herausholt. Sie hat nicht die Aufgabe, Staatsbürgergefühle unter den Beamten zu verbreiten, sondern den Staat bezahlt zu machen.

Eine ganze Steuerart kommt diesem Bedürf-

nis, die Widerstände der Interessen möglichst wenig zu reizen, entgegen: die indirekten Steuern. Ihr Wesen besteht darin, daß sie nicht an jeden einzelnen Bürger sich wenden, sondern daß der Staat den Weg eines bestimmten Gutes durch den Verkehr hindurch mit Steuern belegt. Hier wird dem einzelnen Steuerzahlenden nicht kenntlich, wie viel Anteil gerade er an der Steuer trägt. Wir erwhnten schon die Abgabe auf Kali. Ebenso sreht es mit der Kohlensteuer, der Bierabgabe, der Tabaksteuer usw. Es ist eine allgemeine Klage, daß diese Steuern, auch die Umsatzsteuern, von denen, die sie entrichten, „abgewälzt" werden können. Aber das gerade ist ihr finanzpolitischer Vorzug. Der Staat macht sich „unterwegs" bezahlt, ehe ein Gut in bleibendes Eigentum übergegangen ist. Da er den Verkehr durch seine Verwaltung in überragender Weise schirmt und ermöglicht, so erregt es ein verringertes Ärgernis, wenn er auf diesen Verkehrswegen sich einfindet und seine Hand mit hinhält. Neben diesen indirekten Steuern stehen darum unmittelbar die eigentlichen Finanzzölle. Sie werden an den Grenzen erhoben als Ersatz für die indirekten Steuern im Landesinnern. Wenn das Bier beim Brauer im Inlande versteuert wird, so ist es nur die entsprechende Maßnahme, daß Güter, die außer Landes hergestellt werden, beim Eintritt in das Land verzollt werden müssen. Allerdings beschränken sich bekanntlich die Zollmaßnahmen nicht auf Finanzzölle. Es gibt z.B. Erziehungszölle, unter

deren Schutz ein inländischer Erwerbszweig ertragsfähig gehalten werden soll. Das aber ist dann keine finanzpolitische Maßnahme dem Wesen nach, sondern eine Maßnahme der allgemeinen Landesverwaltung, zu der man sich nur des Finanzapparates bedient. Statt eines Erziehungszolles läßt sich z.B. auch eine Prämie an die inländischen Erzeuger denken. In diesem Falle ist es ohne weiteres klar, daß es sich nicht um eine Bedürfnis der Staatsfinanzen, sondern des Landes selber handelt.

Aber weil das Wesen des Finanzzolles und der indirekten Steuern zusammengehören, deshalb wurden früher beide gelegentlich mit ein und demselben lateinisch-griechischen Namen „Zoll" benannt, ein Wort, das allgemein Abgabe bedeutet. Daß auch gegen jede indirekte Steuer heut der Interessent Sturm läuft, trotzdem sie abgewälzt wird, und daß er sich dazu in der unverfrorensten Weise „seiner" Arbeiter bedient, indem er sie in den Reichstag womöglich gleich mitbringt, dürfte allgemein bekannt sein.

Aber das Steuerwesen ist nur die eine Seite des Verfahrens, mit dem die öffentliche Gewalt sich in die privaten Interessen einzudrängen sucht, um von ihnen mitgetragen zu werden. Die tausend Wurzeln und Würzelchen, mit denen sich der Staat ansaugt an den Stamm der Privatwirtschaften, könnten leicht wie das Efeu aufgefaßt werden, der schonungslos wuchernd dem Baum das Mark aussaugt,

wenn nicht der Staat durch eine andere Art der Verbindung noch jedem privaten Eigentum seinen Stempel aufprägte und dadurch unausgesetzt jedem Volksgliede seine Mitwirkung an dem kleinsten wirtschaftlichen Vorgang einprägte.

Wenn man den heutigen Staat als Steuerstaat bezeichnet, weil er im wesentlichen seine Kosten nicht aus Staatseigentum, sondern aus Steuern decke, so ist das nur halb richtig. Der Staat ist ebenso sehr ein „Geldstaat". Die wirtschaftliche Verbindung, in der er mit dem Volk, in dem er wurzelt, steht, ist eine zweifache. Nicht nur, daß er sich von Steuern seiner Bewohner ernährt, er schreibt ihnen auch vor, in welcher Art, mit welchen Mitteln sie ihm ihre Zuschüsse entrichten sollen. Manpflegt die sogenannte Münzhoheit des Staates getrennt von den übrigen Finanzen zu behandeln. Das ist ein Irrtum, unter dem wir heut schwer zu leiden haben. Die Münzwirtschaft eines Staates ist unlöslich an seine übrige Finanzgebarung gekettet; sie schafft erst für ein regelmäßiges Steuerwesen die Grundlage.

Das Geld, so sagt man wohl, macht alles gleich. Der Bauernhof, der Dampfer, die Kunstsammlung, das Automonil, das Bergwerk: sie können alle auf einen Generalnenner gebracht werden: dann scheinen alle gleichviel wert, z.B. 100 000 Goldmark. Wem aber sind sie gleichviel wert? Sicher

nicht ihren Eigentümern. Denn was soll der Bauer mit dem Automobil, der Kapitän mit der Kunstsammlung, der Snob mit dem Dampfer? Die Stelle, der sie in erster Linie gleich viel gelten, ist der Staat. Dem ist es gleich, ob er sein Geld wie weiland Kaiser Vespasian aus einer Abortsteuer oder aus einem Notopfer erhält: Geld riecht nicht. Der Staat schätzt seine Bürger ein; seit der Zeit, da ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus, daß jedermann sich schätzen lasse, wiederholt sich immer das gleiche Spiel: Die öffentliche Gewalt berechnet sich den Wert ihrer Anvertrauten möglichst auf Heller und Pfennig. Ihr sind sie so viel wert, als sie bei ihr zu Buche stehen. Und der Generalnenner, auf den der Staat seine Leute bringt, ist eben das Geld. Damit aber dieser Generalnenner Gültigkeit habe, muß sich die öffentliche Gewalt selbst zu ihm bekennen. Sie muß zu ihrem Gelde stehen, muß hinter ihm stehen. Das erste ist, daß die öffentliche Gewalt selbst ihre Zahlungen mit diesem Gelde leistet. Sie zahlt den Sold an die Truppen, den Lohn an die Lieferanten, die Gehälter an die Beamten in ihrem Gelde. Auf den Münzen wird das Hoheitszeichen des Staates abgebildet: der Kopf des Herrschers, der Stadtgottheit im Altertum, heute das Wappen werden der Münze eingeprägt. Die Gewalt verbürgt sich für die Güte dieses Geldes, für seinen Gehalt. Sie nimmt nicht beliebiges Gestein, Sand oder Kot, um zu zahlen. Ihr Zahlungsmittel ist ein wirklicher Wertgegenstand: Gold, Kupfer, Silber usw.

Aber sie prägt ihm auf, daß er von ihr vollwichtig hergestellt sei. Sie beansprucht die höchste Autorität in diesen Herstellungsprozeß, beansprucht also, Glauben zu finden für ihre Angaben über den Wert dieses Geldes.

Das erste ist somit, daß die öffentliche Gewalt ihre eigenen Münzen in Verkehr bringt, und indem sie das tut, sich ein eigenes und sofort kenntliches Zahlungsmittel schafft. Sie hebt sich damit heraus aus der Masse derer, die abhängig von fremden Wertmaßstäben bleiben oder derer, die auf einen solchen allgemeinen Maßstab verzichten, weil sie sich auf einen engsten Kreis beschränken, ind dem höchstens tausch- und geschenkweise die Güter den Besitzer wechseln.

Aber der Staat geht bald weiter. Er verweigert nicht nur, selber an seinen Kassen anderes Geld auszuzahlen oder anzunehmen. Er erklärt sein Geld zum gesetzlichen Zahlungsmittel. Seine Staatsangehörigen werden innerhalb deines Gebietes berechtigt und verpflichtet, in seiner des Staates Währung zu zahlen und Zahlung anzunehmen. Das Deutsche Reich z.B. verbietet die Dollarfakturierung im inländischen Verkehr. Schließlich wagt die öffentliche Gewalt noch mehr. Schon indem sie ihr Geld zum gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht hat, wird ja das ganze Gemeinwesen als einheitlicher Geltungsbereich ihrer Währung aus der übrigen Länderordnung herausgehoben und abgetrennt. Nunmehr aber beansprucht sie sogar, man müsse ihr

Geld unbesehen nehmen, gleichgültig, ob man dem einzelnen Wertzeichen irgend einen Wert ansehen könne oder nicht. Die Staatsbank druckt Noten, auf denen sie sich zur Zahlung einer bestimmten Summe verpflichtet. Das Metallgewicht bleibt in den Tresors der Bank liegen. Die leichten Scheine, auf denen ein Stück Gold versprochen wird, wandern indessen in den Verkehr. Dieser nimmt sie im Vertrauen auf den Vorrat im Tresor, im „Schatz". So wie der Schein im zweiten Teil des „Faust" lautet, den der Kanzler verliest: „Zu wissen sei es jedem, der's begehrt: Der Zettel hier ist tausend Kronen wert. Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand, Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland. Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz, sogleich gehoben, diene zum Ersatz".
Die Stelle zeigt zugleich, daß die furchtbare Gewagtheit dieses Appells an den guten Glauben zuerst nicht vom Volk, sondern von der öffentlichen Gewalt selber gefühlt wird. Denn der Kaiser antwortet:

„Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug?
Ist solch Verbrechen ungestraft geblieben? "

Schatzmeister:

„Erinn're dich! Hast selbst es unterschrieben,
Erst heute Nacht...mit wenig Federzügen.
Du zogst sie rein, dann ward's in dieser Nacht
Durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht.
Damit die Wohltat allen gleich gedeihe,
So stempelten wir gleich die ganze Reihe;

Zehn, Dreißig, Fünfzig, Hundert sind parat.
Ihr denkt euch nicht, wie wohl's dem Volke tat.
Seht eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt,
Wie alles lebt und lustgenießend wimmelt!"

Kaiser:

„Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe g'nügt's zu vollem Sold?
So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen."

Dies „Gelten" läßt sich eben spannen und dehnen. Vertrauen ist ein unwägbarer Gegenstand. Das Vertrauen begnügt sich auch mit dem Gedanken, daß das Geld morgen da sein wird, daß es äußersten Falles zur Stelle geschafft werden kann. Der Staatskredit lebt von diesen I m p o n d e r a b i l i e n. Die Imponderabilien geben eben auf diesem Gebiete den Ausschlag, weil hier der Staat sich freiwillige Freunde machen muß. Da tritt die große Versuchung an ihn heran, die Einlösungspflicht für seine Noten ganz aufzuheben. Nun kann der Einzelne die Kreditwürdigkeit des Staates nicht mehr nachkontrollieren, indem er an der Kasse der Reichsbank seinen Hundertmarkschein in Gold gewechselt verlangt. Man erzählt, als einst die Bank von England die Wechsel des Hauses Rothschild nicht ohne eine zweite Unterschrift habe diskontieren wollen, da habe der Lord ergrimmt einige Tage hindurch Sack um Sack Pfundnoten an den Bankschaltern in Gold sich wechseln lassen, bis die Bank ob dieser

Geschäftsstockung in ernste Bedrängnis geriet und sich mit ihm einigte. Die Anekdote zeigt, daß in Kreditsachen die öffentliche Gewalt sich nicht so leicht der Pflicht entziehen kann, auf gleichem Fuß mit jedem Eigentümer sich zu bewegen. Aber gerade dies hat sie heute getan.

Der Staat verlangt den unmittelbaren Glauben, daß er den Wert jedes Scheines, den er mit einem Geldwert ausgezeichnet hat, gewährleiste. Er verlangt Glauben an seine Währung, auch und obwohl man dem einzelnen Blatt Papier nichts anderes entnehmen kann als die Behauptung des Staates, dies sei ein bestimmtes Wertzeichen innerhalb seiner, des Staates Währung.

In der Form der Währung erkennen wir also zunächst die beiden Wirkungsweisen, die der öffentlichen Gewalt in Gesetzgebung und Verwaltung zustehen, wieder: Der Versuch, verwaltungsmäßig den Verkehr zu beherrschen und die richterliche Pflicht, bestimmte Normen aufzustellen, verbinden sich hier auf dem Gebiete des Geldwesens, um eine neue Seite staatlicher Wirksamkeit ins Volk hinein auszubilden. Es wird, indem der Staat seine Währung darbietet, das Volk an eine stete Fühlungnahme mit ihm gewöhnt. Aber die Lage ist hier doch eine andere als bei einem Gesetz oder einer Polizeiverordnung. Denn der Staat kann zunächst nichts weiter tun als seine Währung darbieten. Ob von ihr Gebrauch gemacht wird, das ist nicht die Sache seiner Politik, sondern der Privaten. Denn das Kaufen und Verkaufen, Handel und Wandel

können vom Staat nicht in Gang gebracht noch befohlen werden. Es ist das eigene Bedürfnis der Individuen, aus dem heraus dieser gesellschaftliche Güteraustausch in jedem Augenblick entsteht und befriedigt wird. Hierbei ist also der Staat nur stumm und blind und einzig durch das Angebot seiner Währung zugegen. Er erfährt nichts von dem, was vorgeht, und es geht ihn an sich auch nichts an. Es taugt nichts, wenn er sich in diese Dinge einmischt. Und dennoch darf man die Tatsache nicht unterschätzen, daß er mindestens fühlbar wird und deutlich in die Erscheinung tritt und mit anwesend ist durch sein Geld. Die Vertragsparteien sind sichtlich und merklich auf seine Autorität angewiesen, indem sie doch eben seinen Wertmesser anwenden. An der Währung bewährt sich, wie weit das Wort des Staates Glauben im Volke findet. Guter Glaube, gute Währung, schlechter Glaube, schlechte Währung.

Dieser Vorgang des Glaubens und Vertrauens spottet jeder gesetzlichen Bestimmung und jeder bürokratischen Maßnahme. Denn hier bestimmt sich ja umgekehrt der Wert des Gesetzes und bemißt sich der Wert der Verwaltung an einer letzten nicht weiter zurückführbaren Größe: dem Glauben des Volkes an den Ernst des gesetzlichen Willens und der Verwaltungsredlichkeit des Staates. „Die einzige Sicherheit für jedes Regiment ist der gute Glaube". „Da jede Regierung auf dem öffentlichen Glauben ruht, so ist der sicherste Weg sie zu zerstören, wenn man den guten

Glauben, den Respekt und das Vertrauen ihr entzieht" (Burke). Hier sehen wir das korrespondierende Glied zu dem Respekt, den der Staat den privaten Interessen schuldet: Es ist der Respekt, den das Wort des Staates bei den Privaten genießt. Ohne diesen Respekt stürzt der Staat zusammen.

Wenn ich zwei Kaufleute dazu bringen soll, daß sie in der Währung eines bestimmten Gemeinwesens miteinander abrechnen, so muß ich sie dahin bringen, daß sie diese Währung für gut halten. Sie braucht nicht einmal gut zu sein. Die Abessynier z.B. haben seit 150 Jahren die Maria=Theresia=Thaler als ihr Geld. Die Münzen waren in Österreich selbst schon längst außer Kurs, aber sie wurden eigens für den Export nach Abessynien noch geprägt. Der Habsburger Taler ist eben schon seit dem 17. Jahrhundert in der Türkei eingebürgert. Der Engländer Rycaut erzählt nun von einem Kaufmann, der diese Vorliebe der Orientalen für die glänzenden Talerstücke ausnutzte. Er brachte eine Schiffsladung äußerlich gleich=aussehender Taler aus minderem Metall, auf denen die zynische lateinische Inschrift stand: „Der Orient will dies Geld, das Volk betrogen werden". (Vult decipi populus; hanc Asia voluit mercem).

So viel mehr kommt es im täglichen Leben auf den Glauben an die Güte einer Sache als auf ihre Güte an. Es nützt garnichts, daß eine Währung als alleiniges Zahlungsmittel gesetzlich erklärt wird, daß der für einen Vaterlandsverräter erklärt wird, der

Devisen kauft, daß den Wegen des Handels nachspioniert wird, wenn gleichzeitig jeder Reichsbankausweis den Glauben an diese Währung untergräbt. Alsdann macht sich der Staat nur lächerlich, weil er dort den Gesetzgeber spielt, wo man etwas ganz anderes von ihm erwartet: Treu und Glauben! Gesetz und Verordnung können vielleicht bewirken, daß viele Geschäfte unterlassen werden, weil die Geschäftsleute sich vor den dabei ausgestreuten gesetzlichen und bürokratischen Fußangeln fürchten. Aber es läßt sich damit nicht erreichen, daß schlechte Geschäfte abgeschlossen werden. Geschäfte in schlechter Währung sind aber schlechte Geschäfte. Denn das Schlechte an der Währung ist ja, daß ihr das Risiko innewohnt, sich zu verschlechtern. Ja es genügt, daß sie als veränderlich gilt, um sie für ihren Zweck untauglich zu machen. Wir stoßen hier auf die eigentliche kulturelle Leistung, durch die der Staat sich allein in das Vertrauen seiner Angehörigen einnisten kann: Wenn sie ihn für dauerhafter, beständiger, fester und zuverlässiger halten als ihr eigenes flüchtiges Leben.[1] Nur dazu braucht man die öffentliche Gewalt gern in allen Akten des Privatlebens, weil sie dauert. Deshalb hinterlegt man das Testament bei Gericht, läßt man die Auflassung eintragen ins Grundbuch, die Schatzanweisung ins Reichsschuldbuch eintragen, die Stiftung vom Staat bestätigen, weil er dauert. Nur wo und insoweit er dauert, gibt er uns Anlaß, ihn zu respektieren. Das ist ja dasselbe, was schon oben als seine Pflicht bezeichnet

1) [illegible] Handel + [illegible] Vom Industriegericht 1926 S. 100 ff.

wurde, zu seinem Worte zu stehen. Die Kulturleistung des Staates ist die, daß er dem Augenblick Dauer verleihen kann.

Freilich ist auf finanziellem Gebiet der Staat in der größten Versuchung, sich über diese Beständigkeit hinwegzusetzen. Denn er bewegt sich hier nicht mit jener geruhigen Erhabenheit, wie wenn er Gesetze gibt, noch mit jener zermalmenden Majestät, wie wenn er Kriege führt. Auf finanziellem Gebiete - davon sind wir ausgegangen - ist er politische Partei, und es verkörpert sein Haushalt selbst eines der Bedürfnisse des Landes unter anderen. Wenn er sich also mit seiner Währung als dritter Partner an jedem Vertragsabschluß stumm beteiligt, so nimmt man doch nur solange ins Geschäft hinein, als er sich bewährt. Geschäfte macht man nur mit jemand, der sein Wort hält.

Daher gibt es kein raffinierteres Mittel, einen Staat zu diskreditieren, als ihn des Wortbruchs zu überführen. Es heißt nicht umsonst: „An einem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln". Die Wirkung ist ebenso katastrophal, wenn der Staat dort, wo er auf derselben Ebene mit den andern Volksgliedern sich bewegt, betrügt. Es erschien daher den Bolschewiki als eine wahrhaft teuflische List und raffinierte Tücke, durch Notendruck die Autorität des Staates zu ruinieren. Sie wollten ja den alten Aufbau der öffentlichen Gewalt ruinieren und wählten dazu die unbegrenzte Papiergeldausgabe als das sicherste Mit-

tel. Es wird übrigens erzählt, deutsche Militärs hätten theoretisch im Kriege dies Mittel erwogen, um die Finanzen eines Feindes zu ruinieren! Jedenfalls haben die Bolschewiki ihren Zweck erreicht. Ihr Gemeinwesen wurde durch den Notendruck erfolgreich nach außen isoliert und nach innen wurde die alte Eigentumsordnung, die eben Ausfluß der alten politischen Ordnung war, erfolgreich entwertet und ruiniert. Wenn dort tausend Geldzeichen umlaufen, wo bisher einhundert genügt haben, so ist es klar, daß jedes von den tausend Wertzeichen höchstens nur den zehnten Teil der alten Serienstückezu hundert noch wert sein kann. Wir sagen absichtlich: höchstens. Denn das Teuflische ist ja nicht die einmalige oder gelegentliche, sondern die planmäßige und unausgesetzte Neuschaffung von Geld. Wenn morgen statt tausend zweitausend, übermorgen gar zehntausend Scheine in Umlauf sein werden, so mißt man den tausend nicht nur ein Zehntel, sondern vielleicht nur noch ein Fünfzehntel des Wertes bei als einst den hundert. Denn jene hundert waren etwas Beständiges, Bleibendes, und das Bleibende hat allein schon den Wert, daß es Bestand hat. Das ist aber ein selbständiger Wert. Das jedoch, was stündlich überholt wird, verliert jede Bedeutung.

In Rußland ist wenigstens der Gesetzgeber im Besitze seiner Kriegsmaschine und gestützt auf die innere straffe Organisation der kommunistischen Partei mächtig. Dort versagt nur die Finanzgebarung. Aber nun stelle man sich die katastrophalen Folgen

einer hemmungslosen Notenausgabe für die Autorität eines Staates vor. Ein Staat, der weder nach innen noch nach außen irgend eine Macht einzusetzen hat außer moralischen Kräften, der über kein Heer verfügt, über keine geschlossene innere Gefolgschaft und der nun die letzte Instanz selbst zerstört, die ihm geblieben ist, die moralische Kraft: dieser Staat ist Deutschland!

Es ist die eigentliche, die unaufhörliche und die unerträgliche Revolution der Staatsautorität, daß der Staat täglich seine Gläubiger und alle die seiner Währung vertraut haben, schädigt. Diese Schädigung ist aber eine viel unmoralischere als der Staatsbankerott. Denn es ist unmoralischer, jemand langsam auf dem Feuer zu rösten, als ihn in der Hitze des Gefechts über den Haufen zu schießen. Der Staat zerstört sich selbst, der so handelt. Alles Klagen über Kapitalflucht ins Ausland, über Spekulation, über Steuerscheu muß verstummen angesichts des Beispiels, das der Staat gibt. Man ist ihm nichts schuldig, solange er täglich jeden, der seine Währung gläubig annimmt, mit einer willkürlichen Änderung dieser Währung um 50 oder 75, ja um 95 und 99% schädigt. Dies ist keine moralische Verurteilung der Männer, die in ihrer Bedrängnis sicher keinen anderen Weg vor sich haben als weiter zu Drucken. Die Mühlsteine der Zwangsläufigkeit zermalmen jede Finanzpolitik. Aber wo Zwangsläufigkeit ist, da hört die Politik auf. Die zwangsläufige Entwicklung bedeutet die Ausschaltung

der Regierungskunst. Und so handelt es sich um eine leidenschaftslose Feststellung der Tatsache, daß dieser Staat vergeblich Steuern zu erheben trachten wird und muß. Ein einziges und noch besonders günstig gewähltes Beispiel. Es habe jemand 60 000 Mark Vermögen am 9. November 1918 bei der Rückkehr aus dem Felde besessen. Er soll davon nach vier Jahren etwa 5000 Goldmark = 500 000 Papiermark haben erhalten können, indem er sich endlich in irgend ein Industriepapier oder eine Devise hinübergerettet hat. Er hat dann am 31. Dezember 1922 durch Maßnahmen der öffentlichen gewalt 55 000 Goldmark oder 11/12 oder 91% seines Vermögens eingebüßt. Diese selbe öffentliche Gewalt aber fordert von ihm, daß er die Erhöhung seines Vermögens beziehungsweise seine Einnahmen im Laufe des Jahres 1922 durch seine „Spekulationsgewinne" versteure. Also sie macht sich kein Gewissen, daß sie diesem Steuerzahler bereits fast sein ganzes Eigentum entzogen hat, sondern setzt die Daumenschrauben ihrer Steuern an, als träte sie nur von der Steuerseite in finanzielle Berührung mit ihm.

Hier wird der unlösliche Zusammenhang der Steuerpolitik und der Währungspolitik deutlich. Es wird deutlich, weshalb einzig die Festbesoldeten und die Lohnempfänger keinen besonderen Grund haben, sich dem Steuerabzug zu entziehen. Ihnen wird eben wirklich nur die laufende und jeweilige Währung abgenommen. Einkommenswährung und Steuerwährung fallen zusammen. Anders bei dem in Reichswährung ausge =

drückten und auf Reichswährung aufgebauten Vermögen. Hier ist die Wertverminderung der alten Bestände so ungeheuer, daß jede Steuer ein Unrecht wird, ein Hohn auf das Recht, und daß solche Steuern verspätet, gar nicht oder zu niedrig bezahlt werden, ist wahrlich nicht zu verwundern. Hier ist der Sitz der „Krisis des Steuerstattes", die natürlich nicht nur in Deutschland besteht.

Daraus ergibt sich für die Lenkung des Staates eine wichtige Frage: Wer die Notenpresse stilllegt, der stellt den Staat wieder her. In Österreich hat die Entente die Notenpresse stillgelegt. Infolgedessen regiert heut die Entente über Österreich. Die Kräfte, die einen Staat wiederherstellen, von denen bleibt er auch abhängig. Wenn Amerika zusammen mit dem Völkerbund Deutschland saniert, so geschieht damit viel mehr, als daß uns eine finanzielle Vormundschaft auferlegt wird. Ein Stück Staatsautorität, und nicht das geringste, fällt dann dem Ausland anheim, ein Stück innerer Staatsautorität wohlgemerkt, das Kapital an Vertrauen zur Beständigkeit und zum Wert des Staates.

Wie hat es aber zu dieser Zwangsläufigkeit einer solchen Papiergeldmißwirtschaft in dem balkanisierten Europa kommen können? Nun, jedes Kind weiß das: durch den Krieg. Im Krieg hat sich das Reich in jener Mittellage befunden, die im Frieden meist verdunkelt wird: zwischen ganzen Generationen. Ein Krieg wird Gründen aus Menschenaltern und mit Wirkun-

gen auf Menschenalter geführt. Die Kosten des Krieges können darum nicht aus Jahressteuern bestritten werden. Selbst die Engländer haben für Kriege nur den Grundsatz: Es solle der Krieg noch von dem Geschlecht abbezahlt werden, das ihn geführt hat. Also die gewöhnlichen Erträge reichen nicht aus. Hier greift darum der Staat zur Anleihe. Die Kriegsanleihe, nach Jahrzehnten erst rückzahlbar, ist ja, so wie sie im Kriege gehandhabt wurde, ein Mittelding zwischen Steuer und Notendruck gewesen. Sie war durchaus nicht eine Sache freien Verhandelns zwischen zwei sich fremd gegenüberstehenden Vertragsparteien. Ebensowenig war sie freilich eine Sache des Zwanges. Sondern sie wurde innerhalb eines Volkszustandes aufgebracht, in dessen Rahmen sich jeder ganz anders als im Frieden als Mitträger der öffentlichen Gewalt fühlte. Bei der Kriegsanleihe haben die Schichten, die das Deutsche Reich als Ausdruck ihres Staatswillens empfanden, das Letzte weggegeben. Ich sah einmal einen Arbeiter ungläubig lachen, als er erfuhr, ein Anwalt habe eine hohe Hypothek auf sein Haus aufgenommen, um Kriegsanleihe zeichnen zu können. In diesem Falle also sprang ein Privater mit seiner Habe als Bürge bei. Die Gefühl der finanziellen Solidarität ist dem Munitionsarbeiter z.B. regelmäßig abgegangen: Er lachte,lachte allerdings ungläubig; denn er hat für das Zusammenspiel echten Opfersinns und echten Eigentumssinnes, das in dieser Finanzmaßnahme sich ausdrückt,meist kein Verständnis. Die Operation ist ihm zu kompliziert.

Er versteht, daß man eine Arbeitsstunde mehr arbeitet für die Ruhrhilfe. Damit ist's dann erledigt. Er kennt eben nur laufenden Verdienst. Aber der zu Eigentum gewordene Verdienst, das Sparkapital, hat auch seine Ehre, seine Opfer, seine Wagnisse. So waren die Kriegsanleihen ein deutlicher Beweis des Volkswillens, dem Reich Zeit zu gewähren, seine Lasten später und allmählich auszugleichen. Der Krieg aber wurde nicht gewonnen, sondern verloren. Und nun stiegen aus dem Friedensschluß Verpflichtungen empor, die bei weitem die eigenen deutschen Kriegskosten überstiegen. Sie wären nur mit einem noch umfassenderen Vermögensopfer zu erschwingen gewesen, das etwa der Abtretung des vierten Teiles von Deutschland gleich gekommen wäre.

Daran war nicht zu denken. Um irgend etwas leisten zu können, mußte der Staat seinen Kredit anspannen. Und nun begann die absteigende Bahn. Je mehr er neue Gläubiger mit Hilfe der Banknoten bezahlte, desto mehr enteignete er die alten, die ihm ihr gutes Gold anvertraut hatten. Deutschland hat heut keine inneren Staatsschulden mehr, die nennenswert wären. Aber diese Schuldenabschüttelung macht das Staatsgebilde Deutschland nicht etwa, wie die Franzosen wollen, leistungsfähig. Denn alle guten, wohlerzogenen, opferwilligen Schichten sind enteignet. Die Schichten aber, die ihre Goldhypotheken, ihre Darlehen usw. nicht mehr schuldig sind, sind im Vergleich zu jenen Sparkreisen eine undisziplinierte, steuerflüchtige Rotte Korah. Es sind zu plötzlich und zu

unübersehbar - vor allem auch im Verfolg der Kriegsanleihe - die altgewohnten Steuerträger enteignet und neue unerzogene Schichten bereichert worden. Etwas Ähnliches ist ja durch die Sozialisierung des städtischen Hauseigentums geschehen.

Auch hier also entscheidet über einen theoretisch denkbaren Neubau der Finanzen ein Imponderabile, die seelische Staatsnähe der verschiedenen Volksschichten. Die gesamte Finanzgebarung der öffentlichen Gewalt steht unter der Herrschaft dieser Imponderabilien. Sie ist der wesentlichste Teil der Verankerung des Staates im Volksvertrauen. Es pflegen andere Dinge meistens als die eigentlichen Imponderabilien angesprochen zu werden. Aber im Verhältnis zu den innerhalb des Volkes bestehenden Interessen gibt es keine vornehmeren Imponderabilien als den Respekt der öffentlichen Gewalt vor den unter seiner Mitwirkung ausgesonderten Rechten. Nicht umsonst ist daher die Einbringung des englischen Budgets der größte Tag in jeder Parlamentssession. Hier rechtfertigt der Staat seine Existenz vor denen, denen er schon etwas geleistet hat, damit sie ihm helfen, weiter leistungsfähig zu bleiben. Daß jene Schichten, für die er erst noch wirksam werden soll, Zeter und Mordio zu schreien pflegen über die Rücksicht des Staates auf die privaten Interessen, ist ein belangloser Bluff. Der Gewerkschaftskapitalismus ist genau so sensitiv wie jeder Einzeleigentümer. Das Eigentum ist eben eine „politische Einrichtung", wie Jaurès es genannt hat,

und wehe, wenn politische teuer erkaufte Einrichtungen nicht respektiert werden!

Wir können jetzt rückblickend sagen:Es ist die Regierungskunst auf dem Gebiete des Innern,die Willigkeit derer zu erhalten, die bereits unter deinem Schutze ein Stück Frieden, ein Stück Eigentum sich erkämpft haben. Alles Steuern ist ohne diese Willigkeit undurchführbar. Man kann nicht hinter jeden Bauern einen Gendarm stellen. Auf der anderen Seite ist die Währung des Staates der Versuch einer fühlbaren Kulturleistung für den Zusammenhang und die Verbindung aller Vermögensbestandteile der Einzelnen durch die Zeit. Das Eigentum erhält in normalen Zeiten durch die Währung seine höchste Kursfähigkeit. Es wird lebendig, kann umlaufen, „roulieren", wird verwertbar und ausnutzbar. Deshalb ist auch die Währung ein f r e i w i l l i g aufgesuchtes Mittel für dem Zusammenhang des Volkes durch die Zeit. Gerade der heutige Zusammenbruch der Währung mit seinen wertvernichtenden, ganze Kulturschichten zerstörenden Folgen klärt über den Sinn einer sich bewährenden Währung auf.

Verankerung innen, Verbindung durch die Zeit sind beides Begriffe, die uns schon vertraut sind. Sie entstammen unserem offenen System. Ziehen wir sein Kreuz wieder zu Rate, so ergibt sich alsbald, wo die bisher behandelten Teile der Kunst der Imponderabilien anzuordnen sind. Zwei Felder werden von ihnen

bedeckt: das des Innern (Wirtschaft) und das der Überlieferung (des Kulturzusammenhangs).

	Erneuerung
Innen	Außen
Zusammenhang	Außen

Die Kunst der Imponderabilien, der dieser Abschnitt nachgeht, anders ausgedrückt: die Regierungsweisheit, die mit den Mitteln der Freiwilligkeit berechtigte Widerstände zu überwinden sucht, hat also offenbar noch zwei weitere Anwendungsgebiete: das des Äußeren und das der Überraschungen, der Erneuerung des Lebens.

Dazu paßt es ausgezeichnet, daß wir auch ohne zuhilfenahme dieser Systematik gleich eingangs dieses Abschnittes auf die auswärtige Politik als hierher gehörig aus ganz anderen Erwägungen geführt worden sind. Die Tafel vervollständigt sich also

Die Kunst, berechtigte Widerstände zu freiwilligen Helfern zu machen: (Kunst der Imponderabilien)	Innen:	Verjüngung,
	Steuern	Überraschung
	Zusammenhang:	Außen
	Währung	Auswärtige Politik.

Es wird also unser Rundgang in diesem Abschnitt vollendet sein, wenn neben der auswärtigen Politik auch das Gebiet des neuen hereinbrechenden Lebens erwogen sein wird.

Wenn schon jener Münzimporteur im Orient dichten konnte: „Vult decipi populus", so scheint das noch mehr von der auswärtigen Politik zu gelten: Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Die Welt will betrogen werden, also wollen wir sie betrügen. Wenn von der auswärtigen Politik die Rede ist, so pflegte besonders früher ein Gemisch von List, Tücke, Intrigue und Verrat gruselig mitgefühlt zu werden. Die Sprache der Diplomatie gilt als die Sprache, die dazu da ist, die Gedanken zu verderben. Seit Macchiavell und den italienischen Ambassaden steht die auswärtige Politik im Geruch des Unmoralischen in Reinkultur. Betrachtet man z.B. die Mittel, mit denen die Entente Amerika oder Balkanien in den Krieg gezerrt hat: die Lügenpropaganda in den Staaten, deren sich Northcliffe offen gerühmt hat, oder die Rolle des Geldes und der Weiber in einem Lande, von dem es schon früher hieß, dort seien „les fleurs sans odeur, les hommes sans honneur, les femmes sans pudeur", so scheint hier die reine Gemeinheit am Werke zu sein. Und doch ist es nicht so. Denn der reine Macchiavellismus läuft sich bald tot. Ein bloßer Betrug rächt sich an dem Betrüger, weil ihm ja hinfort nichts mehr geglaubt wird. Wilhelm II. rühmt sich in seinen Memoiren, Bülow, der zu „Finasserien" in der Außenpolitik Neigung hatte, gewarnt zu haben, gegen England zu finassieren. Denn habe der Engländer einmal Verdacht geschöpft, der andere sei kein Gentleman und handle nicht aufrichtig,

so sei es ein für allemal aus mit ihm. Weshalb wird nun doch gelogen, bestochen, intriguiert? Nun, aus denselben Gründen, wie im Privatleben: um einen Erfolg schneller und sofort zu erreichen, dessen ehrliche Erreichung zu lange dauern würde. Der Streber z.B., der intriguiert, ist meist weit davon entfernt, sich für den Posten, den er erstrebt, als ungeeignet zu betrachten. Nur traut er den offenen Wegen der Bewerbung nicht und deshalb versucht er es hinten herum. Ist er aber einmal Minister, so will er - wie er hofft - ein guter Minister sein. Und für die Güte seiner Leistungen sollen ihm dann hinterher die dunkeln Punkte in seinem Vorleben vergeben werden. Der Erfolg rechtfertigt eben die schnöde Tat.

Die Lügenpropaganda hatte nur Sinn, wenn sie Amerika zu Handlungen brachte, die es dauernd in die Netze der Entente verstrickten. Gelingt es mir, jemanden soweit zu bringen, daß er nicht mehr zurück kann, dann ist er mitgefangen und muß seine Rolle wohl oder übel zu Ende spielen. Alle Kniffe der Politik haben also so lange nichts zu sagen, als die Gegenseite auf sie gerüstet ist. Beim Pferdehandel wird betrogen. Da das beide Teile wissen, so wird nicht erfolgreicher betrogen als in anderen Geschäften. Da die auswärtige Politik nicht zwischen Waisenkindern spielt, so ist eine Verschweigung, eine Verlogenheit, ein Hinterhalt dort an sich nicht viel belangreicher als anderwärts. Denn man kann darauf rechnen, daß der andere sich doch nur bestimmen läßt, wenn er ein Interesse

daran hat, getäuscht zu werden. Ein Mädchen kann sich gern hinter ein Eheversprechen verschanzen, um sich dem Geliebten hinzugeben. Glaubt deshalb irgend jemand, daß wahre Liebe durch das ausdrückliche Eheversprechen erst diese Gunst gewährt? Gerade das wäre keine wahre Liebe. Propaganda, leere Versprechungen und dergleichen können für einen Staat sehr willkommen Anlässe sein, einen bestimmten Weg einzuschlagen. Er kann Wert darauf legen, daß ihm der andere Staat goldene Brücken dadurch baut oder sich in seinen Versprechungen fängt. Aber letzten Endes entscheiden über sein Handeln doch nicht das, was jener andere ihm vortäuscht und vorspiegelt, sondern Gründe und Interessen, die jener Verführer vielleicht garnicht ahnt, die über seinen Horizont hinaus liegen können und womöglich sogar umgekehrt schon wieder eine besondere Gefahr für den eifrigen Bündniswerber in sich schließen; z.B. man verbündet sich mit dem andern in der Absicht, ihm einen Teil der Beute abzujagen. So ist die Politik mehr und mehr von dieser mesquinen Art des Betriebes abgekommen. Klares Aussprechen der Interessen, scharfe Grenzziehung der Widerstandslinien sind dabei einer Einigung nur förderlich. Die Aufgabe einer guten auswärtigen Politik ist nicht und nie gewesen, dem Nachbarn Sand in die Augen zu streuen, es sei denn in irgend einem vorübergehenden Falle, wo vielleicht mit einem Dritten allein abgerechnet werden soll. Dann ist aber der getäuschte Staat in diesem Augenblick die Nebenfigur,

so wie etwa Napoleon 1866/67 von Bismarck im Halbdunkel gehalten wurde, über die Tragweite der eigenen Pläne. Hinter solchem diplomatischen Kräftespiel aber ist es noch wichtiger, in dem Volk des fremden Staates keinen Augenblick das Bild des eigenen Volkes verdunkeln zu lassen. Jeder Deutsche weiß, daß die ganze auswärtige Politik heut darin besteht, andere Mächte an Deutschlands Wiedergeburt zu interessieren. Wie das erreicht wird, ist dabei eine zweite Frage. Wenn nur die andern in unser Schicksal durch „konkludente Handlungen" verstrickt und so veranlaßt werden, sich für uns zu interessieren. Nur dies Interesse kann die Eigeninteressen des Auslandes aufwiegen. Auswärtige Politik besteht also darin, auswärtige Interessen zu freiwilligem Eintritt in den eigenen Kreis zu verlocken oder zu veranlassen. Es ist ein berechtigter Widerstand, wenn ohne solche gemeinsamen Interesse das Ausland für uns keinen Finger rührt. Jedes Volk verlangt von seinen Staatsmännern, daß sie sich nicht in fremde Dinge ohne zwingenden Grund einmischen. Die Deutschen, die im Burenkrieg neutral geblieben sind, denen Bulgarien nicht die Knochen eines preußischen Grenadiers wert war, dürfen sich nicht wundern, daß die Nordamerikaner Europa als einen andern Erdteil betrachten.

Wie ist es aber überhaupt möglich, gegenüber den fremden, für sich laufenden Interessen

rein durch Politik neue gewichtige Interessen wachzurufen? Nun, das eine Mittel ist Macht. Der Hintergrund des Krieges gibt der auswärtigen Politik ihren dämonischen Aspekt. Der Friede ist eben ein Interesse, das viele andern aufwiegt. Um des lieben Friedens willen läßt man es nicht gleich zum äußersten kommen. „Si vis pacem, para bellum." Wer Frieden haben will, muß dem andern die Überzeugung beibringen, daß der Bruch des Friedens ihn teuer zu stehen kommt. Aber das ist doch nur die eine Seite der Aufgabe. Die andere ergibt sich daraus, daß im fremden Volke Interessengegensätze bestehen und sich fast für jede Interessengruppe im eigenen Volke Partner im Auslande finden. Unter diesen Gruppen sind die werdenden, die politisch im Anmarsch befindlichen, von entscheidender Wichtigkeit. Die Abgeordneten der deutschen Opposition speisen oft beim amerikanischen oder englischen Botschafter, ebenso oft wie die Vertreter der Regierung. Es war die Schwäche der deutschen Diplomatie, die zufällig herrschende Regierung als die einzige Gruppe anzusehen, mit der Politik zu treiben sei. Rathenau soll in Genua abgelehnt haben, Mussolini zu empfangen, und diesen aufsteigenden Stern soll diese Nichtachtung schwer beleidigt haben. Es ist also notwendig, die bestehende öffentliche Gewalt und den Rahmen des gesamten Volkes, das sie vertritt, wohl auseinander zu halten. Die politischen Parteien in einem Auslande sind alle wichtig. Die deutsche Regierung aber legt sich grundsätzlich

auf eine der ausländischen parteien fest und tut das jetzt wieder. 1909 sagte mir der Sohn eines deutschen Ministerpräsidenten: er und sein Vater freuten sich über den konservativen Wahlausgang in einem andern Lande. Als ich ihn darauf hinwies, daß ein Sieg der Linken dort für uns günstiger gewesen wäre, war er ganz verblüfft und es entfuhr ihm: „Ich stehe eben auch auf konservativem Standpunkte". Heut sind der Fehler und die Gefahr die genau umgekehrten, werden aber genau so begangen.

Neben der Inrechnungstellung der Machtverhältnisse und dem Verständnis für die politischen Kämpfe sind es dann drittens gemeinsame Wirtschafts- und Eigentumsinteressen, die die auswärtige Politik vorantreiben. Gegenseitiger Besitz „Konzessionen", sind da wertvoll. Daß sie aber nicht alles bedeuten, hat gerade der Weltkrieg gezeigt. Dieser Krieg ist aus rein politischen Gründen ohne jeden wirtschaftlichen Sinn geführt worden. Nachträglich hat man sich dann natürlich auch durch allerlei Profite bezahlt zu machen gesucht. Aber der Weltkrieg selber ist ausschließlich ein Grenzkrieg der Länder gewesen: Es ging um die Grenzen Rußlands, der Balkanstaaten, der Deutschen und Slawen und der Deutschen und Franzosen. Elsaß-Lothringen ist eine rein politische Sache. Nachträglich haben die Deutschen das Becken von Briey erfunden und die Franzosen die Minettefrage. Als ob es deswegen je zum Kriege gekommen wäre oder ist! Die tschechische, polnische, serbische, un-

garische Frage sind politische Fragen. Serbien ist bekanntlich von den Ungarn wirtschaftlich hundsmiserabel behandelt worden. Trotzdem ist es deswegen nicht zum Kriege gekommen und wäre es nie zum Kriege gekommen. Der Einsatz des Getreide= und Viehzolls hätte eben nie gelohnt! Gelohnt hat die Frage des Bestandes der österreichischen Monarchie und der Schaffung eines Großserbien! Englands wirtschaftliches Interesse an Deutschland reicht mit nichten aus, seine Politik heute zu bestimmen. Das ist z.B. die Schwäche der Position von Labour. Die Geographie ist das Schicksal in der auswärtigen Politik. Ist der Einmarsch in Belgien und Belgiens Haß gegen Deutschland nicht wirtschaftlich Wahnsinn? Wirtschaftlich ja, aber territorial, politisch=geographisch nicht! Wer am Rhein steht, ist für die Engländer p o l i t i s c h eine Lebensfrage. Deshalb sind sie in Köln. Denn die Wirtschaft ist frei, täglich neue Wege einzuschlagen; die natürliche Landkarte aber bleibt, die sie ist. Sie bleibt konstant. Wo der Friede und die Öffnung der Grenzen politisch gewährleistet sind, da läßt sich hernach wirtschaften. Da blüht das Geschäft auf. Aber die auswärtige Politik eines Staates schreitet oft brutal über wirtschaftliche Interessen deiner Angehörigen hinweg. So ist die Reihenfolge der Interessen, für die auswärtige Politik wirksam werden kann, eine abgestufte. Der Schwindel, der heute mit dem Zauberwort Wirtschaft getrieben wird, daß das nicht verdecken. Es ist -

gerade die Ruhrfrage zeigt es - kein Sesam öffne dich. Sondern die Tore sprengen andere Kräfte. Die Wirtschaft aber ergießt sich hinterdrein in das ihr durch die Politik gerissene Bett, sie „stellt sich anders ein", stellt sich um. Verdunkelt wurde das nur vorübergehend durch den Wegfall unserer bisherigen vornehmsten Art der staatlichen Machtentfaltung, die militärische. Aber das ist ja durchaus nicht die einzige.

Die nächste Aufgabe auswärtiger Politik ist aber eine viel bescheidenere, auch wieder auf der räumlichen Trennung der Völker beruhende Korrekturtätigkeit. Es gilt gewisse Vorurteile dauernd zu widerlegen, die sich automatisch unter Menschen, die entfernt wohnen, ohne solche Gegenmittel ausbilden würden. Dies ist ja das Wesen der diplomatischen Repräsentation, der „Vertretung" im Auslande. Die natürlichen Widerstände des Auslandes würden sonst durch äußere Zufälle verstärkt werden. Ein Land, das im Auslande durch Kellner und Schneider repräsentiert wird, macht keine gute Figur, ebensowenig eines, das nur Erdarbeiter und Erntearbeiter draußen vorführt. Dafür muß die auswärtige Politik Gegengewichte schaffen. Sie muß gewisse Imponderabilien, die ohne Zutun der öffentlichen Gewalt entstehen, a u f z u w i e g e n trachten durch ebensolche Unwägbarkeiten. Wenn die Montenegriner als Hammeldiebe verschrien sind, so ist es gut, wenn ein König, ein Großfürst und eine Prinzessin aus der großen Welt in die Fami-

gerade die Ruhrfrage zeigt es - kein Sesam öffne dich. Sondern die Tore sprengen andere Kräfte. Die Wirtschaft aber ergießt sich hinterdrein in das ihr durch die Politik gerissene Bett, sie „stellt sich anders ein", stellt sich um. Verdunkelt wurde das nur vorübergehend durch den Wegfall unserer bisherigen vornehmsten Art der staatlichen Machtentfaltung, die militärische. Aber das ist ja durchaus nicht die einzige.

Die nächste Aufgabe auswärtiger Politik ist aber eine viel bescheidenere, auch wieder auf der räumlichen Trennung der Völker beruhende Korrekturtätigkeit. Es gilt gewisse Vorurteile dauernd zu widerlegen, die sich automatisch unter Menschen, die entfernt wohnen, ohne solche Gegenmittel ausbilden würden. Dies ist ja das Wesen der diplomatischen Repräsentation, der „Vertretung" im Auslande. Die natürlichen Widerstände des Auslandes würden sonst durch äußere Zufälle verstärkt werden. Ein Land, das im Auslande durch Kellner und Schneider repräsentiert wird, macht keine gute Figur, ebensowenig eines, das nur Erdarbeiter und Erntearbeiter draußen vorführt. Dafür muß die auswärtige Politik Gegengewichte schaffen. Sie muß gewisse Imponderabilien, die ohne Zutun der öffentlichen Gewalt entstehen, a u f z u w i e g e n trachten durch ebensolche Unwägbarkeiten. Wenn die Montenegriner als Hammeldiebe verschrien sind, so ist es gut, wenn ein König, ein Großfürst und eine Prinzessin aus der großen Welt in die Fami-

lie des Fürsten der schwarzen Berge einheiraten. Fürstenbesuche, Besuche der Staatsoberhäupter, das ganze pompöse Zeremoniell der Botschafter haben diesen wichtigen Sinn, die A n w e s e n h e i t des einen Staates innerhalb des Gebietes des andern sichtbar zu machen. Es gilt, die ganze Buntheit, das ganze Gefüge des einen Landes dem andern Lande deutlich zu machen, damit es nicht zu einem Popanz wird, so wie Deutschland geflissentlich draußen zur Pickelhaube gestempelt worden ist, hinter und unter der alles übrige Volksleben in Kadavergehorsam angeblich verdeckt werde. Große Männer bedeuten für ein Volk im Auslande mehr als viele Reisen einzelner Bürger und alle Arten sonstigen Austausches. Denn der große Mann wird als eine abgekürzte, verdichtete Erscheinungsform unter Umständen dem täglichen Vorstellungsschatze des fremden Volkes einverleibt. Die einzige deutsche Nachkriegsfigur, von Format, die im Auslande mit gesehen, mit photographiert und gefilmt wurde, war Rathenau. Der Rathenaumord war außenpolitisch noch katastrophaler als innen. Er hat zu jenem Ausruf eines deutschfreundlichen Engländers geführt: „We are tired of Germany", wir sind der Deutschen müde, die ihre wenigen respektablen Vertreter ermorden. Umgekehrt war gerade das die dumpfe Triebfeder der Hetze gerade gegen diesen Mann; daß er im Auslande Deutschland einigermaßen würdig vertrat, schien dem antisemitischen Niederinstinkt unerträglich. Darüber hinaus war er in der Tat eine so seltsame und besondere Erscheinung, daß ihn das Inland mehr als Treibhaus=

~~Der Finne~~ Nurmi hat in Amerika durch seine Wettlaufsiege den Finnländern zu einer günstigen Anleihe [illegible]

Wunderblume denn als normale Verkörperung ansehen konnte. Und zur Vertretung eignet sich für ein Volk nicht das schlechthin Besondere und Abseitige, sondern die besondere Wohlbildung, die aus dem Allgemeinen hervorwächst. Man kann wohl mit „großen Kanonen" wie Einstein in Tokio oder Spanien Furore machen, aber dauerhafter ist doch eine Repräsentation durch charakteristische Charaktere. Das war ja das Wunder des Erfolges der Bismarckischen auswärtigen Politik; das Ausland brachte ihm viel mehr Kredit entgegen als die inländischen Parteien. Er verkörperte für das Ausland absolut die deutsche Politik. Die Ausschließlichkeit, mit der er und die nationale Politik für die Welt draußen zusammenfielen, kann man sich schwerlich umfassend genug vorstellen. Allein dadurch sank mit seinem Abgang der deutsche Kredit reißend von seiner stolzen Höhe. Bismarck hatte selbst den Franzosen gegenüber ein Kapital persönlichen Vertrauens erworben. Er kannte alle Staatsmänner des Auslandes durch jahrzehntelange Beziehungen. Und fast nichts von alledem erbte sich fort, zumal als er auch absichtlich den Sohn Herbst 1890 aus dem Amt mit sich in die Verbannung nahm.

Die Völker haben im Weltkrieg plötzlich an jedem näheren politischen Verkehr der Staatsoberhäupter und Politiker vor dem Kriege Anstoß genommen. Es ist aber das einzige Mittel, um eine auswärtige Politik aufzubauen. Was Deutschland heute

fehlt, das sind die persönlichen Verbindungen seiner Staatsmänner in der Welt. Poincaré ist Ehrenbürger von New York, Rom, London und Brüssel. Glaubt man, diese Verbindungen bedeuteten nichts? Wer kennt Herrn Hermann Müller im Auslande außer von jener schwarzen Stunde des 28.Juni 1919 in Versailles her?

Als Graf Brockdorff=Rantzau in Versailles seine Ansprache hielt, da leitete die Ententepresse aus seinem Auftreten ab,daß die Deutschen in der Tat unzivilisierte Halbwilde seien. Es war eben das erste zusammentreffen nach fünf Jahren einer teuflischen Verkündung. (Norman Angell schildert die denkwürdige Szene, die ~~folgt: „In der Delegierten~~ wir Deutschen allen Grund haben festzuhalten: „In der Delegierten versammlung sprach der deutsche Vertreter sitzend. Es ergab sich später, dass er so krank und aufgeregt gewesen war, dass er sich nicht getraut hatte, aufzustehen. Jede Zeitung im Lande war voll von der Begebenheit, sowie davon, dass das Papiermesser, das vor ihm auf dem Tisch gelegen hatte, ~~später~~ nachher zerbrochen vorgefunden wurde; dass er seine Handschuhe auf sein Exemplar des Vertrages legte und dass er beim Betreten des Saales seine Zigaretten weggeworfen hatte. Was waren die Vergehen, welche die Daily Mail veranlassten, zu schreiben: „Hiernach wird niemand die Hunnen als zivilisierte oder reumütige Menschen behandeln". Beinahe die ganze Presse hallte wieder von „Rantzaus Beleidigung." Aber keine einzige Zeitung, soweit

eine angemessene Verzinsung ihres Besitzes durch günstigen Verkauf ihrer Produkte planmäßig hinzuarbeiten; aber gerade dadurch wandten sich die Arbeiter- und Bauernverhältnisse zum Schlimmeren. Den Dorfgenossen war es auf Stufe I. besser gegangen! Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, zwischen 1840 und 1870, ward der „rationelle" Betrieb der Landwirtschaft auch dem mittleren Bauern halbwegs vertraut. Die Stufe II.: Das Niveau des Anbaus und die gute Qualität war somit durchgebildet.

Erst seitdem hat die Landwirtschaft die dritte mögliche Stufe siegend beschritten: nämlich die der Erfindung und Technik. Die künstliche Düngung, seit Liebig 1840 wissenschaftlich begründet, und der Dampfpflug hielten ihren Einzug, aber noch 1860 wußte man so wenig von dem Wert des Kali, daß der preußische Staat aus bloßer Unachtsamkeit bei der Einverleibung Hannovers die dortigen Kalifelder den Grundbesitzern als ihr Privateigentum beließ. Auf der dritten Stufe wird nun auch der Erdboden zu einer bloßen Fabrikanlage. Der Eigentümer fragt jetzt: was gehört auf meinen Boden? Zucker, Baumwolle oder Getreide? Er spezialisiert sich. Man fragt jetzt: was für ein besonderes Produkt, Tier oder Pflanze, soll ich gerade kultivieren und mit welchen maschinellen Hilfsmitteln? Der Landwirt hört endgültig auf, zunächst für den eigenen Bedarf zu produzieren. Ähnlich dem amerikanischen Farmer fabriziert er als einer unter vielen in scharfer Arbeitsteilung.

Gutsherr oder Grundherr, Landwirt, Farmer, das sind die drei Stufen im Ackerbau. Der tiefe

Das Ausland empfindet ferner ganz deutlich, daß selbst abgesehen von ihrer Unbekanntheit im Auslande alle die Männer, die - außer Rathenau - seit 1918 über die politische Bühne bei uns gezogen sind, Figuren zweiten Ranges sind, die nicht beanspruchen können, das deutsche Volk in der Öffentlichkeit der Welt bindend zu vertreten. Weder Herr Helfferich noch Herr Michaelis noch Herr Simons noch Herr Scheidemann noch Herr Fehrenbach schienen ihnen dazu das nötige Format zu besitzen. So sucht es hinter dieser zweiten Garnitur, wo denn die erste steckt. Ja wo steckt sie? Hier liegt der letzte ernsteste Grund, weshalb zur Zeit von Deutschland keine erfolgreiche Außenpolitik gemacht werden kann. - - -

Wenn von den Imponderabilien der Politik gesprochen wird, so meint man meistens kleine überraschende Wendungen und Züge, die einen gewissen Reiz in den politischen Verkehr tragen. Es ist aber vor allem dem Neuen, Unerhörten gegenüber, wo sich gerade diese Seite der Regierungskunst zu bewähren hat. Als das große Schiffsunglück in Hoek van Holland war, schickte die Königin der Niederlande ihren Prinzgemahl dorthin, damit er sich die Sporen der Popularität durch dieses Rettungswerk verdiene. Die größte Weisheit in den letzten Jahren hat der deutsche Reichspräsident im Hochsommer 1922 an den Tag gelegt, als er dem sturen bairischen Widerstand gegen die republikanischen Schutzgesetze mit einer über-

raschenden Geste den Wind aus den Segeln nahm. Der „Rechtsboden der Reichsverfassung" schien jede solche besondere Politik unnötig zu machen. Die sturen Demokraten verlangten, daß sich die Baiern auf ihn zu stellen hätten. Der Reichspräsident wußte besser, welche Tragfähigkeit der Rechtsboden der Reichsverfassung habe und welche nicht. Ebert schlug also Wege der Freiwilligkeit ein, eben der wirklichen Politik und hatte einen außerordentlichen, wahrhaft reichsrettenden Erfolg. An solchen überraschenden Wendungen ist unsere Politik leider allzu arm. Seit vier Jahren wird jeder Schritt der Regierung, bevor er geschieht, bereits zerschwatzt, kommentiert, in seiner Bedeutung leergeschöpft. Die Welt interessiert sich deshalb für eine so zwangsläufige, aus „Ressortberatungen" und Sitzungen bestehende Politik längst nicht mehr. Es ist in der Politik wie überall: Nur das Originelle wirkt eindringlich. Das Erscheinen des Reichspräsidenten oder des Kanzlers in Essen bei der Beerdigung der Krupparbeiter im Frühjahr 1923 hätte originell gewirkt. Die Entsendung eines Geheimrats hingegen wirkte komisch und der Ersatz durch die Trauerfeier im Reichstage mitsamt der großen Kanzlerrede ließ gleichgültig, und die Rede verhallte ungehört. Eine Politik, die nicht überraschenden Situationen mit originalen Mitteln zu begegnen weiß, ist eben Beamtenpolitik. Und seit Kriegsausbruch hat Deutschland eine solche bürokratische Politik. Dabei waren aber die Politiker, die keine Beamten

sind, die schlimmsten Bürokraten. Ich meine eben in keiner Weise die zufällige Berufstätigkeit, sondern die reglementierte Reaktionsweise. Beamtenpolitik ist die Verneinung dessen, was Politik zu einer Kunst macht: die Kunst der überraschenden Wendung. Was eine solche Kunst von einer Politik der Plötzlichkeiten oder überraschenden Wendungen unterscheidet, das ist nur, daß sie nicht mutwillig neue Bahnen einschlägt, wo mit den alten das Auslangen zu finden ist. Wenn der letzte Habsburger wohl Karl der Plötzliche hieß, so war es eben sein tragisches Verhängnis, daß er die alten Bahnen alle mit Recht als ungangbar erkannte, sich aber so tief in das Netzwerk verstrickt fand, daß er nur in hastigen, kurzatmigen Bewegungen dicht am Abgrund, wie er stand, zu einzelnen plötzlichen Schlägen - wie der Begnadigung der tschechischen Freiheitskämpfer und dergl. - ausholen konnte. Das Gräberfeld der Politik ist besät mit verpaßten Gelegenheiten. Die Wahl des Zeitpunktes ist das höchste Geheimnis aller Regierungskunst. Ihre Handlungen dürfen nicht zu früh kommen. Dann sind sie nicht nur nutzlos, sondern sie schaden sogar, weil sie das Hilfsmittel, das sie im richtigen Augenblick abgeben konnten, vorweg verbrauchen. Das Zuspätkommen ist nur in den seltenen ganz kritischen Fällen verderbenbringend, dann aber freilich umso umfassender. Ein gewisses Zögern ist sicher besser als Übereilung. Soll man dieses Zeitgeheimnis auf eine Formel bringen, so läßt sich sagen: Etwas ver-

spätet ist besser als etwas zu früh. Etwas zu früh besser als sehr verspätet. Sehr verspätet besser als viel zu früh. Aber alles übertrifft das Geschehen zur rechten Zeit.

Warum ist Wahrheit tief und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?
Wer nur zur rechten Zeit verstünde,
Dem wäre Wahrheit hoch und weit.

Von außen pflegt es oft auszusehen, als wäre eine politische Maßnahme verspätet. Von innen gesehen aber oder aus weiterem Abstande und in ihrem ganzen Umfang übersehen, kann sie zu früh kommen. So z.B. der verschärfte U-Bootkrieg. Als er am 1.Februar ausbrach, stand das Zarenreich aufrecht. Es schien unumgänglich notwendig und die höchste Zeit, den Krieg voran zu treiben, obwohl wir bekanntlich noch gar keine ausreichende Zahl von U-Booten hatten und Amerikas Eintritt in den Krieg also ohne die nötige Vorbereitung herbeiführten. Sechs Wochen später hielt Bethmann-Hollweg seine große Wahlrechtsrede mit dem Satze: „Wehe dem Staatsmann, welcher die Zeichen der Zeit nicht zu deuten versteht". Was die Öffentlichkeit noch nicht wußte, war geschehen: der Ausbruch der russischen Revolution, deren Ablauf Deutschland ohne sein Zutun aus seiner Isolierung befreit hätte, wennes nicht inzwischen die amerikanische Macht gegen sich entfesselt hätte.

Die deutsche Kriegserklärung kam reichlich

spät im Hinblick auf die russische Mobilmachung. Denn diese bedeutete den Krieg. Und da der russische Aufmarsch schon sehr weit gediehen war, viel weiter, als der deutsche Generalstab bei seinen Plänen vorausgesetzt hatte, so kam sie sogar zu spät. Aber von höherer Warte gesehen kam sie zu früh. Sie gab den Österreichern die verräterische Möglichkeit, erst am 6.August den Krieg an Rußland zu erklären. Und so stehen Deutschlands Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich als Belastungen unseres Kriegsschuldkontos vor denen Österreichs, statt daß es unter allen Umständen hätte klar heraustreten müssen, daß wir nur Österreich gegen Rußland zu Hilfe kommen wollten, und daß die Franzosen daraufhin ihrerseits ihre Bündnispflicht gegen Rußland einlösten. Noch heute können darum die Franzosen die Behauptung aufrecht erhalten, sie seien überfallen worden!

Die Revolte der Jugend des 9. November brach tatsächlich erst aus, als alle denkbaren Hilfsmittel: U=Bootkrieg, Friede von Brest=Litowsk, die große Offensive von März=Juli 1918 eindeutig mißglückt waren; denn im September brachen die Bulgaren weg, Anfang Oktober die Türken und Ende Oktober die Österreicher und Ungarn. Alle Gründe, die zum Kriege geführt hatten, von der mohammedanischen Frage in Marokko und der Türkei über die Balkanfragen im Balkankriege bis zum Attentat von Serajewo, der ganze Leidensweg von 1904 an, waren mit diesen

drei Zusammenbrüchen unwiderruflich erledigt. Umgekehrt kam die Revolte früh genug, um das Knock=out zu verhindern, auf das Foch hoffte. Ohne Kiel hätte sich das Kabinett des Prinzen Max nicht dazu entschlossen, den Waffenstillstand durch Erzberger unterzeichnen zu lassen. Aber auch hier ist die große und sinnvolle Reihenfolge der Ereignisse durchkreuzt durch verhängnisvolle Schönheitsfehler. Ludendorff hatte Ende September klar gesehen, was das Wegbrechen der Balkanfront bedeute. Er hat ja den sofortigen Waffenstillstand gefordert. Aber ehe ein ganzes, festungsartig zusammengeschmiedetes Volk die Panik ganz erlebt, braucht es Zeit. Noch glaubte die parlamentarische Regierung des Prinzen Max, einen glimpflichen Frieden zu bekommen und ließ deshalb Ludendorff sechs Wochen zu früh ziehen. Deutschland hätte nicht vier Jahre innerer Selbstzerfleischung durchzumachen gehabt, wenn Ludendorff den Gang in Fochs Zelt selbst hätte antreten müssen. Waffenstillstände sind Angelegenheiten der Militärs. Nur weil das Zivil zu kurzsichtig und zu optimistisch war und deshalb nicht den kaiserlichen Befehl an Ludendorff erzwang, die Konsequenzen aus der militärischen Niederlage persönlich zu ziehen, ist diesem Manne das Spiel möglich gewesen, das er seitdem mit der geheiligten Person des Feldmarschalls Hindenburg und mit dem patriotischen Gefühl der Frontsoldaten hat treiben dürfen. Er kam zu früh aus der Verantwortung.

Rechtzeitig handeln ist also eine Sache nicht der Theorie noch der Gerechtigkeit. Es ist die Witterung für die Reife der Dinge. Das Witterungsvermögen macht den Politiker im Sinne der politischen Kunst. Da wo aller Verstand versagt, wo die Dinge verknotet sich verwirren, da kann nur das Taktgefühl, das Verständnis für die Zeichen der Zeit helfen. Nicht Ohr noch Auge können da den Politiker belehren. Die Spürnase für die Konjunktur und Konstellation am politischen Himmel macht das politische Ingenium aus.

Und so ist es die größte Tat, rechtzeitig und freiwillig ein neues Blatt in der Geschichte aufschlagen zu können. Es ist der seltene Augenblick, wo die Regierung selber Epoche machen kann. Bismarcks Indemnitätsvorlage für sein parlamentarisches Regiment nach 1867 war ein solcher Federstrich des Gesetzgebers, um ein altes Schuldbuch zu vernichten. Es ist das Wesen der Amnestie, das hier wurzelt. Die Amnestie ist nicht nur für die öffentliche Gewalt gegenüber dem einzelnen Missetäter ein unerläßlicher Schlußstrich. Die Amnestie ist mehr als die Gnade. Bei der Gnade nämlich steigt die Staatsgewalt nicht von ihrem Tron herab. Anders bei der Amnestie. Gemeine Verbrechen bleiben deshalb mit Recht von der Amnestie ausgenommen. Sie ergeht gegen politische Vergehen.

„Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu".

Und weil die Gestirne über allen Mächten des politischen Lebens walten, auch über denen, die gerade am Ruder sind, deshalb enthält die Amnestie jene Geste, mit der sich der Regent selbst dem großen Gotte unterstellt, der Zeit genannt wird. Auch die regierende Gewalt lernt zu. Auch sie sieht nachträglich manches mit andern Augen an. Auch sie bedarf daher der Amnestie.

Am üblichsten ist die Amnestie darum dann, wenn ein neuer Regent ins Rampenlicht der Öffentlichkeit tritt. Jede Tronbesteigung pflegte mit einer Amnestie verbunden zu werden. Es ist freilich auch eine Karikatur der Amnestie möglich. Dann nämlich, wenn alljährliche Amnestien beweisen, daß ein Volk unausgesetzt in politischen Krämpfen sich nicht zurechtzufinden weiß, und wenn daher, statt daß mit einem staatsmännischen Griffe Epoche gebildet wird, eine bescheidene Selbstbehauptung durch notgedrungene Amnestien von den jeweiligen Machthabern ausgeht.

Aber wer sind diese jeweiligen Machthaber denn eigentlich? Wie kommen sie in die Herrschaft? Wonach bestimmen sich also die Epochen, in denen die öffentliche Gewalt einen Ruck nach vorwärts tut und, wie wir es nannten, ein neues Blatt in der Geschichte aufgeschlagen werden muß oder darf? Wenn sie den verjüngenden und überraschenden Zeitereignissen den Tribut des Umlernens und Umschwenkens zahlen muß, wie verjüngt sich die Gewalt selber? Wie kommt sie zustande? Wer gibt den Anstoß zu ihren Tätigkeiten und Entscheidungen? Das sind die Fragen, die im letzten Abschnitte einer Lehre von den Gewalten des öffentlichen Lebens besprochen werden müssen.

II, 5.

Die Aufrichtung der Regierung.

Die Auffassung der öffentlichen Gewalt als eines offenen und daher jederzeit gefährdeten Systems, das nach innen und außen, rückwärts und vorwärts das Volk vor der Überwältigung durch Gefahren zu schützen versucht, hat sich in den bisherigen Abschnitten als fruchtbar erwiesen. Wie aber in einem Volke zur Aufrichtung eines solchen Regimentes kommen kann, diese Frage hat noch keine Beantwortung gefunden. Daß Parteien sich bilden, ließ sich aus der inneren Gefahrenlage des wirtschaftlichen Kampfes verstehen. Die Tätigkeit der Verwaltung grenzt außen und innen das Gebiet ab, das der öffentlichen Waltung für bedürftig erklärt wird. Die öffentliche Gewalt selbst muß zu leben haben, um wirken zu können und muß die Kräfte zum Leben den Widerständen der verschiedensten Interessen täglich neu abringen.
Aber die Gaben, die hier von der öffentlichen Gewalt erwartet werden, sind reichlich verschiedener Art. Der Kläger verlangt Gerechtigkeit. Dem Bedürftigen hingegen ist nur durch eine Machtfülle, aus der ihm etwas abgegeben werden kann, zu helfen. Der Apparat der Regierung selber aber verlangt zu seiner Erhaltung jedes weise Taktgefühl, das man letzten Endes als Kunst der Politik bezeichnet. Und diese Aufgaben

können nun in außerordentlichen Zeiten so widerspruchsvoll auseinandertreten, daß die Einheit der Regierung zwischen ihnen zerbricht. Man kann z.B. nicht gleichzeitig Krieg führen außen und innen politisch kämpfen. Daher der Burgfriede in allen Ländern während des Krieges. Man kann den Kriegsteilnehmern nicht mit hohen Steuern für den Staatshaushalt Sorgen bereiten. Das ist die Rechtfertigung der Kriegsanleihepolitik, die wir Deutsche ja nicht etwa allein getrieben haben. Aber eines Tages kommt doch der Übergang aus dem Krieg in den Frieden. Und während dieses Übergangs fangen die Staatstätigkeiten wieder an, ineinander überzugehen. Das ist der Gefahrenpunkt. Und hier ist daher der Prüfstein für die innere Wandlungsfähigkeit einer Regierung. Wird sie das Steuerruder rechtzeitig umlegen können, damit die Ströme nun in das neue Bett hinüberfließen? In England hat Lloyd George im Dezember 1918 das Land bereist, hat „Hang the Kaiser" und „Land fit for heros" gepredigt[1]; d.h. er hat durch die wüsteste Demagogie die Krisis überwunden, ist aber eben damit an all dem Unheil schuldig geworden, das er heut bekämpft.

Bei uns ist die Lösung mißlungen. Denn die Niederlage ließ äußere Ventile nicht offen. Der Kaiser und die Monarchie sind dem Dilemma erlegen. Aus der Katastrophe läßt sich aber das Wesen der Regierung gut erkennen.

---

1) „Hängt den Kaiser" und: „Gebt den Helden Land, wie es ihnen zusteht".

Wir haben schon im vorigen Abschnitt gezeigt,weshalb der Abschluß des Waffenstillstandes durch Ludendorff verfehlt wurde und weshalb dieser „ruchlose Optimismus" der neuen Regierung sich rächen mußte. Darauf muß nun nochmals eingegangen werden.

Bis zum Waffenstillstand hatten die Waffen das Wort.Indem Ludendorff ausgeschifft wurde, traf das Dilemma zwischen den Bedürfnissen des Heeres und den Forderungen der Heimat den Kaiser. Da zeigten sich vor ihm in reinster Form die beiden Aggregatzustände, in denen ein Volk der öffentlichen Gewalt gegenüberstehen kann. An der Front das Volk als Waffenring, ausgeschmiedet zur stummen Tat, Natur, höchstgesteigerte Naturkraft in der Hand seiner Walter und Führer. In der Heimat Volk als Stimme, als Klage, als gequälter Schrei, als flüssige Menge,als beschwerdeführende Masse. Die Front und die Heimat waren im Laufe der vier Kriegsjahre auseinandergetreten: dort alles Volk zu Land, zu Vaterland zu Heeresmacht ausgestanzt. Hier alles Volk zu Leiden, Entbehrung, Ungerechtigkeit, Seuchen, Wucher verurteilt. Die beiden ganz verschiedenen Staatsaufgaben zu hören und zu sehen, zu richten und zu walten,gerecht zu urteilen und mächtig zu gebieten, traten im Herbst 1918 in höchster dramatischer Spannung einander gegenüber. Das Heer verlangte Treue,Führung, Machtentfaltung. Die Heimat Umkehr, Selbstbescheidung, Machtentäußerung. Dies Heer war aber die volle Hälfte des Volkes: die männliche. Was war denn daheim?

Greise, Kinder, Frauen, Krüppel und dazu die weibischen Männer, die Reklamierten.

Es sind die zwei Naturen des Volkes, die sich hier offenbaren: die aktive und die passive, die männliche und die weibliche Natur. Das, was im Abschnitt über die Parteien sich entrollte, war eine Beschreibung des Volkes, das aktiv wird, das zur Aktion drängt; der nächste Abschnitt brachte umgekehrt ein Bild von dem passiven Ausgebreitetsein des Landes vor den Blicken des Gewalthabers, wie es seinen Eingriff und seine Gebietshoheit erwartet.

Die gewöhnliche Vorstellung wird also sein, daß der aktive Teil der Politik von den Männern, der passive von den Weibern getragen wird. Die Verwaltung hat es auf die Kinder, die Frauen, die hilflosen abgesehen. Im Kampf ums Recht hingegen bringt sich der Mann selber zu Gehör.

Die einzigartige Lage des Herbstes 1918 war nun eine Vertauschung der beiden natürlichen Volkshälften: der weiblich-weibische wurde aktiv und trat in den politischen Kampf. Man erinnere sich der Hysterie der Novembristen, des weiblichen Diskants, in dem Kastratennaturen damals kreischten. Aber wenn diese weibische Hysterie unangenehm in den Vordergrund trat, möglich wurde der 9. November doch nur dadurch, daß das echt weibliche, echt mütterliche, echt empfangende Teil in uns allen vom Fürst bis zur Magd befriedigt wurde durch das Aufhören des

Krieges. Allein dies hat dem Zusammenbruch seine Tragweite verliehen, daß hinter dem unmännlichen Treiben sich ein echt weibliches Tun verbarg.

Umgekehrt war das Heer draußen, also der gesamte Mannteil des Volkes, zur Passivität verurteilt, aber auch noch dazu bereit. Je näher der Front, desto größer die moralische Gesundheit der Truppe. Die tapfersten Deutschen sind auch immer die gehorsamsten gewesen. Daß die Aktivität der Männer in Deutschland keine innerpolitische, sondern eine kriegerische sei, kam in der glänzenden Haltung der Kampftruppen zum Ausdruck.

Und so mischen sich Natur und Unnatur in der Situation des 9. November seltsam: Daß die Frauen friedlich, die Männer kriegerisch sind, das ist der Lauf der Welt. Aber daß alles Mannhafte politisch passiv, alles Weibhafte politisch aktiv ist in einem Augenblick, das ist schlechthin anormal. Alle Revolutionen werden von Männern gemacht. Der 9. November aber ist eine Revolution der Passivität, ein Zusammenbruch, weil die Männer uniformiertes, gehorsames Material geworden waren, die Weiber entformte, entsetzte, aufgeschreckte und aufgebrochene Materie.

Von diesen beiden Aggregatzuständen der Menschheit trägt der aktive mehr das Kennzeichen des Volkes, da die Menschen hier in ihrer Absolutheit, in ihrer Freiheit, in ihrer parteiischen Entfesselung auftreten, hingegen der passive mehr das Kenn-

zeichen des Landes. Denn der Mensch wird hier eingereiht in die übrige Natur und als ein materielles Element unter allen andern Eigenschaften der Landesnatur betrachtet.

Sehen wir auf die Lage des Kaisers, eingekeilt zwischen den beiden unnatürlichen Extremen Vaterland und Volk, Heer und Heimat, Machtbereich und Stimmbereich. Schon am 31. Oktober fuhr ein Minister zu ihm ins Hauptquartier, um ihm angesichts der Lage in der Heimat die Abdankung nahezulegen. Der Kaiser lehnte ab, vor allem mit Rücksicht auf das Heer. Dieses werde nach der Abdankung seines obersten Kriegsherrn marodierend nach Deutschland hineinziehen und den Bürgerkrieg entfesseln. Der Feldmarschall bestätigte damals auf Befragen diese ehrliche Befürchtung des Kaisers. So standen sich also die Kriegsverfassung des Reichs und die Friedensordnung des Volkes gegenüber. Das bewog den Kaiser zu zögern und hernach - zu spät - nur als Kaiser, aber nicht als oberster Kriegsherr abzudanken. Er konnte sich aber mit dieser Halbheit erst recht nicht behaupten. Denn die Regierung ist eben unteilbar eine für Heer und Volk. Ihr Sinn ist gerade, sich zwischen beiden zu erhalten. So aber, eingeklemmt zwischen zwei Aufgaben, wurde sie zerrieben.

Immer stehen sich diese Aufgaben entgegen. Aber es ist selten, daß sie unvereinbar werden. Für gewöhnlich ist das Verhältnis kein sich ausschließender Gegensatz.

Jene ist die Form der inneren Politik, des Friedenszustandes, des bürgerlichen Lebens. Es handelt sich um die zivile Ordnung bei allen Rechtsfragen. Diese ist die Form der äußeren Politik, des Kriegszustandes, des soldatischen Lebens. Es handelt sich um die Militärordnung bei allen Machtfragen.

Das gewöhnliche ist, daß die Militär- und die Zivilgewalt sich gegenseitig durchdringen; denn noch im erbittertsten Kriege ist ein Stückchen Friedensrecht. Noch im mildesten Frieden bleibt ein Rest Kriegsgefahr. Zivil- und Militärgewalt sind also unvermeidliche Spannungsverhältnisse angesichts der Teilung alles Gemeinlebens in Volksinteressen und Landesinteressen, Kampf nach innen und Abgrenzung nach außen. Daß sie aber so grotesk auseinanderfallen wie 1918, das ist völlig anormal und nur dadurch zu erklären, daß ganz Deutschland im Verlaufe des Krieges mehr und mehr eine einzige Festung geworden war. In einer Festung allerdings hören alle bürgerlichen Verhältnisse schlechthin auf. Alles verwandelt sich in Vaterlandsboden, der Zoll um Zoll zur Verteidigung, zur Aufopferung, zur Vernichtung preisgegeben wird, wenn es der Krieg verlangt. Daß aber das Volk eines großen Landes sich länger als vier Jahre als Festung fühle, war eine Anforderung, die seine Rückverwandlung in die Freiheitsformen des Friedens ernstlich in Frage stellte. Hier aber setzt die Aufgabe der Regierung ein. An jener Bruchstelle zwischen Zivil und Militär enthüllt sich uns das Geheimnis

der Regierung. Was Herrschaft, Regiment, Führung genannt wird, ist das Scharnier zwischen Militär und Zivil, ist jene Kraft, einen Ruck von Innen nach Außen, von Außen nach Innen zu tun, und dennoch ein und dieselbe öffentliche Gewalt zu bleiben.

Regierung ist mehr als Gebietsherrschaft, ist mehr als politische Gesetzgebung. Sie ist die Einheit, die beide zusammenhält und sich nach Notdurft bald den inneren Sorgen des Volkes, bald den äußeren Sorgen des Landes, bald den eigenen Sorgen der öffentlichen Gewalt widmet.

Sie fällt die Entscheidung über die Rangordnung zwischen Innen-, Außen- und Eigenleben der öffentlichen Gewalt. Sie bestimmt die Tagesordnung des Einsatzes der Kräfte. Sie leitet also vom Krieg in den inneren Frieden, vom Frieden in den äußeren Krieg, vom Krieg in den eigenen Verwaltungsaufbau über. Sie ist Leitung. Aber nicht, weil sie auf allen drei Gebieten: Gesetzgebung des Volkes, Verwaltung des Landes, Selbsterhaltung des Staates den Ton angibt, sondern eben, weil sie das gesamte Volksleben und die Kräfte des Volkes jeweils in die einzelnen Wirkungskreise hineinleitet. Abwechselnd muß sich das Volk für seine eigenen sozialen Fragen, für das finanzielle Staatsbudget und für die großen Landesaufgaben gleich leidenschaftlich ins Zeug legen Das schwankende Volk auf das Gebiet zu lenken, dem gerade Volkskraft notwendig ist, ist das Geheimnis

der Lenkung.

Die Leidenschaften jener vier großen Urkräfte des Lebens in Zeit und Raum sind immer da. Das Volk muß von ihnen allen durchblutet werden. Aber die Regierung kann die Aufmerksamkeit verschieden bald auf diese, bald auf jene Seite des Lebens lenken. Sie gibt also die Richtung der Volkskräfte an. Regieren, regere, heißt richten, Richtung weisen. Regierung ist daher ein besseres Wort als Führung. Beim Führen wird meist stillschweigend vorausgesetzt, daß doch die Richtung feststehe, in die ungefähr zu rücken sei. Aber das Geheimnis der Regierung ist gerade, daß sie in der Windrose der Leidenschaften eines Volkes frei in der Mitte schwingend nicht einseitig nach Norden zeigt, sondern bald dies, bald jenes Kraftfeld bevorzugt, keines je ganz brach liegen läßt und so die Initiative zu allem Wechsel im öffentlichen Leben ergreift.

Innen Erneuerung

Regierung

Überlieferung Außen

Alle Regierung ist also unvermeidlich z e n t r a l e r Art. Ihr Wesen ist es, zentralistisch, Mittelpunkt zu sein. Das bezeichnet deutlicher ihre Eigenart als die Worte: Spitze, Oberhaupt und dergleichen. Sie ist ihrer Natur nach dazu verurteilt, mitten inne zwischen den möglichen Wir-

kungsbereichen sich zu erhalten. Wehe ihr, wenn sie sich verführen läßt, aus dieser Mitte zu weichen und für das Volk nur eine einzelne der verschiedenen Wirkungsweisen der öffentlichen Gewalten zu verkörpern.

Jede Regierung ist aber in Gefahr, aus dieser Mitte zu weichen oder gedrängt zu werden. Das ist das Kernproblem jeder Regierung. Denn jede Zeit reizt und versucht die Regierung, sich auf diese oder jene Spezialität festzulegen.

Da ist zuerst der Ruf nach dem starken Mann, der rücksichtslos durchgreift und eine wirkliche Macht schafft. Ein Staat braucht Macht. Verächtlich ist eine Gewalt, die bitten und betteln muß statt zu vollstrecken. Die Diktatur bietet sich als Ausweg dar. Der Diktator kann über alle Mittel des Volkes unbeschränkt verfügen. Seine Macht ist dadurch gesichert, daß ihm die Volksteile nicht anders denn als Gegenstände seiner Anordnungen gegenüberstehen. Der Krieg ist die Diktatur, wenn er so energisch geführt wird, wie er von Deutschland geführt worden ist. Die grandiosen Kriegstaten von Heer und Flotte stellen ja Machtentfaltungen überwältigendster Art dar. Der Diktator schafft den Belagerungszustand, vielmehr sein Amt besteht darin, die Ordnung des Belagerungszustandes aufzurichten. Nur so kann das größte, der Einsatz aller Volkskraft, erreicht werden. Aber so wird es auch erreicht. Und wenn wir auch eine Diktatur Ludendorff dem Namen nach nicht gehabt haben, in

der Sache hat sie bestanden. Das Hilfsdienstgesetz z.B.ist eine echte Maßregel einer diktatorisch gemeisterten Labe, ebenso die Brotkarte und vieles andere mehr. Die Diktatur: das Wort heißt ja nur,daß ein Gebot gilt, ehe erst alle Gegenbeschwerden sich ausgewirkt haben. Der Soldat, der bestraft wurde, durfte sich bekanntlich erst nach Abbüßung seiner Strafe beschweren. Im Zivil ist es genau umgekehrt. Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge wird der Rechtsstreit öffentlich ausgetragen, ehe der öffentliche Machtapparat in Funktion treten darf. Unter der Diktatur wirkt jeder Spruch der Macht sofort.Einsprüche werden hinterher erledigt. Die Diktatur ist überall dort unentbehrlich, wo keine Zeit verloren werden darf. Diktatur ist Zeitersparnis. Der Diktaturparagraph in jeder Verfassung, ob in der alten oder der neuen, ist unerläßlich. „Vorübergehend" kann auch heut der Reichspräsident die Macht des Reiches sich auswirken lassen, ehe die öffentliche Aussprache stattgefunden hat. Man erkennt deutlich: Die eine Seite der öffentlichen Gewalt wirkt nicht mit, wenn die andere Seite sich auswirkt. Die eine Seite ist der öffentliche Klageweg, ob nun der großen Parteien oder Einzelner, gilt gleichviel, der zum Gesetz hinführt. Die andere Seite ist der ebenso öffentliche Verwaltungs= und Vollstreckungsweg.

Im Normalfall pflegen beide durch das Scharnier gesetzlicher Ermächtigung, der sogenannten Kompetenz, der Zuständigkeit, zusammengehalten

zu werden. Die Verwaltung darf sich nur auswirken, wenn auf irgend eine Weise für sie zu dieser Art von Wirksamkeit eine Vollmacht auf dem Wege der Gesetzgebung gegeben ist. Sie muß sich in den Schranken ihrer gesetzlichen Zuständigkeit halten. Hier also führt ein Verbindungskanal aus dem einen Lager des öffentlichen Lebens in das andere. Die beiden Wirkräume sind in unverkennbarer Weise miteinander verbunden. Das Wesen der Diktatur ist es, ohne diese Verbindungstür zu herrschen. Sie bestimmt ihre Zuständigkeit allein aus dem Zustand, den sie vorfindet, und den sie ändern will und soll. Sie ist also Rechtsfinder und Vollstrecker in einer Person. Während sonst die Macht das Recht schöpfen oder finden oder abstimmen lassen muß, ehe sie es setzen darf, ist sie hier nicht nur für die Festsetzung, sondern auch für die Findung des Rechts selber zuständig. So ist die Diktatur das Standgericht im Großen. Es ist auch hier zwischen dem individuellen Fall und der Verfassungsform im Großen die allerengste Verwandtschaft. Der Einzelfall, der den einzelnen Volksgenossen betrifft, spiegelt nur den Aufbau der Volksordnung im Ganzen. Wenn Gefahr im Verzug ist und aus dem Verzuge droht, so ist die Diktatur und das Standgericht gerechtfertigt. Aber wann ist periculum in mora? Im Kriege herrscht praktisch immer die Diktatur, aber da sie auf einer Ermächtigung der öffentlichen Gewalt zum Kriegführen, auf des Volkes in der Kriegserklärung erklärten Willen beruht, sich

in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, so wird von der Diktatur hier nicht viel Aufhebens gemacht und sie wird nicht eigens so benannt. Diktatur ist also die Übertragung des Kriegszustandes auf Gebiete, auf denen sie nicht so selbstverständlich wie im Heer, im Feindeslande und in der Kriegsgefahr ist. Das kann der Fall sein bei Aufruhr und Bürgerkrieg; wenn sich einer einem durchgehenden Pferdegespann in den Weg wirft, so rettet er die Ordnung. Diktatur wird durch Barikaden hervorgerufen, wie die des General Cavaaignac durch die Arbeiteraufstände in Paris 1848, oder beim Auftreten der Kommunisten in den Leunawerken. Hier droht Selbsthilfe Gewalttätigkeit, und gegen sie wird „ausnahmsweise" der diktatorische Machtbereich eingesetzt. Hier wächst aus der landläufigen Regierungsform die diktatorische als ihre Steigerung heraus . Die öffentliche Gewalt erhält außerordentliche Vollmachten. Aber schon hier bleibt eine unauslöschliche Erinnerung an das Standrecht bei den Betroffenen zurück. Die Zuspitzung der öffentlichen Gewalt zur Diktatur bedeutet immer, daß die diktatorisch niedergeworfene Volksgruppe sich entrechtet fühlt. Diese Form der Diktatur spaltet ein Volk. Fast durchweg sehen wir daher nach solchen Ausnahmezuständen den Versuch der öffentlichen Gewalt, das Andenken an sie durch eine Amnestie zu tilgen. Die Diktatur enthüllt sich also als etwas, was in irgend einer Form später wieder gutgemacht werden muß. Sie ist oft unvermeidlich. Aber sie hat ihren Fluch. Ohne

weiteres findet das Volksleben seinen Weg niemals aus der Diktatur zurück ins Normale. Die Schotten aus der Militärgebotskammer in die Zivilkammer der öffentlichen Gewalt (und umgekehrt) sind eben einen Augenblick geschlossen worden, und die Regierung hat sich damit den Anschein gegeben, als sei sie aus ihrem Mittelpunkt gewichen.

Aber wenn in Deutschland seit 1918 gern nach der Diktatur geseufzt worden ist, so geschah es aus genau dem entgegengesetzten Grund: Die Regierung schien sich plötzlich allein in die Zivilstreitigkeiten der parlamentarischen Redeschlachten zurückgezogen zu haben. Endlose Reden, Wahlen, Gesetze, hinter denen keinerlei Macht, Wahrheit oder Erfolg stand. Hiermit also entartete der politische Kampf der großen Politik in das belanglose Treiben einer Stadtverordnetenversammlung. Der Unterschied der Stadtverordneten einer Gemeinde von der Regierung eines Landes ist allemal, daß jene auf innere, wirtschaftliche, polizeiliche, soziale Aufgaben beschränkt sind, die Regierung aber aus jener einheitlichen Mitte nach außen und innen, vorwärts und rückwärts Verbindung und Sicherung und Steuerung leisten muß. Daß die deutsche Regierung den Eindruck eines Stadtmagistrats macht, das entnervt ihr Ansehen und dadurch erst erhalten wiederum die Parlamente bei uns ihren blutlosen Charakter. Der Machtverlust der Regierung aber ist der größere. Sie hat sich dem Parlament in die Arme geworfen, sucht auf diesem

Felde notgedrungen ihre Lorbeeren und ist damit nicht mehr Lebensmittelpunkt des Volkes. Parteikämpfe, die nicht ausgetragen werden, Tausende von Gesetzen, die nicht befolgt werden, bedeuten die entgegengesetzte Störung der Regierung als die Diktatur, ihre Abdrängung auf das Gebiet der O h n m a c h t . Staatsohnmacht ist das Gegenstück zur Diktatur. Wenn der Krieg mit seinem Höhepunkt der Staatsmacht direkt an die Diktatur herangeführt hat, so haben uns nun die Folgen der Machtzerstörung durch den Waffenstillstand und den Frieden dicht an den Rand der Staatsohnmacht getrieben. Auch hier weicht dann aber die Regierung aus dem Zentrum, in das sie gehört.

Die Diktatur bezeichnet den Zustand,in dem das Gehör und die Klage des Volkes nicht verbürgt sind, die Ohnmacht den Zustand, in dem die Verwaltung wirkungslos bleibt. Die dritte Exzentrizität der Regierung, durch die sie aus der Mitte weicht, ist ihre Entseelung. Die Zeit vor dem Kriege gibt Andeutungen, was darunter zu verstehen ist. Von 1890-1914 herrschte gewiß Ordnung im deutschen Lande,höchste Machtentfaltung. Wie ein italienischer Jurist es ausgedrückt hat: Das einzigartige der Deutschen war, „che si osserva la legge": daß die Gesetze respektiert wurden. Aber es war ein frostiger Respekt. So wie man die neuen Maschinen in Renaissance-Eisengußformen ausschmückte, die Posthäuser gotisch, die Kirchen romanisch oder barock offiziell bauen ließ,

so versteckte sich auch politisch das ganze Zeitalter hinter Masken. Theodor Fontane hat von dem jungen Kaiser 1898 gesagt: „Er fühlt ganz richtig, daß man aus dem armen, knauserigen Preußenstil heraus muß. Aber er greift nun, um das neue, reiche Leben einzukleiden, das dem Reich angemessen wäre, nach den Uniformen der Kürassiere des großen Kurfürsten." Wir mußten gegen England und Rußland Weltpolitik treiben, aber wir hatten als einzigen Generalstabsplan ein Projekt im Pult, in dem ein verflossener Weltzustand vorausgesetzt wurde. Der Kaiser hatte die unmögliche Aufgabe, heute als Fritzischer Soldatenkönig, morgen als liberal-konstitutioneller Monarch und übermorgen als technisch-sozialer Schöpfer des Dr.ing. aufzutreten. Wenn jedes Zeitalter zwischen Vergangenheit und Gegenwart Mühe hat zu bestehen, so war das besondere des Wilhelminischen, daß zwei neue Zeiten gegen eine alte standen: Das unausgelebte Zeitalter Friedrichs III. und des liberalen Bürgertums der Paulskirche und das sozialindustrielle der Elektrizität und der Lufteroberung. Damit bekam aber jede einzelne Regierungshandlung etwas Unbestimmtes, Schillerndes; bald schien sie ein Gespenst aus dem Grabe des Militärstaates, bald ein Hauch der liberalen Ära, bald ein Morgenwind der neuen Zeit. Diese Unausgeglichenheit aber verkroch sich, um doch irgend eine Fassade zu finden, hinter allerlei romantische Dekorationen, ein bischen Kreuzzug nach Jerusalem, ein bischen Babel- und

Bibelstreit, ein bischen Saalburg=Restaurierung und vieles, vieles Ähnliche. Das Leben schien durch historische Maskenzüge vor seiner Zerreißung geschützt werden zu müssen. Es war „stillos". Und man nannte es seufzend selber ein Epigonenzeitalter. Das also gab jene bei allem guten Willen überall und durchgängig gespürte Entseelung dieser Ära. Die Regierung nahm irgendwie keine natürliche, einfache Haltung zur Vergangenheit ein, sondern eine komplizierte, flackernde, romantische

Aber sie war dazu verurteilt durch eine Verschiebung des Schwerpunktes nach der anderen Seite, die ihr vorausgegangen war. Wir haben von dem Monopol Bismarcks in der Außenpolitik schon im vorigen Abschnitt gesprochen. Innen war es aber ähnlich, daß Bismarcks Riesenwuchs jede echte, natürliche Nachfolge unmöglich gemacht hatte. Als der Kaiser 1890 die Regierung ohne Bismarck antrat, fand er einen Trümmerhaufen statt einer lebendigen Regierung, Ressortchefs, aber keine Nachfolger. Der Kaiser hat zu Bismarcks Lebzeiten zweimal Reichskanzler auszuwählen gehabt. Er konnte beidemal nur gänzlich ungeeignete Typen nehmen, wenn auch recht Männer: einmal einen politisch ahnungslosen General, das andere Mal einen uralten Reichsfürsten. Wenn man sich nachträglich den wirtschaftlichen, sozialen und Weltzustand Deutschlands vergegenwärtigt, so erscheinen diese beiden - persönlich hochachtbaren - Persönlichkeiten als Typen für den Kanzlerposten von ei=

ner geradezu grotesken Unzeitgemäßheit, Masken, nicht stilgemäß der Seele des Zeitalters: Caprivi ein Mann von 1840 aus Preußen, Hohenlohe ein Grandseigneur aus dem Zeitalter der großen zivilen Leistungen des Hochadels für das alte Reich, dem 18. Jahrhundert. Woher diese fremdartigen Typen für die dadurch selbst zur Antlitzlosigkeit verurteilte Zeit? Weil nur auf diesen beiden Sonderbeeten des Heeres und der fürstlichen Grandseigneurie Männer von Eigenwuchs aufzutreiben waren, die einigermaßen mit ihrem Reichskanzlertum sich gegenüber dem zürnenden Alten von Friedrichsruh ohne den Fluch der Lächerlichkeit halten konnten.

Die Entseelung der Wilhelminischen Ära kam also daher, daß sie aus dem Schatten Bismarcks nicht herauskam, und daß Bismarck alles getan hat, um diesen Schatten so groß als möglich zu machen. Mit dem Arnimprozeß hatte er ein für allemal allen Befähigten, die nur entfernt Kanzlergelüste verspüren würden, ihr Marquis Posa-Schicksal vorher verkündigt. Die Vernichtung des Grafen Harry Arnim ist einer der hervorstechendsten Züge dieser Ausrottung ebenbürtiger Konkurrenten. Die Weigerung, eine Ehrung des amerikanischen Repräsentantenhauses für den toten Lasker dem deutschen Reichstag zu übermitteln, sperrte diesem den Zugang zur Außenwelt und drückte damit geflissentlich sein Niveau. Der Haß gegen den Hof zerstörte dem Einzigen, den er sich als Erben wohl dachte, die eheliche Verbindung,

die ihn 1890 im Reichsdienst und damit das Reich in der Überlieferung gehalten haben würde. Die Brandmarkung aller seiner persönlichen Gegner als Reichsfeinde versperrte diesen jahrzehntelang den Weg in die Reichsämter. Hierüber ist noch in einem anderen Abschnitt einiges zu sagen. An dieser Stelle handelt es sich ja nicht um eine Charakteristik Bismarcks, sondern um eine vierte Exzentrizität der Regierungsmitte: nach vorwärts, gegenüber der Erneuerung und Verjüngung. Sie kann den Nachwuchs verdorren lassen. Sie ist dann unfruchtbar. Damit haben wir vier Regierungsgefahren ermittelt.

Inneres — Beziehung nach vorwärts
Unfruchtbarkeit

Ohnmacht

Entseelung — Beziehungen nach rückwärts — Diktatur
Äußeres

Dies alles sind keine theoretischen Gefahren der Regierungsmitte, sondern empirische Tatbestände aus den letzten fünfzig Jahren der deutschen Regierung. Da die Diktatur den Verzicht auf den geistigen Kampf der Parteien ums Recht darstellt, so kann man sie als die Ungeist- oder Entgeisterungsform der Regierung kennzeichnen. So stellen sich vier Mißverhältnisse der Regierung heraus:

Entartung:	Ihre Wirkung auf das Volk: Es sterben ab
Ohnmacht	Notwendigkeit
Ungeist (Diktatur)	Freiheit
Entseelung	Aufrichtigkeit
Unfruchtbarkeit	Selbstgefühl.

Diese Mißverhältnisse hinterlassen dann ihre Spuren im Volke,das diese öffentliche Gewalt ertragen muß. Der Ungeist zerstört die Freiheit,die Ohnmacht aber versagt sich den Notwendigkeiten. Das Gespenst der Entseelung bringt die Menschen um ihre Echtheit, um ihre aufrichtige Haltung. Das Streberische, Äußerliche, Unnatürliche des Lebensstils der typisch Wilhelminischen Menschenwelt ist ja oft empfunden und gerügt worden und wurde von ihren eigenen Zeitgenossen kritisiert. Die Unfruchtbarkeit eines Regierungssystems aber erdrückt im Volke den hochständigen, vollwertigen Nachwuchs und läßt nur noch Unterholz, Epigonen übrig.

Dies aber, daß die Regierung absterbe, ist offenbar für ein Volk die größte Gefahr von allen. Eine schlechte Regierung ist besser als gar keine. Unvollkommene Gesetze sind der Gesetzlosigkeit vorzuziehen. Romantische Restaurationspolitik ist besser als bloße Willkür. Aber ein Aussterben der Regierung - das ist das schlimmste in der Politik. Es ist dies ja erst der Tod selbst. Alle andern Exzentrizitäten und Entartungen können geheilt werden.

Eine U n t e r b r e c h u n g in der Kontinuität der Regierung ist schlimmer als alles andere. Das macht z.B. die russische Revolution so entsetzlich, daß hier die Kontinuität des Rechts, des Lebens, des Glaubens, der Gesittung, der Arbeit absichtlich unterbrochen worden sind. Und dennoch: Lenin regiert im Kreml. Er ist der Arbeiter und Bauernzar. Väterchen Lenin setzt die Regierung fort. Ein Volk wäre sonst nicht mehr ein Volk. Ein Volk erkennt sich an der Kontinuität seiner Regierung, auch wenn sie sich nach Memel zurückziehen muß. Es ist wenig ins Bewußtsein eingedrungen, als das Reich vor zwei Jahren tatsächlich durch die Demissionsdrohung Eberts und das Fehlen eines Kabinetts noch einmal vor dem Nichts stand, wie am 9. November. Es ist jedesmal in diesen Jahren ein Wunder gewesen, daß überhaupt noch jemand den seltsamen Ehrgeiz hatte, die Regierung anzutreten. Mit Eberts Abgang aber wäre das Chaos vollkommen geworden. Man hätte dann ein Deutsches Reich vielleicht neu gründen können. Aber das alte wäre erst einmal erloschen gewesen.

Daraus erklärt sich die Verfassungsbestimmung, daß jeweils eine bleibende und eine variable Größe gemeinsam die Regierungsspitze zu bilden haben: der Dualismus von Staatschef und Regierungschef. Der Reichspräsident ist gegenüber dme Minister-Kabinett als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht gedacht. In der Tat: Ebert war bereits im Kabinett

des Prinzen Max, er war dann selbst Reichskanzler, dann erster Volksbeauftragter, dann gewählter Präsident der Nationalversammlung, dann „verlängerter" Präsidernt durch Ersuchen des Reichstags, während sich die Minister dauernd abgelöst haben. So aber ist in allen Ländern das Verhältnis in irgend einer Form geordnet: König und Premier, Kaiser und Kanzler, Lenin und Trotzki, Kamenew, Krassin. Deshalb liegt etwas Unnatürliches und Ungewöhnliches darin, daß ein Präsident der Republik nachträglich noch einmal Ministerpräsident wird, wie Poincaré. Damit werden zwei Seiten der Regierung unheilbar ineinander gemischt: die wechselnde Spezialaufgabe und die bleibende Regierungswürde. Es bedeutet das ja auch in der Tat in Frankreich, daß die Politik der Elastizität beraubt ist und sich festgefahren hat. Sie hält eine einzige Situation krampfhaft fest. Eben dies dokumentiert sich in dem Kreislauf der politischen Würden, diePoincaré wahrnimmt. Ein Staatschef, der erneut Ministerpräsident wird, stempelt eben damit die Ziele seiner Ministerpräsidentschaft zu etwas mehr als Vorübergehendem. Der politische Film stockt, wenn der Mann, der ihn abrollen lassen soll, selbst auf der Leinwand erscheint. Vordergrund und Hintergrund der politischen Bühne fallen dann zusammen, ihr beweglicher und ihr unbeweglicher Teil.

Die Differenz zwischen einem Staatspräsidenten und einem Ministerpräsidenten in der Zeit-

dauer scheint freilich belanglos. Jener wird vielleicht für 4,6,7 Jahre gewählt. Dieser bleibt normalerweise doch auch ein paar Jahre im Amte. Ist also zwischen beiden ein so großer Unterschied? Der Unterschied ist ein gewaltiger. Nur vorübergehend können sich beide ähnlich sehen. Der Unterschied liegt in der Tendenz.

Der Ministerpräsident kommt her aus einem der Spezialgebiete des Staatslebens, als Parteipolitiker, als Verwaltungsbeamter, als Mann der Ideen und er hat die Aufgabe, diese besondere Beziehung offen zu pflegen. Er wird für sein politisches Programm gewählt, insofern es bestimmt und einseitig ist. Das Staatsoberhaupt muß ja auch „irgendwoher" kommen. Aber seine Tendenz muß sein, diese Vergangenheit nicht ausschlaggebend sein zu lassen. Er muß ganz und gar zum Träger der obersten Gewalt werden, so sehr, daß man seine Person über der Sache vergißt: so unbeweglich muß er sein, daß die Wellen des politischen Alltags vor ihm vorüberfluten. Denn dieser Träger der Gewalt muß ja - davon war auszugehen - jenen Mittelpunkt zwischen den verschiedenen Gewalten und Aufgaben darstellen, aus dem es jeweils in die verschiedenen Gebiete herüber und hinüber geht.

Innen Erneuerung

Überlieferung Außen

Die Weichenstellung ist seine Aufgabe, nicht der Kampf auf einem dieser Gebiete in persona. Das Staatsoberhaupt hat seine Verwaltungschefs, sein politisches Kabinett und seinen Generalissimus. Er ist die Umschlagstelle für alle diese verschiedenen und auseinanderstrebenden Staatstätigkeiten. Er muß sich für sie alle teilnehmend interessieren. Aber es ist nicht der Sinn seines Amtes, mehr als Teilnahme zu zeigen und Verständnis. Seine Verantwortung ist höher als die für ein Teilgebiet. Sie umfaßt die Verantwortung für den Zusammenhang der Teilgebiete. Diese höhere Verantwortung kann aber ein Individuum nicht lösen. Staatsoberhaupt ist nie ein einzelner Mensch. Die politische Gerechtigkeit, die Verwaltungsmacht und die verständnisvolle Weisheit, an denen allen er Anteil haben muß, um zu regieren, die sind nicht Sache eines Einzelnen, einzigen Menschen. Von Alters her werden Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit als Tugenden des Herrschers gepriesen. Aber es bedarf zu ihrer überlegenen Anwendung einer Erweiterung des individuellen Wesens durch räumliche und förmliche Hilfen: kein Oberhaupt ist ohne bestimmte Formen und ein bestimmtes Zeremoniell denkbar. Da ist zunächst der Sitz der Regierung, die Hauptstadt und Residenz, die allein das Regieren praktisch ermöglicht. Da ist alles auch äußerlich beieinander, was an Regierungsorganen benötigt wird. Die ungeheure Beweglichkeit des politischen Lebens in Frankreich

hat ein Gegengewicht, dessen konservative Wirkungen meist übersehen werden: die Eigenart der Hauptstadt, Paris. Die räumiche Konzentration aller für das Regieren wesentlichen Kräfte in Paris ist so außerordentlich, daß dadurch die zentrifugalen Kräfte viel leichter zu korrigieren sind als in einem anderen Lande. Die Häupter aller politischen Bewegungen sitzen in Paris. Die Verhaftung von Kommunisten in Paris genügt, um den Kommunismus in Frankreich zu treffen. Und so in allem. Auf dieser Grundlage kann man sich dann das Intriguenspiel der Kabinettsaspiranten leisten. In Berlin ist das unleidlich, weil da München, Köln, Esssen, Königsberg und Dresden vorhanden sind. Wer Paris hat, hat Frankreich. Deshalb darf niemand Paris zu lange haben. Die Tyrannei wäre sonst zu arg. Wer Berlin hat, hat aber nicht Deutschland. Wenn er daher Berlin nur kurz hat, so wird er Deutschland überhaupt nicht haben. Ausstrahlungen brauchen Zeit, Kraft, Mühe. Ehe der Meteor von Berlin aus bis an die Reichsgrenze gedrungen ist, ist er dann schon wieder versunken. Ohnmacht ist die Folge.

Neben der Hauptstadt gehört zur Regierung das Zeremoniell, das Ansehen und eine gewisse Erhöhung der Person. Davon war schon im Abschnitt von den Landesbedürfnissen kurz die Rede. Der Gesetzgeber, das Oberhaupt eines Volkes, muß sinnfällig in die Erscheinung treten. Da wir Menschen aber ohne

„achhilfe in der Masse untergehen, so müssen bestimmte Hilfen und Gehilfen ihn über die Masse herausragen machen. Das geschieht räumlich, indem Beifall oder ehrfurchtsvolles Schweigen sein Kommen und Gehen weithin bemerkbar machen, indem Neugierde von weither die Blicke auf ihn richtet. Das Oberhaupt muß auch deutlich zu oberst stehen. Der Staatschef muß größer wirken als ein Handwerksbursche. Auch der Gewerkschaftsbeamte fährt zweiter Klasse auf der Eisenbahn. Die Leutseligkeit, mit der ein Staatschef möglichst nachdrücklich sich benimmt, wie andere Menschenkinder auch, ist sehr erwünscht als Gegengewicht zu der Höhe seines Amtes. Aber wehe,wenn aus dem bloßen Gegengewicht dieses natürlichen Benehmens des Amtsträgers die Unwichtigkeit des Amtes selber durch Mißverstand gemacht wird. Es ist sehr schön, daß Ebert ein schlichter Bürger ist. Aber sein Verdienst ist, seinem Amt Ansehen verschafft zu haben. Ansehen ist aber gerade Sichtbarkeit, Gewicht, Nachdruck, Eindringlichkeit, Autorität. Ein Oberhaupt, ein Fürst, ein Präsident, eine Führerschicht, ein großer Rat von Moskau oder Zürich oder Mussolinis braucht ein Mindestmaß von Ansehen in der Öffentlichkeit des Gemeinwesens. Er muß aus dem gemeinen Volke heraustreten, allein schon weil er keine Zeit hat. Ihm muß mindestens im Eisenbahn- und Automobilverkehr von den „gewöhnlichen Sterblichen" Platz gemacht werden.

Das Oberhaupt ist eben - so erkennen wir -

das Ungemeine und das Ungewöhnliche. Das muß so sein. Sonst könnte es ihn nicht geben. Die Seltenheit gehört zu den Bedingungen seines Erfolges. Eine wichtige Entscheidung ist ohne ein ungemeines Vermögen in wenigen Händen unmöglich. Kleine Talschaften, von denen zwölf auf die Quadratmeile gehen, können sich theoretisch fast vollständige Genossenschaftlichkeit leisten (praktisch tun sie das Gegenteil). Völker sind von zu vielen Gefahren innen und außen umgeben, um nicht eines vor allem verhindern zu müssen: Anarchie. Es ist ein kurzfristiges Ideal, das die Oberhäupter möglichst hemdärmelig sehen möchte. Man kann diese gesuchte Einfachheit nicht erzwingen. Aber sie wird alsbald unansehnlich, und man kann dann mit ihr,wie die Sprache bedeutsam sagt, „nicht mehr Staat machen". Mit dem Staatschef muß man aber Staat machen können.

Ein zweites Hilfsmittel ist neben dem räumlichen der persönliche Gehilfe. Wer einen Stab um sich versammelt, der gewinnt damit Distanz, Abstand von draußen.Der Adjutant unterscheidet den Stabsoffizier vom Subalternoffizier. Wo mir meines gleichen freiwillig hilft, da werde ich durch diesen freien Dienst des andern eine Stufe höher gehoben. Daher muß es als Ehre gelten, dem Staatschef zu helfen, ihm zu Diensten oder gefällig zu sein. Besteht statt dessen Widerwillen, mit ihm in Berührung zu kommen, gegen ihn aufmerksam zu sein, so ist sicher etwas krank in der Einordnung der öffentlichen Gewalt ins Volk. Der Zwang zur Distanz macht es zu einer

wichtigen Tatsache, auf wen der Staatschef hört, wen er bei sich sieht, wer bis zu ihm vordringt, wem er Vertrauen schenkt. Denn er kann nicht auf alle hören. Er kann zwar, wie der amerikanische Präsident, allen Besuchern des weißen Hauses die Hand schütteln, aber das ändert nichts daran, daß nur ein engerer Kreis von Vertrauten in ständiger Fühlung mit ihm stehen kann. Das Recht, zu diesem Kreise zu gehören, ist ein politisches. Gelingt es nicht, diesen Kreis vernünftig zu begrenzen, können Krethi und Plethi in ihn eindringen, so kann nicht regiert werden. Ebensowenig ist Regierung möglich, wenn dieser Kreis den Herrscher einmauert, sodaß er eine Clique, eine „Kamarilla", eine enge Coterie darstellt, der dem Herrscher die Wege nach allen Seiten der Windrose versperrt.

Hier tritt die ganze Schwierigkeit des „offenen Systems" ins Licht. Es muß nach allen Seiten zugänglich bleiben und darf andererseits doch nicht ohne Auslese verfahren. Denn wenn alle Einflüsse wahllos an das Oberhaupt herandringen könnten, so würde dies vergewaltigt und überrannt. Es hilft nichts, die Einflüsse müssen sich einen Filter gefallen lassen, durch den sie hindurchpassieren. Ein Audienzrecht entwickelt sich. Der Reichspräsident kann nicht gezwungen sein, jeden beliebigen Menschen zu empfangen und so sich von ihm seine kostbare Zeit, sein Gedächtnis, seine Aufmerksamkeit und seine Leistungsfähigkeit stehlen zu lassen. Hier

im Zwang zur begründeten Anmeldung jedes Besuches wirkt der erste einfachste Filter. Die Art, wie heute jeder gefragt und ungefragt,mit Denkschriften, Anregungen, Vorschlägen an die Reichsregierung herantritt, zeigt, daß der Filter zur Zeit nicht funktioniert. Tausend Anregungen sind so unfruchtbar wie keine. Zwanzig wäre fruchtbar. Es ist die Kunst des Reichsoberhauptes, rechtzeitig neue Leute in den Kreis seines Vertrauens zu ziehen; längst ehe sie ein Amt übernehmen, muß er sie kennen. So ist es Eberts Verdienst,auf Cuno aufmerksam geworden zu sein. Nur so hatte er in dem Augenblick, wo sämtliche Parlamentarier verbraucht waren, die Reserve, ohne die das Kanzleramt buchstäblich hätte aufgelassen werden müssen. Diese Suche nach Menschen, aus denen sich etwas machen läßt, ist die zentrale Regierungstätigkeit. Alles andere läßt sich auf andere abwälzen, dies eine aber nicht. Den porösen, durchlässigen Filter, den die Spreu vom Weizen sondernden Auslesekreis nie sich schließen zu lassen, sondern immer in Bewegung zu erhalten, dazu bedarf es der unausgesetzten Frische des Oberhauptes. Denn alle die, die ihn umstehen, alle die, die einmal in seine Nähe gekommen sind, haben natürlich das Bestreben, seine Umgebung dauernd zu bilden. Je größer der Kreis schon ist, desto schwerer also die Offenhaltung der Zufahrtswege für unvorhergesehenen Ersatz. Der spanische König, der inmitten des Schwarms von Höflingen, die ihn nach ehernem Zeremoniell umgeben, einen frischen Menschen sucht,ist das Urbild

für jeden Regenten. „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht - Du hast mir viel gegeben. Schenke mir jetzt einen Menschen! Ich bitte Dich um einen Freund; denn ich bin nicht wie Du allwissend. Die Gehilfen, die Du mir zugeordnet hast, was sie mir sind, weißt Du. Was sie verdienen, haben sie mir gegolten. Ihre zahmen Laster, beherrscht vom Zaume, dienen meinen Zwecken. Ich brauche Wahrheit.- Ihre stille Quelle im dunkeln Schutt des Irrtums aufzugraben, ist nicht das Los der Könige. Gib mir den seltnen Mann mit reinem, offnen Herzen. Mit hellem Geist und unbefangenen Augen, der mir sie finden helfen kann. - Ich schütte die Lose auf; laß unter Tausenden, die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern, den Einzigen mich finden". -

Und als König Philipp den Marquis Posa gefunden hat, da wird diese Erneuerung seines Kreises einfach, aber schlagend durch die Änderung im Audienzrecht kundgetan: Daß er künftig auf Posa hören wird, drückt sich in dem unscheinbaren Worte an den Oberhofmeister aus: „Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen". In Wahrheit ist damit eine einschneidende Verfassungsänderung vollzogen. So sehen eben die wahren menschlichen Entscheidungen in Regierungsangelegenheiten ais. Das was dann später einem solchen in die Nähe des Mittelpunktes gezogenen Talente für ein öffentliches Amt zufällt, ist schließlich Zufall. Die Kunst ist, es an sich zu ziehen. In Frankreich übernimmt diese Rolle des

Köders für alle Talente des ganzen Landes Paris. Man muß in die Hauptstadt gehen, um etwas zu werden. In Deutschland ist es eher umgekehrt. Wer nach Berlin geht, muß schon seine Werdezeit hinter sich haben.

Eben weil der Träger der Gewalt unausgesetzt aus Privatpersonen Teilnehmer und Gehilfen der Regierung machen muß, muß ein Reiz von ihm ausgehen. Sein Amt darf eines gewissen verführerischen Glanzes nicht entbehren. Künste und Wissenschaften müssen an Königs Hofe oder in der republikanischen Hauptstadt gleichermaßen blühen. Die Eintönigkeit des Kasernenhofes oder der Bürokratie in Potsdam oder Karlsruhe würden niemals eine Gewalt regierungsfähig machen. Sie braucht Schönheit, Prunk, Zierrat um sich. Bauten, Gärten, Denkmäler, Theater sind die unentbehrlichen Bekleidungsstücke des Regierungskörpers. Der Luxus ist kein Luxus, wenn er diesem Zwecke dient. Was dem Privatmann übel genommen werden kann, ehrt den Träger öffentlicher Pflichten: daß er unablässig in der Öffentlichkeit erscheint, Einweihungen, Stapelläufe, Ausstellungen, Besichtigungen über sich ergehen läßt. Wollte er das nicht tun, so würde das heißen, daß sich das Leben des Volkes nicht um ihn kümmert, das es eigene Bahnen geht. Das aber hieße, daß er seiner Pflicht, Mittelpunkt zu sein, bald nicht mehr wird genügen können. Besonders prunkvolle Blüten höfischer Kultur scheinen zu Unrecht etwas für heute politisch Belangloses. Sie stellen nur beson-

ders geglückte Lösungen einer Angelegenheit dar,die für jedes Volksoberhaupt eine alltägliche Notwendigkeit ist. Wenn man Kunst und Wissenschaft ihres Wertes für die Regierung ebtkleidet betrachtet, dann werden sie zum bloßen Kulturgut, zum Luxus für die Muße hinter der Arbeitszeit. Aber sie spielen darüber hinaus eine entscheidende Rolle für die Zentrifugierung, die Zurechtwirbelung der Volkskräfte um den Regierungsmittelpunkt herum und zu ihm hin. Ob der einzelne Bauer lesen und schreiben kann,das ist keine Lebensfrage für ein Volk. Aber der Regierungschef muß seinen Verstand und seine Sinne durch tausend Werkzeuge steigern. Er muß vieles und um vieles wissen. Er muß „gebildet" sein,und feste Formen müssen sein Leben bilden. Deshalb das Interesse am Bilde alles dessen, was öffentlich geschieht, an den Photographien der Fürsten oder der Politiker. Ilustrationen des Lebens sind dort nötig, wo dieser Anblick unausgesetzt Kreise ins Volk ziehen muß, um dessen Kräfte in seine Bahnen zu reißen.

Hier wird also noch einmal klar,wie die Kräfte des Volkes unausgesetzt in gewalten des öffentlichen Lebens umgewandelt werden müssen; denn wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten; Gewalt ist in festen Bahnen verlaufende Kraft. Das Geheimnis der Regierung ist, die Kräfte des Volkes rechtzeitig „in geordnete Bahnen" zu lenken.

Aber hierin liegt auch die Tragik des Re-

genten. Er darf sich keinen Augenblick an eine einzelne Aufgabe ganz verlieren. Er gehört nicht sich selber. Er ist eine öffentliche Persönlichkeit. Deshalb sagt Philipp an der oben wiedergegebenen Stelle im „Don Carlos": „(Ich brauche Wahrheit). Ihre stille Quelle im dunkeln Schutt des Irrtums aufzugraben, ist nicht das Los der Könige". Der Philosoph, der Künstler, der Soldat, der Liebende, der Ehemann, all diese Spezialitäten dürfen das Amt nicht gefährden. Mag das alles im Regenten angelegt sein, so ist sein persönliches bischen Glück doch belanglos. Die Staatsraison geht über die bloßen Neigungen zur Tagesordnung über. In Spittelers „Olympischem Frühling" hat Zeus in dem Augenblick, wo ihm die Herrschaft zugefallen ist, keinen anderen Gedanken als eben diesen: „Aufspringend, hochgerichtet, seine Arme weit / ausbreitend, rief er weltwärts: „Jetzt und alle Zeit / weiß ich von eignen Nöten nichts und eignem Leid/. Der Welt und ihren Nöten weiß ich mich geweiht".

Genialität des Regenten für irgend ein Fach ist gefährlich für ein Staatsschiff. In den Mittelpunkt des Volkslebens darf nicht der treten wollen, der irgend einem persönlichen Dämon nachjagt. Dem muß vielmehr entsagt haben, wer regieren will. Entsagung ist die Vorbedingung für den, der Meister sein will über vieles. Umgekehrt freilich gibt Herrschaft die Kraft, allen bloßen Einseitigkeiten zu entsagen. Das ist der Zauber der Herrschaft, daß sie mehr ist als das private, zufällige und persönliche

Leben. Die Schwester Karls V. hat darum nach ihrer Absetzung gesagt: „Wer geherrscht hat, steigt vom Trone wie ins Grab". Und Jesus sagt: „Wer herrscht, kommt zur Ruhe".

Es geben daher kein Talent, keine persönlichen Verdienste Anspruch auf die erste Stelle im Staate. Sie alle geben nur Anspruch auf die zweiten Stellen: also Minister, auch Premierminister, Reichstagspräsident, Reichsgerichtspräsident usw. sollen und müssen die Talente werden. Das Oberhaupt wird nicht für solche Einseitigkeiten bestellt. Diese höchste Stellung ist kein Amt in dem gewöhnlichen Sinne, in dem die Ämter alle durch langjährige Dienste und Verdienste ersessen und erworben werden. Es darf nicht zur „Ochsentour des Geheimrats" ausarten. Denn der Regent ist der Träger der entsagenden Weltoffenheit. Das ist aber eine Verbindung von Kräften, die in bloßen Ämtern verloren zu gehen drohen. Die höchsten Stellen des politischen Lebens schweben frei über aller Anciennität und Dienstrangliste bei Gefahr der Erstarrung.

Was aber macht denn dann den Regenten? Was entscheidet denn, wenn nicht die Talente oder Tugenden entscheiden? Nun, eben jenes Denken, Handeln, Fühlen aus dem Mittelpunkt des Ganzen heraus entscheidet. Die große Entsagung, kraft deren jemand die Weltkräfte nicht auf sich bezieht, sondern auf ein Ganzes. Wer sich in die Mitte der Welt gestellt fühlt, der wird zu ihrer Mitte.

Im „Olympischen Frühling" erringt Apoll in den Wettkämpfen um das Königtum unter allen Göttern die Preise für Kraft, Gerechtigkeits= und Weisheits=leistungen. Trotzdem wird er nicht Sieger. Denn was Tugend, was Gaben! Apoll will sich die Herrschaft redlich verdienen. Das genügt nicht. Denn die wich=tigste Eigenschaft, die von den Preisrichtern ver=langt wird, liegt über diese Nachweise hinaus: „Der letzte Wettstreit, den der Rat uns nennt, ist die Herrschertüchtigkeit, das Regiment". Zeus, der aus den Wettkämpfen wegen Beleidigung ausgestoßene, wird in die Herrschaft eingesetzt, einzig deshalb, weil er vorweg gehandelt hat, als sei er schon der Herrscher. Er hat in Wort und Tat sich bereits herr=scherlich betragen und hat nicht auf den fremden Urteilsspruch gewartet. Deshalb kann Gorgo, der Dä=mon der Macht, schützend vor Zeus treten und Apoll, dem verdienstvollen Tronbewerber zurufen:

„Woher, Apollon, nimmst du die Befugnis, rede,
Dem Schicksalsauserwählten zu entbieten Fehde?
...Wie lautete des Wettkampfs letzte, höchste Probe,
Vom Richtermund gesetzt zum schließlichen Entscheid?
Das Regiment, nicht wahr? Die Herrschertüchtigkeit.
Nun wohl! Die zeigt sich nicht durch noch so viele Gaben;
Die erste Herrschertugend heißt: die Herrschaft haben.
Gleichviel mit welchen Mitteln sie erworben sei,
Und wär's durch Hinterlist und Frevel: einerlei.
Der taugt nicht auf den Tron, den ein Bedenken bindet,
Wer nicht, wenn's sein muß, auch den Mut zum Bösen findet.
Drum fiel auf Zeus die Wahl, erwogen und bedacht,

Weil ihm den Blick entzündete der Blick der Macht,
Weil er verrucht,gewissenstaub, gefahrenblind
Die Herrschaft an sich raffte, einfach und geschwind".

Man erzählt von Napoleon,als die Pariser Regierung den 27jährigen als Generalissimus nach Italien schickte,erhob sich große Empörung unter der Generalität. Man erwog im italienischen Heere, dem Jüngling den Gehorsam zu verweigern. Aufgeregt wird dieser Plan unter den Offizieren des Hauptquartiers besprochen. Man verabredet, wenn er sie begrüße, wolle man mit einem förmlichen Protest erwidern. In diesem Augenblick tritt Napoleon ins Zimmer. Er ist unbemerkt angekommen. Allgemeine Verblüffung. Napoleon hält sich mit keiner Begrüßung auf. In aller seiner Unscheinbarkeit, mit kaum erhobener Stimme tritt er vielmehr an die einzelnen Generäle heran und erteilt jedem kurz und bestimmt mit der charakteristischen Handbewegung seinen Befehl. Aus der Fassung gebracht durch diese sofortige persönliche Indienststellung entfernt sich jeder zu der ihm zugewiesenen Aufgabe. Napoleons Autorität war von diesem Augenblick an nicht nur außer Gefahr, sondern außer aller Debatte.

Wo sich in einem Volke niemand findet,der so ursprünglich und neu sich in die Mitte stellt, da ist's eben mit der Regierung zu Ende. Auch Ebert mußte am 9. November zum Prinzen Max sagen: „Ich bin's". Wo niemand unter eigener Verantwortung sagt:

„Ich bin's", da nützt kein Verfassungsparagraph etwas. Der Satz: Alle Regierung geht vom Volke aus ist noch in keinem Augenblick der Geschichte Wahrheit gewesen und wird es nie sein. Alle Regierung ist ursprüngliche Gewalt und hat daher keine Entstehung in etwas, das außer ihr läge. Verantwortung kann einem niemand abnehmen. Die Kräfte des Volkes sind ja chaotisch, ehe sie von verantwortlicher Stelle her zentriert werden. Es hieße die Welt auf den Kopf stellen, wenn die Beine dem Kopf zurufen könnten, er solle denken. Der Kopf ruft den Beinen zu: sie sollen marschieren und auf die linke oder rechte Seite treten. Die Wähler in einem Volke, die z.B. den Präsidenten wählen, sind Teilhaber des Regiments zu einem winzigen Bruchteil. Das Kreuz des Regierungsamtes zieht eben mit seinen Fangarmen schließlich auch den letzten Bauern und das letzte Dienstmädchen in den Bannkreis des öffentlichen Lebens und macht sie durch Gesetz, Verfassung, Wahlordnung, kurz durch lauter abgeleitete Regierungshandlungen nachträglich zu Teilhabern der Gewalt. Wenn heut zwanzig Millionen Deutsche Stimmrecht haben, so haben sie das alle kraft Gesetzes. Wenn aber Ebert am 9. November die Regierung nicht angetreten hätte, so hätte es keine Kraft zur einheitlichen Reichsgesetzgebung mehr gegeben. Verfolgt man also die Kraftlinien zurück, so ist ihr Ursprung niemals in der Kopfzahl eines 60 Millionen-Volkes gegeben, sondern in der Verantwortung dessen, der aus der Mitte heraus handelt.

Wie sollte das denn auch der Fall sein, daß die gerade Lebenden jeweils regierten?

Regierung heißt doch gar nicht, mit den paar Menschen sich verständigen, die zufällig am Leben sind. Die Verbindung vorwärts und rückwärts durch die Zeit haben wir ja als das Kennzeichen der Regierung erkannt. Volk aber war uns der Inbegriff dieses mehrstufigen Lebens vieler Geschlechter. Regierung ist also mehr als die Tätigkeit, die den meisten Menschen bekannt ist, die in den Tag hinein leben und für den Tag arbeiten müssen, gerade weil sie in den Stammbaum des ganzen Volkes über Jahrhunderte weg eingewachsen ist. Dadurch das Menschen so staatsmännisch denken, daß sie gegenüber dem Tage das Volksschicksal bedenken, schaffen sie ein Volk. Nur durch Regierung bildet sich ein Volk. Denn nur durch Regierung wird die Überlieferung nach rückwärts, die Abgrenzung nach außen, die Bahnung nach vorwärts ermöglicht, an denen sich Millionen von Menschen als zusammengehörig erkennen. Das einzige, was heute die Deutschen ehern zusammenschmiedet, ist doch, daß sie alle den Forderungen der Entente an die Reichsregierung für den verlorenen Krieg mit ausgeliefert sind. Die Feinde lassen keinen heraus aus diesem Ring der Mitverantwortlichkeit für die Kriegsschäden. Sie sind es, die uns zum Volk zusammenzwingen. Man sagt, das Schicksal mache ein Volk, die gemeinsame Not usw. Aber gemeinsam wird eine Not und wird ein Schicksal eben nur durch Mithaftung

und Mitverantwortlichkeit des Volkes für seine öffentliche Gewalt. Das Volk wird durch seine Regierung verpflichtet und berechtigt. In guten Zeiten gibt eine Regierung dem Volke Mitgenuß an ihrer Stellung in der Welt. Heute treffen die Forderungen der Feinde an die Regierung alle Reichsangehörigen und machen allein dadurch unsere Interessen solidarisch. Es kommt heut kein Deutsche aus dem Ring heraus, den die Forderungen des Auslandes an das Reich um alle Deutschen legen. Wer hat aber diese Forderungen verursacht? Eine deutsche Regierung, die nicht „vom Volke ausgegangen ist". Die Hohenzollern sind nicht vom Volke ausgegangen. Und nun haften doch alle Volksgenossen für den verlorenen Krieg. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Was die Herrscher verfehlen, die Völker müssen es büßen. Was nützt es den Sozialisten, daß sie erklären, die deutsche Arbeiterschaft habe den Krieg nicht gewollt, was nützt es, daß die Demokraten freudestrahlend versichern, wir wären nun auch eine Demokratie und dürften daher für das alte Regime nicht verantwortlich gemacht werden?

Das ganze lebende Geschlecht kommt deshalb von der Schuldtragung für die Sünden des alten Regimes nicht los. Völkerschicksale lassen sich nicht an einem Tage abschütteln. Es steht nicht in der Macht eines Volkes, ein neues Leben zu beginnen. Die Ordnung, unter der wir stehen, pflanzt sich fort und

erstreckt sich auf uns, noch ehe wir von ihr wissen, gegen unsern Willen. „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Weh dir, daß du ein Enkel bist! " Diese Faustworte haben heut einen vertieften Sinn für unser Volks schicksal bekommen. Die Tatsache, daß wir aus einer Staats= eine Kriegsgemeinschaft, aus einer Kriegs= aber eine Niederlagegemeinschaft geworden sind, ist nicht „vom Volke ausgegangen". Und dennoch ist das die Ordnung der Weltverhältnisse, von der sich dies Volk regieren lassen muß. Nein, die Regierung geht nicht vom Volke aus!

Und dennoch weiß jedes Kind, was mit diesem Satze gemeint ist. Er heißt, daß die Monarchie ab= geschafft ist, die Erbfolge der Regierung in einem leiblichen Stammbaum. Dieser Satz ist eine falsche Fassung der Tatsache, daß es keinen Kaiser, keine Könige und Fürsten in Deutschland mehr gibt. Die Erbfolge durch das blaue Blut eines abgeschlossenen Personenkreises ist abgeschafft. An ihre Stelle ist die freie Bewerbung von Kandidaten aus dem gan= zen Volke getreten. Es ist aber damit allein noch nicht ein neuer Ursprung der Gewalt geschaffen wor= den, sondern eine andere Nachfolgeordnung! Alle Re= gierung geht vom Volke aus, heißt: An die Stelle der tronfolge tritt eine Nachfolge, an Stelle des Bluts die Wahl.

An dem Gegensatz von Monarchie und Republik

interessiert also die Frage: Woher kommt der N a c h w u c h s ? Aber die Republik hat es so wenig wie das Königtum mit dem Ursprung der Gewalt zu tun. Weder der Tronfolger noch der neue Präsident sind die Erstlinge in der Gewalt und in der Herrschaft. Beide sind Erben, Ebert genau so wie Wilhelm II. Beide haben das Reichsregiment ererbt. Beide treten eine Erbschaft an, die sie vorfinden. Beide haben also nur die Aufgabe, die Herrschaft zu erhalten und zu verjüngen. Ebert muß die Reichsschulden übernehmen genau wie Wilhelm II. die Reichsgrenzen hat übernehmen müssen. Der Ursprung der Regierung hat mit der Art, in der die Nachfolge geregelt wird, nichts zu tun.

Beide, Monarchisten und Republikaner, irren, wenn sie meinen, dort das Geschlecht, hier die Wahl liefere die Erklärung für den Ursprung der Herrschaft. Beides vielmehr dient auch der Fortpflanzung der Herrschaft. Es sind Methoden, um eine einmal aufgerichtete Regierung zu erhalten. Ein Geschlecht und eine Tronfolge gründen keinen Staat, schaffen keinen Mittelpunkt. Eine Wahl tut das aber ebensowenig. Ein Gemeinwesen hat seinen Ursprung niemals in einem bloß physiologisch-körperlichen Tatbestand der Blutsverwandtschaft und genau so wenig in einer mechanischen Stimmzettelfabrikation.

Ein Gemeinwesen hat seinen Ursprung in der Gefahr. Wer eine Gefahr für viele beschwört, der trägt die Krone oder den Sowjetstern. Und erst her-

nach erhebt sich die Frage, wer dieses Amt des Ge=
fahrbeschwörers weiterführen soll, nachdem es einmal
geschaffen worden ist.

Man muß die beiden Fragen nach Ursprung und
Fortpflanzung der öffentlichen Gewalt ganz scharf
trennen. sonst begreift man nicht, welche Vorteile
und welche Nachteile mit den verschiedenen Methoden
der Fortpflanzung erzielt werden. Monarchie und
Republik sind beides nur relative Gegensätze ange=
sichts der viel ursprünglicheren Tat, die in der
Schaffung eines Gemeinwesens liegt. Ein bestimmtes
Gemeinwesen sondert sich aus einem ganzen Kranz
von Möglichkeiten nur dann mit scharfer Bestimmtheit
heraus, wenn es sich nach irgend einer Seite zum
Kampfe stellen muß. Besteht es diesen Kampf,so ist
der, der die Verantwortung zu diesem Kampf auf sich
genommen hat, gerechtfertigt und diese Rechtferti=
gung erweckt das Bedürfnis, ihm die ewige Dauer zu=
zusichern. Also wohlgemerkt: Die Tatsache einer
politischen Einheit, eines Regierungsmittelpunktes
besteht schon, ihre Bewährung ist bereits praktisch
geworden. Erst dann zerbricht man sich die Köpfe
um die Nachfolgeordnung. Alexander hat die Welt ero=
bert; dann bilden sich die Diadochenkämpfe seiner
Feldherren. Caesar hat regiert; dann bildet sich das
Adoptivsystem der caesarischen Nachfolger aus derart,
daß der regierende Caesar seinen Nachfolger selbst
wählen und dann in Form der Adoption als Wahlsohn
ins Amt bringen kann. Dies Adoptivsystem hält genau

nach erhebt sich die Frage, wer dieses Amt des Ge=
fahrbeschwörers weiterführen soll, nachdem es einmal
geschaffen worden ist.

Man muß die beiden Fragen nach Ursprung und
Fortpflanzung der öffentlichen Gewalt ganz scharf
trennen. sonst begreift man nicht, welche Vorteile
und welche Nachteile mit den verschiedenen Methoden
der Fortpflanzung erzielt werden. Monarchie und
Republik sind beides nur relative Gegensätze ange=
sichts der viel ursprünglicheren Tat, die in der
Schaffung eines Gemeinwesens liegt. Ein bestimmtes
Gemeinwesen sondert sich aus einem ganzen Kranz
von Möglichkeiten nur dann mit scharfer Bestimmtheit
heraus, wenn es sich nach irgend einer Seite zum
Kampfe stellen muß. Besteht es diesen Kampf,so ist
der, der die Verantwortung zu diesem Kampf auf sich
genommen hat, gerechtfertigt und diese Rechtferti=
gung erweckt das Bedürfnis, ihm die ewige Dauer zu=
zusichern. Also wohlgemerkt: Die Tatsache einer
politischen Einheit, eines Regierungsmittelpunktes
besteht schon, ihre Bewährung ist bereits praktisch
geworden. Erst dann zerbricht man sich die Köpfe
um die Nachfolgeordnung. Alexander hat die Welt ero=
bert; dann bilden sich die Diadochenkämpfe seiner
Feldherren. Caesar hat regiert; dann bildet sich das
Adoptivsystem der caesarischen Nachfolger aus derart,
daß der regierende Caesar seinen Nachfolger selbst
wählen und dann in Form der Adoption als Wahlsohn
ins Amt bringen kann. Dies Adoptivsystem hält genau

die Mitte zwischen dem, was heut als Tronfolge und Wahl sich schroff gegenübersteht. Es ist geistige Wahl in der Form der leiblichen Tronfolge. Umgekehrt gibt es auch leibliche Tronfolge in der Form der geistigen Wahl. Aus den großen Familien in England und in Ungarn stellen sich die Söhne zur Regierung, und „ein Graf muß es mindestens sein". Die deutschen Könige des Mittelalters wurden gewählt. Aber der Blutkreis, aus dem sie gewählt wurden, war immer der des königlichen Bluts der Franken. Götterblut hat in den Herrschern der Franken gerollt. Nun müssen von Weiber= oder Vaterseite Tropfen dieses blauen Blutes in den Fürstenstammbäumen rollen. Der Kreis der Bewerber um die Nachfolge ist so durch ein biologisches Gesetz geschlossen. Aber der Einzelne, der den Anfang mit einer neuen Herrschaft machen will, der ein Reich gründet, der tut es mit Waffengewalt irgend welcher Art; auch geistige Waffen zählen als Waffen. Hernach, wenn er für seine Nachfolge sorgt, sucht er sich ein Weib aus königlichem Stamme. Das allein ist der Sinn des erblichen Königtums, daß es die Tronfolge bestimmt. Es ist Napoleons erste Tat, zu siegen. Erst seine zweite ist die Ehe mit der habsburgischen Kaisertochter, durch die sein Geschlecht erbfähig werden soll. Das ist der Inhalt des Legitimitätsprinzips. Die Bonaparte sind das letzte Geschlecht, das erfolgreich in diesen alten Ring des blauen Blutes eingebrochen ist und sich die Ebenbürtigkeit erzwungen hat.

Aber alle Herrschaft muß bereits Erfolg gehabt haben, ehe sie erbfähig wird. Erst dann hat sie ein Interesse daran, legitim zu werden. Jede Legitimierung ist eine Entsagung. Das unterscheidet den Usurpator vom Herrscher, daß jener die Entsagung nicht recht=zeitig zu üben versteht. Es gibt eben ein Recht der Zeit bei aller öffentlichen Gewalt. Alle öffentliche gewalt braucht rascheste B e s t ä = t i g u n g , um sich von willkürlicher Gewalt zu unterscheiden. Sie will ja offen und am Tage herrschen,nicht heimlich wie der Dieb in der Nacht. Sie will ruhig dauern, offen anerkannt, geliebt, verehrt, angerufen, benötigt und erwartet werden. Für diese Anbahnung ihres regelmäßigen Tageslaufes bringt die öffentliche Gewalt das Opfer,in die Nachfolge Regeln einzuschalten, über die fremde Gewalten Mitrechte haben: also die leibliche Natur bei der Tronfolge, die Gruppengewalten im Volke bei der Wahl. Es sind das beides auch echte und eigentliche Gewalten: Ob der Regent sich vor Tod und Geburt des Stammes beugt oder vor Nein und Ja der zufällig stimmberechtigten Jahrgänge eines Volkes, in beidem liegt Entsagung. Der Genius, der Ausnahmemensch, der Held und Titan, der Retter des Vaterlandes entsagt dem Eigenwillen; er sorgt,daß und wie er überlebt werden könne. Der Athener Solon ist nach Erlaß seiner Gesetzgebung ins Ausland gegangen. Diese Übertreibung aber ward Athen zum Unheil. Die Tyran=

nei war wenige Jahre später Herrin der Stadt. Also kann die Entsagung auch zu weit getrieben werden. Der Titan kann sich zu tief bücken im Gefühl der Gefahren, die seine Machtstellung für das Gemeinwesen bedeutet. Dann fehlt aber seinem Nachfolger der Schimmer der Ursprünglichkeit, den der Schöpfer und Bahnbrecher auf seine Nachfolger vererben muß, damit sie wieder in den Mittelpunkt gerückt werden. Die griechische Geschichte ist ja voll von erhabenen Vorgängen, bei denen der Ausnahmemensch der Herrschaft entsagt oder aber für seinen Vorrang rechtzeitig verbannt wird, ehe er noch geherrscht hat. Aber das ist nur in schon bestehenden und abgegrenzten Gemeinwesen möglich. Der Ursprung eines Gemeinwesens, das ja zunächst weder innen noch außen Grenzen hat, kann nie so vor sich gehen. Kurz gesagt: Der Ursprung öffentlicher Gewalt ist verantwortliche Geistestat. Ihre Erhaltung aber ist Sache der Bewährung und der rechtlichen Ordnung.

Wer es gut meint mit dem deutschen Gemeinwesen, der tut gut daran, seinen Ursprung aus der Not des 9. November getrennt zu halten von den Formen, in denen der Mittelpunkt der Regierung sich erneuert. Die Erneuerung der Herrschaft mag durch Volksabstimmung wie in Amerika oder durch Parlamentswahl wie in Frankreich geschehen. Aber diese Frage werde nicht vermengt mit der naiven und nachweislich falschen Vorstellung des 18. Jahrhunderts

und der Aufklärung von dem Ursprung der Regierungsgewalt. Der Verfechter dieser seicht rationalistischen blutlosen Theorie schüttet sonst das Kind mit dem Bade aus. Er verschließt sich nämlich das Verständnis für die tiefe Berechtigung des Untergangs der Hohenzollern und das Aufkommen der neuen Regierungsform, die sich heute ans Licht ringt.

Praktisch gesprochen: Die Aufrichtung des deutschen Gemeinwesens von heute beruht auf ganz andern Kräften als die Formen besagen, in denen sich die Wiederwahl Eberts oder die Wahl seines Nachfolgers eines Tages vollziehen wird. Der Erbe einer Macht muß mit den Kräften weiter regieren, mit denen der Urheber Erfolg gehabt hat. Der Formalismus, durch den er jeweils ans Ruder kommt, ist ein Vorgang, der ihn nicht der Pflicht enthebt, auf jenem ersten Ursprung aufzubauen.

Beispiel: Polen ist nicht aus dieser Kraft, sondern von der Entente Gnaden und durch den Sieg der deutschen Waffen über Rußland entstanden. Kein polnisches Staatsoberhaupt kann über diese Daseinsgründe des polnischen Gemeinwesens ungestraft hinwegsehen. Es ist ein Kind des Weltkrieges. Das bestimmt seine Möglichkeiten. Die Kräfte, die ein Gemeinwesen geschaffen haben, müssen es auch erhalten. Das deutsche Gemeinwesen von 1871 war auf den Sieg des preußisch-deutschen Heeres gegründet. Bismarcks letztes Wort an Wilhelm II. soll gelautet

haben: „Solange Eure Majestät die Offizierskorps haben, solange können Sie sich alles erlauben. Nachher ist alles anders". Er hat also das Erbrecht an der Krone ganz beiseite geschoben gegenüber der anderen Frage, wo das deutsche Reich seinen Ursprung hatte. Die Macht des deutschen Gemeinwesens ruht nicht auf dem preußischen Offizierskorps, sondern auf der organisierten Arbeits= und Arbeiterarmee. Die Friedensarmee der Arbeit ist der Ursprung aller Herrschaftsmacht in Deutschland, die zur Zeit besteht.

Der ganze nachträgliche parlamentarische Aufbau ergänzt nur diesen ursprünglichen und tragenden Grund, der allein heut die Einheit des Reiches ermöglicht. Die Regierung Ebert=Cuno ist eine Regierung der industriellen Arbeitsgemeinschaft auf völlig außerparlamentarischer Grundlage. Soweit sie Autorität hat, schöpft sie sie einzig und allein aus dieser Quelle. Denn die Arbeitsgemeinschaft war vor der Nationalversammlung von Weimar da. Die Arbeitsgemeinschaft hat aus dem Chaos des 9. November leidliche Ordnung entstehen lassen. Das in ein Friedensheer der Arbeit umgewandelte deutsche Kriegsheer trägt auch heute das Reich. Die Gewerkschaften sind nur die Gegenerscheinung gegen den preußischen Militarismus. Die Unfruchtbarkeit der Bismarckischen Reichsgründung lag darin, daß allein auf den Krieg und das Militär das Gemeinwesen aufgebaut werden konnte. Es war nicht fortpflanzungsfähig in dieser

Form in dem Augenblick, wo der Krieg nicht mehr seine Grundfläche ausmachte. Der Verlust des Weltkrieges machte die alte Basis sinn= und wertlos. Also mußte eine neue gesucht werden. Und sie bot sich in nichts anderem als im Arbeitermilitarismus der organisier= ten Industriebevölkerung. Wenn der Arbeiter heut zweifellos gewisse Privilegien z.B. vor dem Mittel= stand genießt, so ruht diese seine Vorzugsstellung eben darauf, daß er in die Privilegien des preußi= schen Militärs nachgerückt ist. Der politische So= zialismus kann daher aus der Regierung austreten. Solange die Gewerkschaften mit ihrer Kampfkraft die Leidenschaften des Volkes schlagen, solange ist ein Dasein des deutschen Reiches gesichert, aber keinen Tag länger.

Der Ursprung der Gewalt ruht nicht auf den gesetzlichen Formen, durch die sie sich erhält und erneuert, sondern auf der Gefolgschaft, die sie emporgetragen hat. Ob man die Nationalgardisten Na= poleons, die Faszisten Mussolinis, die preußischen Truppen oder die Arbeiterbataillone nimmt, es ist eine Gefolgschaft, die jeder Regent braucht, um sein Regiment in die Herrschaft einzusetzen und durchzu= setzen. „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schul= tern des Atlas als der preußische Staat auf den Schul= tern seiner Armee". Das neue preußisch=deutsche Reich ruht auf den Schultern der vier Gewerkschafts= und der Unternehmerverbände. Es gibt noch andere Formen der Gefolgschaft. Die großen englischen Regierungspar=

teien bis vor dem Kriege ruhten auf der Gefolgschaft, die das Land abwechselnd der liberalen und konservativen Gentry gewährte. In England herrschte eine Aristokratie in Form der beiden großen Adelsparteien und ihrer Gefolgschaften, ihrer Parteiclans. Diese Verfassung Groß=Britanniens hat der Weltkrieg und der erste Nicht=Gentleman, der Premierminister geworden ist, Lloyd George, zerstört. Damit ist die bisherige Grundlage der englischen Verfassung vernichtet. Und eine neue tragfähige Grundlage besteht noch nicht. Wighs und Tories in England beruhten auf ein und derselben Gefolgschaftsform und auf aristokratischer Führung. Deshalb allein war es möglich, daß sich die beiden Gruppen ohne Revolution in der Herrschaft ablösten. Es waren nur andere Personen, nicht andere Horizonte. Labour hingegen ruht auf einem antiaristokratischen Prinzip. Labour und Tories, Kleinengländer und Großbritannier können sich infolgedessen heut nicht einfach in der Regierung abwechseln. Sie ruhen beide auf entgegengesetzten Verfassungsgrundsätzen. Deshalb geht das britische Reich schweren Stürmen entgegen. Das was Labour regieren will und kann, ist ein ganz anderer Machtbereich als der, den die Konservativen und Unionisten regieren wollen. Diese fühlen sich verantwortlich für das britische Weltreich. Die Labour=Party hat den Horizont der europäischen Insel, die England und Schottland umfaßt.

Ob ein Gemeinwesen auf kriegerischen oder friedlichen Kräften von seinen Urhebern gegründet worden ist, bestimmt seine Regierungsform.

Alles andere sind demgegenüber untergeordnete Einzelfragen. Der Gedanke der deutschen Rechtsparteien, Hindenburg für die Reichspräsidentschaft kandidieren zu lassen, zeugt von der richtigen Erkenntnis, daß die Kräfte des preußischen Heeres mobil gemacht werden müßten, falls der alte Aufbau des Reiches gelingen soll. Daß aber dies Heer verflossen ist und nicht mehr besteht, macht ihren richtig gedachten Plan aussichtslos. Die Vorbedingung für die Wiederkehr der Hohenzollern wäre allerdings die Wiederaufrichtung des Heeres. Erst hernach könnte die Erbfolge wieder einsetzen vom Vater auf Sohnund Enkel. Nun ist dieser Gedanke einer Wiederherstellung des Heeres nach alter Weise mit einem Offizierskorps ein blutloser Traum. Denn der Kern dieses Offizierskorps ist im Weltkrieg weggeschossen worden, die alten Familien sind dezimiert, die Tradition ist unwiderruflich abgerissen. Der Kaiser hat ganz recht gesehen, daß mit seiner Abdankung nicht nur die Rechte der Krone erlöschen würden, sondern außerdem auch das Ende der glorreichen preußischen Armee, auf der das alte Reich beruhte, besiegelt sei. Die wenigsten, die die Abdankung der Fürsten forderten, haben soweit gesehen,daß damit unwiderruflich auch die Wehrordnung wegbrechen müsse, weil sie als Gefolgschaft des Kaisertums aufgebaut war. So mischten sich bei dieser Kandidatur Hindenburg politisch richtiger Machtinstinkt und leere Träumerei in wunderlicher Weise. Auch die Linke aber ist einer leeren Träumerei erlegen, als sie

glaubte, ein Gemeinwesen lebe aus Wahlen und Abstimmungen und Beschlüssen. Die Linke hat darum die Neuwahl Eberts durch das Volk freiwillig zurückstellen müssen. Die harte Wirklichkeit hat sie rechtzeitig genötigt, ihre theoretischen Vorstellungen vom Wesen der Regierungsgewalt zu berichtigen. Es gilt eben zunächst noch, die Existenz einer Regierung in Deutschland zu sichern. Erst hernach wird man sehen, in welcher Weise die Macht weiter gereicht werden soll. Sicher ist dabei aber zweierlei: Das Erste ist: Die Form der leiblichen Blutfolge scheidet aus. Denn diese Form der Regierungserneuerung, die wir als Monarchie bezeichnen, knüpfte ja an eine Blutserblichkeit aller anderen Volkskreise an. Die Formen der regelmäßigen Regierung können nicht willkürlich erfunden werden. Der Regierungsübergang ist ja nicht wie der neue Ursprung einer Regierung etwas Außerordentliches, nicht die Tat des Genies, oder die Folge eines Krieges oder eines Staatsstreiches. Die sogenannte Frage nach der Staatsform betrifft vielmehr doch umgekehrt den normalen Tatbestand, daß alle Menschen sterben müssen und verbraucht werden. Das ist etwas Regelmäßiges. Und für den Regelfall des Regierungswechsels muß man sich einfach an die Regeln anschließen, die im Volke gelten. Wenn nun im Volke jedermann seinen Beruf auf Kind und Kindeskind vererben kann, so ist die Erblichkeit des Herrscheramtes nichts Besonderes. Wo jeder Bauer seinen ältesten Sohn noch bei Lebzeiten zum Nachfolger

bestellt, wo jeder Handwerker sein Meisterrecht ver=erbt, wo der Kaufmann dem Sohn die Firma übergibt, und wo die Söhne des Ritters als Ganerben auf dem Rittergute wohnen bleiben, da ist es kein Problem, daß die Krone auch erblich ist. Was sich jeder im kleinen Kreise wünscht, kann er unmöglich an der Spitze des Staates wegwünschen. Er würde ja dabei den Aufbau der eigenen Eigentumsordnung verleugnen. Solange sich die Erblichkeit der Herrscherwürde in Myriaden von Kleinbürgern im Volke widerspiegelt, ist die Monarchie eine Selbstverständlichkeit. Was aber sehen wir heute? Die Berufe sind alle examinier=te, frei gewählte, unvererbliche geworden. Die Söhne werden nicht, was der Vater war. Eine geistige Nach=folge sucht den geeignetsten auf jeden Platz zu brin=gen. Pfarrer, Lehrer, Beamte, Arbeiter, Ingenieure, Angestellte, Bankdirektoren und Fabrikleiter werden auf ihre Posten berufen. Die ganze Nachfolge des Volkes weicht der blutmäßigen Verkettung aus und sucht sie durch eine Erbfolge des entsprechenden Vor=lebens zu ersetzen. Wie sollten die Kronprinzen ein gutes Gewissen haben, wenn sie nirgends sonst im Volke das Nachrücken des Sohnes in das Amt des Vaters rechtens fanden? Notwendig mußten sie sich isoliert fühlen und sich entweder für Auserwählte, eine Men=schengattung für sich, oder aber für beauernswerte, unnatürliche Existenzen zu halten anfangen. Man den=ke nur an den ewigen Konflikt zwischen der Staats=raison und der persönlichen Neigung bei der Prinzen=ehe.

Die Monarchen waren sozusagen die letzten Erbherren in Deutschland. Ihre Lebensform ist von unten nach oben im Volke ausgestorben. Am Ende waren sie unbegreifliche Reliquien aus einer verschollenen Ordnung der Dinge geworden. Das ganze neunzehnte Jahrhundert hat die Krone unterminiert durch die Freiheit der Berufswahl, die es überall an die Stelle der Familientradition gesetzt hat.

Das macht den Sturz der Monarchien unwiderruflich. Man konnte solange Monarchist sein - wie der Schreiber dieser Zeilen -, solange es möglich schien, die Monarchie über dies Zeitalter der Familienzerstörung erfolgreich hinüberzuretten. Wenn sich im ganzen Volke die Erbfolge der Berufe wieder zugenommen hätte, so wäre die Tronfolge wieder etwas Natürliches geworden. Selbstzweck ist sie ja niemals, sondern bloß ein Ausdruck des Volkszustandes.Heut aber kann von einer solchen Rettung die Rede nicht sein. Selbst wenn sich die Erblichkeit der Berufe wieder einbürgern sollte, so wird sie ganz langsam von unten nach oben wachsen. Die Spitze der Regierung würde dann noch lange gewählt werden müssen,auch wenn im Volk die Söhne schon wieder gewohnt sind, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Und so scheidet die Erblichkeit des Regierungsamtes aus der politischen Debatte aus. Mit dieser Entscheidung steht aber die Aufgabe noch ungelöst vor uns, einen Kreis von Regierungskandidaten aus den Trägern der Reichseinheit hervorzubilden. Nur wenn ein solcher Nachwuchs erzogen werden kann, ist die auf das Heer

der Arbeit aufgebaute Ordnung erhaltungs= und leis=tungsfähig. Alle Gedanken der Vergangenheit über Erziehung der Jugend sind ausgegangen von der Erzie=hung eines regierungsfähigen Nachwuchses. Heute wird es oft so angesehen, als sei die Erziehung eine blo=ße Kulturaufgabe, die man aus Liebe zu den Kindern nur ausbauen müsse. Aber eine öffentliche Angelegen=heit ist es, die die Erziehung zu einer Haupt= und Staatsaktion gemacht hat: Die Prinzenerziehung, die Geistlichenerziehung, die Beamtenerziehung, die Dip=lomatenerziehung und die Soldatenerziehung erzwangen erst öffentliche Einrichtungen, bei deren Aufbau die leiblichen Eltern ausgeschaltet wurden. Das preu=ßische Heer ruhte auf der Schulung seiner Kriegs=schulen und seiner Kriegsakademie. Gelingt es nicht, heute die Arbeitsakademien und Arbeitsschulen zu wah=ren politischen Bildungsanstalten und geschlossenen Erziehungseinrichtungen auszugestalten, so ist Deutschland endgültig ein Land ohne eigene politi=sche Führung im Rate der Völker. Es wird dann von fremden Einflüssen regiert werden.

Ebenso kategorisch wie die hier dargelegte Erledigung der monarchischen Stammeserbfolge mit all ihren Konsequenzen steht das zweite fest. Vier Gruppen, die an die Ergebnisse des Weltkrieges und der Revolution anknüpfen, werden in Deutschland re=gierungsfähig sein. Wir sahen, weshalb Großbritannien nicht von der kleinenglischen Labour Party regiert werden kann. Aus der Grundlage des preußischen Staa=

tes erklärte es sich,weshalb ihn Demokraten nicht regieren konnten. In Deutschland ist nur regierungsfähig, wer die jetzige Grundlage des Staates bejaht: den Bund der Arbeit, der das Reich gerettet hat. Es mag sein, daß einige Gruppen mehr den erfolgreichen Widerstand des Volkes im Weltkrieg, andere mehr die Überwindung des Bürgerkrieges innen als den Ursprung der beginnenden Volksordnung hinstellen zu sollen glauben. Denn beides ist richtig. Aber nur wer überhaupt auf diese Plattform tritt, befindet sich in jener Regierungsmitte, die ihn verantwortungsfähig macht.Das „Reich allemand", wie Clémenceau unser Gemeinwesen zu bezeichnen befahl, ist noch kurzen Datums. Wird es leben? Wenn es leben wird, so wird seine öffentliche Gewalt in Zeit und Raum aufgehängt sein müssen als Parteienordnung im Kampf ums Recht nach innen, als Arbeitsordnung des leidenden Widerstandes im Kampf um die Freiheit nach außen, als Frucht des Weltkrieges und seiner geistigen Revolutionierung der Menschheit nach rückwärts und als Wahlordnung der aus dieser neuen Mitte heraus schöpferisch Lebenden und verantwortlich Wirkenden nach vorwärts.

Das Regierungsoberhaupt braucht kein Heros, kein Genius, kein Diktator und kein Rhetor zu sein. Ein Mann aus dem Volke der Arbeit, geläutert von len Vorurteilen veralteter Theorien durch die Erf rungen, die vom 9. November ausgehen, erprobt im Kampfe für das Recht, getragen vom Vertrauen der Heeresmacht des Arbeitslebens und araufhin ausgewä nach den gesetzlichen Bestimmungen: das ist der Träger, dem das deutsche Volk Autorität zuerkennen kann, die Kraftfelder der öffentlichen Gewalt in seiner Person sichtbar und einheitlich zur Verkörperung zu bringen. Denn er allein steht an jener Stelle, auf die alle Gefahren von außen und innen, von rückwärts und vorwärts zielen. Nur seine Waltung gibt daher dem Volke das, wofür es die öffentliche gewalt benötigt: den Kampf mit der Wirklichkeit seines gegenwärtigen Lebenstages.

==========++++++++++++==========